This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

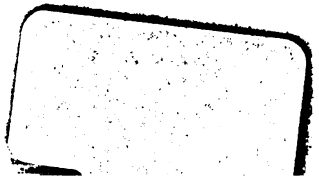
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573852 0



Erstes Buch.

2893
02 Mc-

115

Die verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

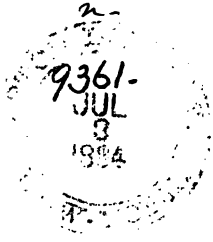
Gustav Freytag.

Dreizehnte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1883.

Freyt
NAL



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

1.

Eine gelehrte Entdeckung.

Es ist später Abend in unserm Stadtwald, leise wispert das Laub in der lauen Sommerluft und aus der Ferne tönt das Geschwirr der Feldgrillen bis unter die Bäume.

Durch die Gipfel fällt bleiches Licht auf den Waldweg und das undeutliche Geäst des Unterholzes. Der Mond besprengt den Pfad mit schimmernden Flecken, er zündet im Gewirr der Blätter und Zweige verlorene Lichter auf, hier läuft es vom Baumstamme bläulich herab wie brennender Spiritus, dort im Grunde leuchten aus tiefer Dunkelheit die Wedel eines Farrnkrautes in grünlichem Golde, und über dem Wege ragt der dürre Ast als ungeheures weißes Geweih. Dazwischen aber und darunter schwarze, greifbare Finsternis. Runder Mond am Himmel, deine Versuche den Wald zu erleuchten sind unordentlich, bleichsüchtig und launenhaft. Bitte, beschränke deine Lichter auf den Damm, der zur Stadt führt, wirf deinen falben Schein nicht allzuschräge über den Weg hinaus, denn linker Hand geht es abschüssig in Sumpf und Wasser.

Pfui, du Lügner! da ist der Sumpf, und der Schuh blieb darin stecken. — Aber dir ist das grade recht, Täuschen und Betrügen ist deine liebste Arbeit, du Phantast unter den Sternen. Man wundert sich allgemein, daß die Menschen der Vorzeit dich als Gott verehrten. Einst hat das griechische Mädchen dich Selene gerufen und sie hat dir die Schale mit purpurnem Mohn bekränzt, um durch deinen Zauber den treulosen Geliebten zu ihrer Thürschwelle zu locken. Damit ist es für immer vorbei.

Wir haben die Wiſſenſchaft und Photogen, und du biſt herabgekommen zu einem armen alten Gaukler, der fern von Menſchen im Walde umherflackert. Zu einem Gaukler! Man erweiſt dir noch allzuviel Ehre, wenn man dich überhaupt als lebendes Weſen behandelt. Was biſt du denn eigentlich? eine Kugel ausgebrannter blaſiger Schlacke, luftlos, farbenlos, waſſerlos. Bah! eine Kugel? Unſere Gelehrten wiſſen, daß du nicht einmal rund biſt, auch darin lügſt du. Wir von der Erde haben dich nach unſerer Seite in die Länge gezogen. Du biſt gewiſſermaßen zugeſpitzt, und deine Geſtalt iſt erbärmlich und unregelmäßig. Du biſt nichts als eine Art großer Erdrübe, welche ſich in ewiger Sclaverei um uns herumwälzt.

Der Wald lichtet ſich, zwiſchen der Stadt und dem Wanderer liegt noch eine weite Raſenfläche mit ihrem Weiher. Sei gegrüßt, du grüner Thalgrund; wohlgepflegte Kieswege ziehen ſich über die Waldwieſe, hier und da erhebt ſich luſtiges Gebüſch und eine Gartenbank. Auf der Bank raſtet bei Tage der wohlhäbige Bürger; die Hände auf das ſpaniſche Rohr geſtützt, ſieht er ſtolz nach den Thürmen ſeiner guten Stadt hinüber. — Iſt heut auch die Flur verwandelt? Vor dem Wanderer breitet ſich's wie eine wogende Waſſerfläche, und es wallt, brodelt und ballt ſich um die Füße, in endloſen Nebelmaſſen ſoweit das Auge reicht. Welches Geiſterheer wäſcht hier ſeine grauen Gewänder? Sie flattern von den Bäumen, ſie ziehen durch die Luft, mattſcheinend, zerfließend, ſich wieder verwebend. Und höher erheben ſich die dämmrigen Gebilde. Sie ſchweben dem Wanderer über das Haupt, die düſtern Maſſen der Bäume verſchwinden, auch den Himmel verbirgt die Dämmerung, jeder Umriß löſt ſich auf in ein Chaos von bleichem Licht und wogender Unform. Noch dauert die feſte Erde unter den Füßen des Schreitenden, und doch wandelt er geſchieden von allen wirklichen Geſtalten der Erde unter leuchtenden körperloſen Schatten. Hier ſammelt ſich's und dort wieder zu ſchwebendem Scheine. Langſam ſchweifen die Luftgebilde an dem Flor, der

den Wanderer umhüllt. Hier bringt eine gebeugte Gestalt heran, einem knieenden Weibe vergleichbar, das vor Schmerz zusammenbricht, dort ein Zug in langen wallenden Gewändern wie römische Senatoren, an ihrer Spitze ein Kaiser mit der Strahlenkrone, aber die Krone und das Haupt zerfließen, kopflos und gespenstig gleitet der große Schatten vorüber. — Dunst der feuchten Wiese, wer hat dich so verwandelt? Wetter! das that wieder der Alte dort oben, der gaukelnde Mond.

Weicht hinterwärts, täuschende Bilder der Dämmerung. Das Thal ist durchschritten, vor dem Wanderer schimmern erleuchtete Fenster, hier ragen die nächsten Häuser der Stadt, zwei stattliche Häuser und zwei Hausbesitzer! Hier wohnen Menschen, Steuerzahler, rührig Schaffende; sie hüllen sich zur Nacht in warme Decken, und nicht in deine wässrigen Gespinste, o Mond, welche als rollende Tropfen von Haar und Bart träufeln; sie haben ihre Launen und ihre Biederkeit und schätzen deinen Werth, Mond, genau nach den Summen, die du der Stadtkasse an Gaslicht ersparst.

In dem Hause zur linken Hand glänzt aus der obern Fensterreihe eine Lampe nahe den Scheiben. Vergeblich mühst du dich, bleiches Wolkenlicht, deine trügenden Strahlen auch dort hineinzuwerfen. Denn ihn, der dort wohnt, sollst du mit deinen Possen nicht kränken, er ist ein Kind der Sonne und ein Held dieser Geschichte. Es ist der Professor Felix Werner, ein gelehrter Philolog, noch ein junger Herr, aber von wohlverdientem Ruf. Da sitzt er an seinem Arbeitstisch und blickt auf verblichene alte Schrift; ein ansehnlicher Mann; wenn er aufsteht, von guter Mittelgröße, dunkles gelocktes Haar umgiebt ihm ein großes Antlitz von kräftiger Bildung, nichts Kleines darin, helle treue Augen unter dunklen Brauen, die Nase leicht gebogen, die Muskeln des Mundes stark entwickelt, wie bei einem beliebten Lehrer der studirenden Jugend natürlich ist. Jetzt grade fährt ein feines Lächeln darüber und die Wangen sind ihm von der Arbeit oder geheimer Aufregung geröthet.

Verſchwinde hinter einer Wolke, Mond, die Geſellſchaft meines Profeſſors iſt mir lieber.

Der Profeſſor ſprang von ſeinem Arbeitstiſch auf und durchſchritt einige Male eifrig das Zimmer, dann trat er an ein Fenſter, welches auf das Nachbarhaus hinſah, ſtellte zwei große Bücher auf das Fenſterbrett, legte ein kleineres darüber und brachte dadurch eine Figur hervor, welche einem griechiſchen P ähnlich ſah und durch den Lichtſchein dahinter für die Augen im Nachbarhauſe ſichtbar wurde. Nachdem er dies telegraphiſche Zeichen gezimmert hatte, eilte er wieder an den Tiſch und beugte ſich von neuem über ſein Buch.

Der Diener trat leiſe ein, das Abendeſſen wegzuräumen, welches auf einem Seitentiſch zurecht geſtellt war. Da er die Speiſen unberührt fand, blickte er mißbilligend auf den Profeſſor und blieb lange hinter dem leeren Stuhl ſtehen. Endlich rückte er ſich in militäriſche Haltung: „Der Herr Profeſſor haben das Abendbrod vergeſſen.“

„Räumen Sie ab, Gabriel,“ befahl der Profeſſor.

Gabriel bewies keinen guten Willen. „Der Herr Profeſſor ſollten wenigſtens ein Stück kalten Braten zu ſich nehmen. Aus Nichts wird Nichts,“ fügte er wohlwollend hinzu.

„Es iſt nicht in der Ordnung, daß Sie hereinkommen mich zu ſtören.“

Gabriel nahm den Teller und trug ihn zum Profeſſor. „Nehmen der Herr Profeſſor wenigſtens ein Paar Biſſen.“

„So geben Sie,“ ſagte der Profeſſor und aß.

Gabriel benutzte die Pauſe, in welcher ſein Herr widerſtandslos bei verſtändlicher Thätigkeit verweilte, zu einer reſpectvollen Anmahnung: „Mein ſeliger Hauptmann hielt ſehr auf ein gutes Abendeſſen.“

„Jetzt aber ſind Sie in's Civile überſetzt,“ verſetzte der Profeſſor lächelnd.

„Es iſt aber auch nicht in der Ordnung,“ fuhr Gabriel hartnäckig fort, „wenn ich allein den Braten eſſe, den ich für Sie hole.“

„Ich hoffe, Sie sind jetzt zufrieden," versetzte der Professor und schob ihm den Teller zurück.

Gabriel zuckte die Achseln. „Es ist zum wenigsten guter Wille. Der Herr Doctor war nicht zu Hause."

„Ich sehe. Sorgen Sie dafür, daß die Hausthür geöffnet bleibt."

Gabriel machte Kehrt und entfernte sich mit den Tellern.

Wieder war der Gelehrte allein, das goldene Licht der Lampe fiel auf sein Antlitz und die Bücher welche um ihn lagen, schneller rauschten die weißen Blätter unter der Hand des Nachschlagenden und in starker Spannung arbeiteten seine Züge.

Da pochte es an die Thür, der erwartete Besuch trat ein.

„Guten Abend, Fritz," rief der Professor dem Eintretenden entgegen, „setze dich auf meinen Platz und sieh hierher."

Der Gast, eine zarte Gestalt, mit feinen Zügen und einer Brille vor den Augen, rückte sich gehorsam zurecht und ergriff ein kleines Buch, welches Mittelpunkt eines Kreises von aufgeschlagenen Werken in jedem Alter und Format war. Mit Kennerblicken musterte er zuerst den Deckel: geschwärztes Pergament mit alten Noten und darunter geschriebenem Kirchentext, er warf einen spähenden Blick auf das Innere des Einbands und suchte nach den Pergamentstreifen, durch welche der übelerhaltene Rücken des Buches mit dem Deckel verbunden war. Dann erst sah er auf das erste Blatt des Inhalts, auf die vergilbten Buchstaben des geschriebenen Textes. „Das Leben der heiligen Hildegard, — die Hand des Schreibers aus dem fünfzehnten Jahrhundert," — sprach er, und sah den Freund fragend an.

„Nicht deshalb zeige ich dir das alte Buch. Sieh weiter. Der Lebensgeschichte folgen Gebete, eine Anzahl Recepte und Wirthschaftsregeln von verschiedenen Händen bis über die Zeit Luthers hinaus. Ich hatte diese Blätter für dich gekauft, du konntest darin vielleicht etwas für deine Sagen oder Volksaberglauben finden. Bei der Durchsicht aber traf ich auf einer

der letzten Seiten diese Stelle, und ich muß dir jetzt das Buch noch vorenthalten. Es scheint, daß mehre Generationen eines Mönchsklosters das Buch benutzt haben, um Bemerkungen einzuzeichnen, denn auf diesem Blatt ist ein Verzeichniß von Kirchenschätzen des Klosters Rossau. Es war ein dürftiges Kloster, das Verzeichniß ist nicht groß oder nicht vollständig. Es wurde von einem unwissenden Mönch, soweit man aus seiner Schrift schließen kann, etwa um 1500 gemacht. Sieh, hier Kirchengeräth und wenige geistliche Gewänder, und hier einige theologische Handschriften des Klosters, für uns gleichgültig, darunter aber zuletzt folgender Titel: „Das alt ungehür puoch von ußfahrt des swigers."

Der Doctor prüfte neugierig die Worte. „Das klingt wie Ueberschrift eines Rittergedichts. Und was bedeuten die Worte selbst: Ist der Ausfahrende ein Schwieger, oder ein Schweigender?"

„Versuchen wir das Räthsel zu lösen," fuhr der Professor mit glänzenden Augen fort, und wies mit dem Finger auf dasselbe Blatt. „Eine spätere Hand hat in lateinischer Sprache dazugeschrieben: „Dies Buch ist latein, fast unlesbar, fängt an mit den Worten: lacrimas et signa und endet mit den Worten: Hier schließt der Geschichten — actorum — dreißigstes Buch. Jetzt rathe."

Der Doctor sah in das erregte Gesicht des Freundes: „Laß mich nicht warten. Die Anfangsworte klingen viel versprechend, aber ein Titel sind sie nicht, es mögen im Anfange Blätter gefehlt haben."

„So ist es," versetzte der Professor vergnügt. „Nehmen wir an: ein, zwei Blätter haben gefehlt. Im fünften Kapitel der Annalen des Tacitus stehen die Worte lacrimas et signa hinter einander."

Der Doctor sprang auf, auch ihm flog ein freudiges Roth über das Antlitz.

„Setze dich," fuhr der Professor fort, den Freund nieder-

drückend. „Der alte Titel vor den Annalen des Tacitus lautete wörtlich überſetzt: „Tacitus, vom Ausgange des göttlichen Auguſtus," beſſer Deutſch: „Vom Hinſcheiden des Auguſtus ab." Wohlan, ein unwiſſender Mönch entzifferte auf irgend einem Blatte die erſten lateiniſchen Worte der Ueberſchrift: „Taciti ab excessu" und verſuchte ſie in's Deutſche zu überſetzen. Er war froh zu wiſſen, daß tacitus ſchweigſam bedeutet, hatte aber nie etwas von dem römiſchen Geſchichtſchreiber gehört, und übertrug alſo wörtlich: Vom Ausgange des Schweigenden."

„Vortrefflich," rief der Doctor. „Und der Mönch ſchrieb ſeine gelungene Ueberſetzung des Titels auf die Handſchrift. Triumph! Die Handſchrift war ein Tacitus."

„Höre noch weiter," ermahnte der Profeſſor. „Im dritten und vierten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung beſtanden die beiden großen Werke des Tacitus, die Annalen und Hiſtorien, in einer Sammlung vereint unter dem Titel: Dreißig Bücher Geſchichten. Wir haben dafür mehre alte Zeugniſſe, ſieh her."

Der Profeſſor ſchlug bekannte Stellen auf und legte ſie vor den Freund. „Und wieder am Ende der verzeichneten Handſchrift ſtand: „Hier ſchließt das dreißigſte Buch der Geſchichten." Dadurch ſchwindet, wie mir ſcheint, jeder Zweifel, daß dieſe Handſchrift ein Tacitus war. Und um das Ganze zuſammenzufaſſen, war das Sachverhältniß folgendes: Zur Zeit der Reformation befand ſich eine Handſchrift des Tacitus im Kloſter Roſſau, der Anfang fehlte. Es war eine alte Handſchrift, ſie war durch die Zeit und ihre Schickſale für Mönchsaugen faſt unlesbar geworden."

„Es muß aber an dem Buch noch etwas Beſonderes gehangen haben," unterbrach der Doctor, „denn der Mönch bezeichnet es mit dem Ausdruck: ungeheuer, welches etwa unſerm Wort unheimlich entſpricht."

„So iſt es," beſtätigte der Profeſſor. „Man darf muthmaßen, daß entweder eine Kloſterſage, die ſich daran geheftet hatte, oder ein altes Verbot das Buch zu leſen, oder wahr-

ſcheinlicher eine ungewöhnliche Beſchaffenheit des Deckels oder Formats dieſe Bezeichnung verurſacht hat. Die Handſchrift enthielt beide Geſchichtswerke des Tacitus, welche durch fortlaufende Bücherzahl verbunden waren. Und wir," fuhr er fort, und warf in der Aufregung das Buch, welches er in der Hand hielt, auf den Tiſch, „wir beſitzen dieſe Handſchrift nicht mehr. Keines von den beiden Geſchichtswerken des großen Römers iſt uns vollſtändig erhalten; uns fehlt, wenn wir die Lücken zuſammenrechnen, wohl mehr als die Hälfte."

Der Freund durchſchritt haſtig das Zimmer. „Das iſt eine von den Entdeckungen, die das Blut ſchneller in die Adern treibt. Dahin und verloren! Aber es überläuft Einen heiß, wenn man deutlich empfindet, daß ſo wenig fehlte, einen koſtbaren Schatz des Alterthums für uns zu retten. Er hat Völkermord, Brand und Zerſtörung von anderthalb Jahrtauſenden überdauert, er liegt noch zu der Zeit, wo das Morgenroth der neuen Bildung bei uns hereinbricht, glücklich verborgen und unbeachtet in einem deutſchen Kloſter, wenige Wegſtunden von der großen Völkerſtraße, auf welcher die Humaniſten hin- und herwandern, die Bilder römiſcher Herrlichkeit im Haupte, begierig nach jeder Ueberlieferung aus der Römerzeit ſuchend. Und kaum eine Tagreiſe entfernt erblühen Univerſitäten, auf denen die Jugend ſich begeiſtert in lateiniſchen Verſen und Proſa übt. Es lag ſo nahe, daß irgend ein Mönch aus Roſſau einem Ordensbruder davon erzählte, der die Kunde nach Mainz oder Köln trug. Es ſcheint unbegreiflich, daß nicht einer von den lateiniſchen Schullehrern, die ſich damals über das ganze Land verbreiteten, Nachricht von dem Buche erhielt und den Brüdern etwas von dem Werth eines ſolchen Denkmals ſagte. Und wie natürlich war, daß der geiſtliche Herr, welcher die Oberaufſicht über das Kloſter übte, von dem geheimnißvollen Bande erfuhr und neugierig die verblichenen Blätter umſchlug. Selbſt dann wäre doch eine Kunde in die Welt gedrungen, und die Handſchrift uns wahrſcheinlich irgendwo erhalten.

Aber nichts von alledem. Und im beſten Fall hat ein Zeitgenoſſe von Erasmus und Melanchthon, ein armer hungernder Mönch die Handſchrift an den Buchbinder verkauft, und abgeſchnittene Streifen kleben noch irgendwo an alten Einbänden. Sogar dafür iſt dieſe Nachricht wichtig. — Das war eine ſchmerzliche Freude, die dir das kleine Buch bereitet hat."

Der Profeſſor faßte die Hand des Freundes, die beiden Männer ſahen einer dem andern in das treue Geſicht. „Nehmen wir an, der alte Erbfeind erhaltener Schätze, das Feuer habe auch dieſe Handſchrift verzehrt," ſchloß der Doctor traurig. „Wir ſind Kinder, daß wir den Verluſt empfinden, als hätten wir ihn heut erlitten."

„Wer ſagt uns, daß die Handſchrift unwiederbringlich verloren iſt?" entgegnete der Profeſſor in unterdrückter Bewegung. „Noch einmal ſetze dich vor das Buch, es weiß uns auch von den Schickſalen der Handſchrift zu erzählen."

Der Doctor ſprang an den Tiſch und ergriff das Büchlein von der heiligen Hildegard.

„Hier hinter dem Verzeichniß," ſprach der Profeſſor und wies auf die letzte Seite des Buches, „ſteht noch mehr."

Der Doctor ſtarrte auf das Blatt, lateiniſche Buchſtaben ohne Sinn und Wortabſatz waren in ſieben Zeilen zuſammengeſchrieben, darunter ſtand ein Name: F. Tobias Bachhuber.

„Vergleiche dieſe Buchſtaben mit jener lateiniſchen Bemerkung neben dem Titel der unheimlichen Handſchrift. Es iſt unzweifelhaft dieſelbe Hand, feſte Züge des ſiebzehnten Jahrhunderts, hier das s, r, das f."

„Es iſt dieſelbe Hand," rief der Doctor vergnügt.

„Die Buchſtaben ohne Sinn ſind kindliche Geheimſchrift, wie man ſie im ſiebzehnten Jahrhundert übte. Dieſe hier iſt leicht zu löſen, jeder Buchſtabe iſt mit ſeinem folgenden vertauſcht. Auf einen Zettel habe ich die lateiniſchen Worte des Textes zuſammengeſtellt. Die Worte lauten auf Deutſch: Beim Herannahen des wüthenden Schweden habe ich, um den

verzeichneten Schatz unſeres Kloſters den Nachſtellungen des brüllenden Teufels zu entziehen, dies Alles an einer trocknen und hohlen Stelle des Hauſes Bielſtein niedergelegt. Am Tage Quaſimodogeniti 37. Alſo am 19. April 1637. — Was ſagſt du nun, Fritz? Es ſcheint doch, die Handſchrift war bis in den dreißigjährigen Krieg nicht verbrannt, denn Frater Tobias Bachhuber, — ſein Andenken ſei geſegnet, — hat ſie in dieſer Zeit noch einer Betrachtung gewürdigt, und da er ihr in dem Verzeichniß eine beſondere Anmerkung gönnt, wird er ſie zuverläſſig bei der Flucht nicht zurückgelaſſen haben. Die geheimnißvolle Handſchrift war alſo bis zum Jahr 1637 im Kloſter Roſſau, und der Frater hat ſie im April dieſes Jahres mit anderer Habe in der hohlen und trocknen Stelle des Schloſſes Bielſtein vor Baners Schweden verborgen."

„Jetzt wird die Sache Ernſt," rief der Doctor.

„Ja, es iſt Ernſt, mein Freund; nicht unmöglich, daß die Handſchrift noch irgendwo verborgen dauert."

„Und Schloß Bielſtein?"

„Es liegt nahe bei dem Städtchen Roſſau. Das Kloſter hat unter dem Schutze des geiſtlichen Schirmherrn bis zum dreißigjährigen Kriege in dürftigen Verhältniſſen fortbeſtanden; im Jahre 1637 wurde Stadt und Kloſter durch die Schweden verwüſtet. Die letzten Mönche verloren ſich, das Kloſter wurde nicht wieder eingerichtet. Das iſt Alles, was ich zur Zeit erfahren konnte. Für das Weitere erbitte ich deine Hülfe."

„Die nächſte Frage iſt, ob das Schloß den Krieg überdauert hat," verſetzte der Doctor, „und was bis jetzt daraus geworden. Schwerer wird zu ermitteln ſein, wo Bruder Tobias Bachhuber geendet hat, und am ſchwerſten, durch welche Hände ſein kleines Buch auf uns gekommen iſt."

„Das Buch fand ich heut bei einem hieſigen Antiquar, es war neuer Erwerb und noch nicht in ſein Verzeichniß aufgenommen. Die weitere Auskunft, welche der Verkäufer etwa geben kann, werde ich morgen holen. — Es lohnt doch, nach-

zufragen," fuhr er kühler fort, bemüht, einen Strom verständiger Erwägung über die aufbrennende Gluth seiner Hoffnungen zu leiten. „Seit jener geheimen Notiz des Fraters sind mehr als zweihundert Jahre verflossen, die zerstörenden Kräfte waren in dieser Zeit nicht weniger thätig als früher, vor andern Krieg und Raub der Jahre, in denen das Kloster zu Grunde ging. So sind wir zuletzt nicht weiter, als wenn die Handschrift einige hundert Jahre früher verloren wäre."

„Und doch steigt mit jedem Jahrhundert die Wahrscheinlichkeit, daß die Handschrift bis zur Gegenwart erhalten ist," warf der Doctor ein, „selbst wenn man für jedes Jahrhundert eine gleiche Zahl von Angriffen auf das Bestehende annimmt. Aber die Zahl der Menschen, welche das Merkwürdige eines solchen Fundes ahnen, ist seit jenem Kriege so groß geworden, daß wenigstens eine Zerstörung durch rohe Unwissenheit fast undenkbar wird."

„Wir dürfen darin auch dem Wissen der Gegenwart nicht zu viel vertrauen," warf der Professor ein. „Wenn es aber wäre," fuhr er auf, und seine Augen strahlten, „wenn uns die Kaisergeschichte des ersten Jahrhunderts, wie sie Tacitus geschrieben, durch ein günstiges Geschick zurückgegeben würde, es wäre ein Geschenk, so groß, daß der Gedanke an die Möglichkeit einen ehrlichen Mann wohl berauschen darf, wie römischer Wein."

„Unschätzbar," bestätigte der Doctor, „für unsre Kenntniß der Sprache, für hundert Einzelheiten römischer Geschichte."

„Für die älteste Geschichte deiner Germanen," rief der Professor.

Beide maßen wieder mit schnellen Schritten die Stube, schüttelten einander die Hände, und sahen einer den andern fröhlich an.

„Und wenn ein günstiger Zufall auf dieser Spur zu der Handschrift leitete," begann Fritz, „wenn sie durch dich dem Tageslicht zurückgegeben würde, du, mein Freund, du bist auch der beste Mann, sie herauszugeben. Der Gedanke, daß deinem

Leben eine ſolche Freude und ſo ruhmvolle Arbeit werden könnte, macht mich glücklicher, als ich ſagen kann."

„Finden wir die Handſchrift," verſetzte der Profeſſor, „ſo kann ſie nur von uns beiden zuſammen herausgegeben werden."

„Von uns?" frug Fritz verwundert.

„Von dir mit mir," entſchied der Profeſſor, „das ſoll deine Tüchtigkeit in weiteren Kreiſen bekannt machen."

Fritz trat zurück. „Wie kannſt du glauben, daß ich ſo etwas annehmen würde?"

„Widerſprich mir nicht," rief der Profeſſor, „du biſt vollkommen dafür geeignet."

„Das bin ich nicht," verſetzte Fritz feſt, „und ich bin zu ſtolz, etwas zu unternehmen, wobei ich deiner Güte mehr verdankte als meiner Kraft."

„Das iſt ungeſchickte Beſcheidenheit," rief der Profeſſor wieder.

„Ich werde es nie thun," entgegnete Fritz. „Du verleugneſt dein Zartgefühl, wenn du nur einen Augenblick daran denkſt, daß ich mich vor dem Publikum mit fremden Federn ſchmücken könnte."

„Ich weiß beſſer als du," rief unwillig der Profeſſor, „was du vermagſt und was dir frommt."

„Jedenfalls frommt mir nicht, dir, der du bei der Arbeit ſelbſt den Löwenantheil haben würdeſt, den Lohn dafür heimlich abzunagen. Nicht meine Beſcheidenheit, ſondern meine Selbſtſchätzung verbietet das. Und dies Gefühl ſollſt du ehren," ſchloß Fritz mit großer Energie.

„Nun," lenkte der Profeſſor ein, die auflodernde Empfindung bändigend, „vorläufig geberden wir uns wie der Mann, welcher Haus und Acker vom Erlös eines Kalbes kaufte, das ihm noch nicht geboren war. Sei ruhig, Fritz, nicht du, nicht ich werden die Handſchrift herausgeben."

„Und niemals werden wir erfahren, was römiſche Kaiſer an Thusnelda und Thumelicus gefrevelt haben," ſagte Fritz, und trat wieder theilnehmend zu dem Freunde.

„Aber es ſind doch nicht Einzelheiten, welche uns den größten Gewinn brächten," begann der Profeſſor ruhiger, „und nicht, daß wir dieſe miſſen, macht uns den Verluſt der Handſchrift empfindlich. Denn für die Hauptſachen verſagen andere Quellen nicht. Das Wichtigſte wäre immer, daß Tacitus der erſte und in mancher Hinſicht der einzige Geſchichtſchreiber iſt, der höchſt auffallende, unheimliche Seiten der menſchlichen Natur dargeſtellt hat. Seine Werke ſind uns zwei geſchichtliche Tragödien, Scenen des Juliſchen und des Flaviſchen Kaiſerhauſes, markerſchütternde Bilder der ungeheuren Umwandlung, welche durch ein Jahrhundert der größte Staat des Alterthums, die Seelen der Gehorchenden, die Charaktere der Herrſcher erfahren; die Geſchichte einer Tyrannenherrſchaft, welche die edlen Geſchlechter vertilgt, eine hohe und reiche Bildung heraustreibt und verdirbt, vor allem die Herrſchenden ſelbſt mit wenigen Ausnahmen entmenſchlicht. Wir haben bis zur Gegenwart kaum ein anderes Werk, deſſen Verfaſſer ſo ſpähend in die Seelen einer ganzen Reihe von Fürſten blickt, ſo ſcharf und genau die Verwüſtungen ſchildert, welche die dämoniſche Krankheit der Könige in den verſchiedenſten Naturen hervorgebracht hat."

„Mich hat immer geärgert," ſagte der Doctor, „wenn man ihm vorwarf, daß er zumeiſt Kaiſer- und Hofgeſchichte geſchrieben. Wer darf Trauben von einer Cypreſſe verlangen und behagliche Freude an dem großartigen Staatsleben von einem Manne, der durch einen großen Theil ſeines Mannesalters täglich Meſſer und Giftbecher eines wahnſinnigen Despoten vor ſeinen Augen ſah."

„Ja," fuhr der Profeſſor beiſtimmend fort, „er gehörte zu den Ariſtokraten, deren Häupter hoch über die Menge herausragen, eine Körperſchaft, unfähig zum Regieren, unwillig im Gehorſam. In dem Gefühl einer bevorzugten Stellung waren ſie die unentbehrlichen Diener, die ſtillen Feinde und Rivalen der Fürſten, in ihnen bildeten ſich die Tugenden und

Laſter einer gewaltigen Zeit zu ungeheuren Erſcheinungen. Wer ſollte die Geſchichte römiſcher Fürſten ſchreiben, als ein Mann aus dieſem Kreiſe? Durch Palaſtintriguen und ſtillen Einfluß dunkler Nebengeſtalten entwickeln ſich die Thatſachen, die ſchwärzeſte Miſſethat verbirgt ſich hinter den ſteinernen Wänden des Palaſtes, das Gerücht, das leiſe Gemurmel des Vorzimmers, der lauernde Blick verſteckten Haſſes ſind oft die einzigen Quellen des Geſchichtſchreibers. Uns bleibt vor ſolcher Zeit nichts übrig, als beſcheiden das Urtheil des Mannes zu ſchätzen, der uns von dieſen fremdartigen Zuſtänden Kunde überliefert hat. Wer die erhaltenen Bruchſtücke des Tacitus ehrlich und geſcheut betrachtet, der wird ſeinen ſichern Blick in die tiefſten Falten eines römiſchen Gemüthes bewundernd ehren. Es iſt ein erfahrener Staatsmann, ein kräftiger und wahrhafter Geiſt, der uns die geheime Geſchichte ſeiner Zeit ſo erzählt, daß wir die Menſchen und all ihr Thun verſtehen, als ob wir ſelbſt Gelegenheit hätten, ihnen in das Herz zu ſehen. Wer das vermag für ſpätere Jahrtauſende, der iſt nicht nur ein großer Geſchichtſchreiber, er iſt auch ein bedeutender Menſch. Und vor ſolcher Geſtalt habe ich immer eine tiefherzliche Ehrfurcht empfunden, und ich halte für eine Pflicht ernſter Kritik, das Mäkeln der Kleinen von ſolchem Bilde fern zu halten."

„Schwerlich hat einer ſeiner Zeitgenoſſen," beſtätigte der Doctor, „ſo tief die Schwächen der eigenen Zeitbildung gefühlt als er. Immer hat mich gerührt, wie er das Schwerflüſſige ſeiner Sprache, das Vieldeutige des Ausdrucks mit der Scheu und Vorſicht entſchuldigt, welche unter der Herrſchaft des Scheuſals Domitian auch in die Seelen der Beſten geſchlagen wurden."

„Ja," ſchloß der Profeſſor, „er iſt ein Mann, ſoweit das in ſeiner Zeit noch möglich war, und das iſt zuletzt die Hauptſache. Denn was uns am meiſten fördert, iſt doch nicht die Summe des Wiſſens, die wir einem großen Manne verdanken, ſondern ſeine eigene Perſönlichkeit, die durch das, was er für

uns geſchaffen, ein Theil unſeres eigenen Weſens wird. Der Geiſt des Ariſtoteles iſt für uns noch etwas anderes, als die Summe ſeiner Lehren, welche wir aus den erhaltenen Büchern zuſammenſuchen. Und Sophokles bedeutet uns etwas ganz anderes, als ſieben erhaltene Tragödien. Die Art, wie er dachte, fühlte, das Schöne empfand, das Gute wollte, die ſoll ein Stück von unſerm Leben werden. Dadurch vor allem wirkt das Wiſſen aus vergangener Zeit befruchtend auf unſer Sein und Wollen. In dieſem Sinne iſt auch die ſchwermüthige trauervolle Seele des Tacitus für mich weit mehr, als ſelbſt ſeine Schilderungen des Kaiſerwahnſinns. — Sieh, Fritz, und deshalb ſind mir dein Sanſcrit und deine Inder nicht recht, ihnen fehlen die Männer."

„Sie ſind wenigſtens für uns ſchwer erkennbar," erwiederte der Freund. „Aber wer, wie du, die homeriſchen Geſänge den Studenten erklärt, der darf nicht verkennen, welcher Reiz darin liegt, in die geheimnißvollſten Tiefen des menſchlichen Schaffens hinabzuſteigen, in die Periode der Menſchheit, wo noch die junge Volkskraft den Einzelnen, welcher in ihr arbeitet, unſerm Blicke verdeckt, und das Volk ſelbſt in Poeſie, Sage, Recht, wie ein Einzelweſen Lebendiges geſtaltend, vor uns tritt."

„Wer ſich nur damit beſchäftigt," verſetzte der Profeſſor eifrig, „der wird leicht phantaſtiſch und weich. Das Studium ſolcher Urzeiten wirkt wie orientaliſcher Mohnſaft. Die Arbeit unter dieſen ſchillernden undeutlichen Gebilden, welche im Dunkel aufleuchten und wieder verſchwinden, verführt zu ungeregeltem Combiniren; wer ſein Lebtag darüber verweilt, wird auch in den Geſichtspunkten, durch die er ſein eigenes Leben beſtimmt, ſchwerlich Willkür fern halten."

Fritz ſtand auf. „Das iſt unſer alter Streit. Ich weiß, du willſt mir nichts Hartes ſagen, aber ich empfinde, daß du dabei an mich denkſt."

„Und habe ich Unrecht?" fuhr der Profeſſor fort, „wahr-

lich, ich habe Respect vor jeder geistigen Arbeit, aber meinem Freund möchte ich die gönnen, welche für ihn am segensreichsten ist. Dein Suchen im indischen Götterglauben und deutscher Mythologie lockt dich von einem Räthsel zu dem andern; in dem endlosen Gebiet von unklaren Anschauungen und Bildern unter wesenlosen Schatten soll eine junge Kraft nicht immer weilen. Zwinge dich zu einem Abschluß. Auch aus äußern Gründen. Es taugt dir nicht, Privatgelehrter zu sein, das Leben ist zu bequem, der äußere Zwang, ein bestimmtes Gebiet von Pflichten fehlen dir. Du hast mehre von den besten Eigenschaften eines Lehrers. Sitze nicht im Hause der Eltern, du mußt Universitätslehrer werden."

Dem Freunde stieg eine dunkle Röthe langsam über die Wangen. „Es ist genug," rief er gekränkt, „wenn ich zu wenig an meine Zukunft gedacht habe, du sollst mir darüber keine Vorwürfe machen. Es war mir vielleicht zu große Freude, an deiner Seite zu leben und der stille Vertraute deiner kräftigen Arbeit zu sein. Etwas von dem Segen, den das Leben eines Mannes allen mittheilt, die an seinem geistigen Schaffen theilnehmen, habe ich in deiner Nähe doch auch empfunden. Gute Nacht."

Der Professor ging auf ihn zu und faßte seine beiden Hände. „Bleibe," rief er, „bist du mir böse?"

„Nein," erwiederte Fritz, „aber ich gehe." Er schloß leise die Thür.

Der Professor ging mit starken Schritten auf und ab, machte sich Vorwürfe über seine Heftigkeit und sorgte um die Stimmung des Freundes. Endlich warf er die Bücher, welche Telegraphendienste verrichtet hatten, heftig auf die Bretter zurück und trat wieder an den Arbeitstisch.

Gabriel leuchtete dem Doctor die Treppe hinab, öffnete die Hausthür und schüttelte den Kopf, als sein Nachtgruß bei dem Herrn nur kurze Erwiederung fand. Er löschte das Licht und horchte nach dem Zimmer seines Herrn. Als er die

Schritte des Professors hörte, entschloß er sich, noch einige Züge lauer Abendluft zu schöpfen, und stieg in den kleinen Hausgarten. Dort stieß er auf den Hausbesitzer Herrn Hummel, welcher wahrscheinlich in derselben Absicht unter den Fenstern des Professors spazierte. Herr Hummel war ein breitschultriger Mann mit einem großen Kopfe und eigensinnigem Gesicht, wohlhäbig und gut erhalten, von ehrbarem und altfränkischem Anstrich. Er rauchte aus einer langen Pfeife mit einer sehr dicken Spitze, an welcher eine Reihe kleiner Kirchthurmsknöpfe hinter einander stand.

„Ein schöner Abend, Gabriel," begann Herr Hummel, „ein gutes Jahr, das wird eine Ernte!" Er stieß den Diener vertraulich an: „Da oben hat's heut etwas gegeben, das Fenster stand offen. Nicht daß ich horchen wollte, aber ich mußte so Manches vernehmen, Gabriel!" schloß er bedeutsam und bewegte mißbilligend seinen Hausbesitzerkopf.

„Er hat wieder das Fenster aufgemacht," versetzte Gabriel ausweichend. „Die Fledermaus und die Motte werden bei der freien Aussicht zudringlich, und wenn er mit dem Doctor discurrirt, sind beide manchmal so laut, daß die Leute auf der Straße stehen bleiben und zuhören."

„Verschluß ist immer gut, bestätigte Herr Hummel. „Was hat's denn eigentlich gegeben? Der Doctor ist der Sohn von da drüben und Sie kennen meine Meinung, Gabriel, ich traue nicht. Ich will niemandem zu nahe treten, aber was von jenem Hause kommt, darüber habe ich so meine Ansichten."

„Worüber es ging?" antwortete Gabriel, „ich hab's nicht gehört, aber das kann ich Ihnen genau sagen, es ging über die alten Römer. Sehen Sie, Herr Hummel, wenn wir die alten Römer hätten, so wäre Vieles bei uns anders. Das waren Eisenbeißer, die verstanden zu fouragiren. Sie führten Krieg, sie eroberten hier und dort."

„Sie sprechen ja wie ein Mordbrenner," sagte Herr Hummel mißbilligend.

„Ja, sie thaten es nicht anders," erwiederte Gabriel selbstzufrieden, „sie waren ein eigennütziges Volk und hatten Haare auf den Zähnen, wie die Igel. Und was am wunderbarsten ist, wie viel Bücher diese Römer bei alledem geschrieben haben. Kleine und große, viele auch in Folio. Wenn ich die Bibliothek abstäube, nimmt es mit den Römern kein Ende, jede Art von Kaliber, und manche sind dicker als die Bibel. Nur sind alle schwer zu lesen, wer aber die Sprache versteht, erfährt vieles."

„Die Römer sind ein abgestorbenes Volk," versetzte Herr Hummel, „als es mit ihnen zu Ende ging, kamen die Deutschen. Der Römer würde es bei uns niemalen thun. Das Einzige, was uns helfen kann, ist die Hansa. Das ist die Einrichtung. Mächtig zur See, Gabriel," rief er, und schüttelte den Rock desselben an einem Knopfe, „die Städte müssen es unternehmen, Bündnisse, Capitalaufnahme, denn Handel ist da, Credit ist da, an Menschen fehlt's nicht. Schiffe bauen, Flaggen aufhissen."

„Und wollen Sie mit Ihrem Kahne auf das große Meer?" frug Gabriel, und wies mit der Hand auf einen kleinen Kahn, der an der hintern Seite des Gartens umgestülpt auf zwei Hölzern lag. „Soll ich mit meinem Professor auf die See gehen?"

„Davon ist nicht die Rede," versetzte Herr Hummel, „aber die jungen Leute, welche zuvörderst unnütz sind. Mancher könnte etwas Besseres thun, als bei seinen Eltern zu Hause sitzen. Warum soll ihr Doctor von drüben nicht als Matrose für's Vaterland mitgehen?"

„Ich bitte Sie, Herr Hummel," rief Gabriel erschrocken, „der junge Herr? Er hat ja ein kurzes Gesicht."

„Thut nichts," brummte Hummel, „dafür giebt's auf der See Fernröhre, und er kann's ja meinetwegen bis zum Kapitän bringen. Ich bin nicht der Mann, der seinem Nächsten etwas Böses wünscht."

„Er ist ein Gelehrter," entgegnete Gabriel, „und dieser Stand ist auch nöthig. Ich versichere Sie, Herr Hummel, ich habe über das gelehrte Wesen nachgedacht, ich kenne meinen Professor genau und zuweilen den Doctor, und ich muß sagen, es ist etwas an der Sache, es ist viel daran. Manchmal bin ich zweifelhaft. Wenn der Schneider den neuen Rock bringt, merkt so Einer nicht, was Jedermann weiß, ob ihm der Rock sitzt, oder ob auf dem Rücken Falten sind. Wenn er auf den Einfall kommt, von einem Bauer eine Fuhre Holz zu kaufen, die vielleicht doch nur gestohlen ist, so bezahlt er hinter meinem Rücken das Holz viel theurer, als jeder Mensch. Und wenn er unversehens ärgerlich wird und sich streitet über Dinge, die wir beide ruhig mit einander besprechen, so wird mir die Sache zweifelhaft. Wenn ich aber dann sehe, wie er sonst ist, barmherzig und freundlich sogar gegen die Fliegen, die um seine Nase tanzen, — denn er holt sie mit dem Löffel aus dem Kaffee und setzt sie draußen aufs Fensterbrett — und wie er aller Welt das Beste gönnen möchte, und wie er sich selber gar nichts gönnt und noch tief in der Nacht liest und schreibt, so wird mir seine ganze Geschichte gewaltig. Und ich sage Ihnen, ich lasse nichts auf die Gelehrten kommen. Sie sind anders als wir, sie verstehen nicht, was unser einer versteht. Aber wir verstehen nicht, was sie verstehen."

„Nun, man hat auch seine Bildung," versetzte Herr Hummel. „Was Sie sagen, Gabriel, haben Sie als ein achtbarer Mensch gesprochen, aber das Eine will ich Ihnen anvertrauen, man kann eine große Wissenschaft haben, und ein recht hartherziges Subject vorstellen, das sein Geld auf Wucherzinsen giebt und seinen guten Freunden die Ehre abschneidet. Und deswegen meine ich: die Hauptsache ist Ordnung und Grenze und seinen Nachkommen etwas hinterlassen. Ordnung hier," er wies auf seine Brust, „und Grenze dort," er wies auf seinen Zaun, „daß man sicher weiß, was Einem selbst gebührt und was dem andern gehört. Und für die Kinder ein festes

Eigenthum, auf dem ſie ſitzen; dann mögen dieſe wieder für ihre Kinder ſorgen. Das iſt, was ich unter Menſchenleben verſtehe.“

Der Hausherr verſchloß die Thür des Zaunes und die Thür des Hauſes, auch Gabriel ſuchte ſein Lager, aber noch lange brannte die Lampe in der Arbeitsſtube des Profeſſors und ihre Strahlen kreuzten ſich an der Fenſterbrüſtung mit dem bleichen Schein des Mondes. Endlich verloſch die Leuchte des Gelehrten, das Zimmer ſtand leer; draußen am Himmel fuhren kleine Wolken an der Mondſcheibe vorüber, und dämmrige Lichter tanzten jetzt als Beherrſcher der Stube über den Schreibtiſch, über die Werke der alten Römer und über das Büchlein des ſeligen Frater Tobias.

2.

Die feindlichen Nachbarn.

In künftigen Zeiten wird, wie man hört, auf dem Erdball eitel Freude und Liebe ſein. Die Menſchheit wird in waſſergrünem und himmelblauem Gewande einhergehen, Sandalen an den Füßen und Palmzweige in der Hand, um dem letzten Haß und der letzten Bosheit Salz auf den Schwanz zu ſtreuen und dieſe Nachtvögel für das große Muſeum der Zukunft auszuſtopfen. Bei ſolcher Jagd wird man finden, daß das letzte Neſt der Unholde zwiſchen den Wänden zweier Nachbarhäuſer hängt. Denn zwiſchen Nachbar und Nachbar niſten ſie, ſeit der Regen vom Dach des einen Hauſes in den Hof des andern rieſelt, ſeit der Sonnenſtrahl durch eine Hausmauer der andern vorenthalten wird, ſeit Kinder die Hände durch den Zaun ſtecken um Beeren zu naſchen, ſeit der Hausherr nicht abgeneigt iſt ſich ſelbſt für beſſer zu halten als ſeine Mitmenſchen. Und es gab zu unſern Tagen wenig Gebäude im Lande, zwiſchen

denen Widerwille und feindliche Kritik so arg wirthschafteten, als zwischen den beiden Häusern am großen Stadtpark.

Viele erinnern sich der Zeit, wo die Häuser der Stadt noch gar nicht bis an den waldigen Thalgrund reichten. Damals hatte die Thalgasse nur wenige kleine Menschenwohnungen, dahinter lag ein wüster Raum, Frau Knips, die Wäscherin, trocknete dort Bürgerhemden und ihre beiden unartigen Jungen warfen einander mit den Holzklammern. Da hatte Herr Hummel einen Trockenplatz am letzten Ende der Straße gekauft und hatte darauf sein schönes Haus gebaut in zwei Stockwerken mit steinernen Stufen und eisernem Gitter, und dahinter ein einfaches Arbeitshaus für sein Geschäft, denn er war Hutfabrikant und trieb die Sache sehr in's Große. Und wenn er aus seinem Hause trat, und die Vorsprünge des Daches und die Gipsarabesken unter den Fenstern musternd überschaute, so sah er von allen Seiten Licht und Luft und freie Natur, und empfand sich als den vordersten Pfeiler der Civilisation gegen den Urwald.

Da begegnete ihm, was manchem Pionier der Wildniß die Ruhe stört: sein Beispiel fand Nachahmung. An einem finstern Morgen des März kam ein Wagen mit alten Brettern an den Wäschplatz gefahren, der ihm gegenüber lag, schnell wurde ein Plankenzaun zusammengeschlagen, Tagelöhner mit Haue und Handkarren begannen Grund zu graben. Das war ein harter Schlag für Herrn Hummel. Aber sein Leid wurde größer. Als er zornig über die Straße schritt und den Maurermeister nach dem Namen des Mannes frug, der gegen Licht und Ruhm seines Hauses feindlich arbeiten ließ, da erfuhr er, daß sein künftiger Nachbar der Fabrikant Hahn sein sollte. Von allen Menschen auf der Welt war dieser der größte Tort, den ihm das Schicksal anthun konnte. Nicht eigentlich als Bürger betrachtet, er war nicht unreputirlich, es ließ sich gegen die Familie nichts Schweres einwenden, aber er war Hummels natürlicher Gegner, denn das Geschäft des neuen Ansiedlers

bewegte ſich auch um Hüte, und zwar um Strohhüte. Dieſen leichten Plunder zu verfertigen iſt nie für eine ernſte Männerarbeit gehalten worden, es war nie ein zünftiges Handwerk, es hat nie das Recht gehabt, Lehrlinge frei zu ſprechen, es iſt ſonſt nur von italieniſchen Bauern betrieben worden, es hat ſich als eine Neuerung mit andern ſchlechten Sitten erſt ſpät in der Welt verbreitet, es iſt im Grunde gar kein Geſchäft, man kauft Strohbänder und läßt ſie durch zuſammengelaufene Mädchen im Wochenlohn aneinander nähen. Und es beſteht eine alte Feindſchaft zwiſchen Filzhut und Strohhut. Der Filzhut iſt eine hiſtoriſche Macht, durch Jahrtauſende geheiligt, nur die Mütze duldete er neben ſich, als gemeine Einrichtung für Werkeltage. Da erhob der Strohhut ſeine Anmaßungen gegen verbrieftes Recht und beanſpruchte frech die Hälfte des Jahres. Seit der Zeit ſchwanken die Wagſchalen des irdiſchen Beifalls zwiſchen dieſen beiden Attributen des Menſchengeſchlechts. Wenn der unſtäte Sinn der Sterblichen nach dem Stroh zuſchwankt, bleibt der ſchönſte Filz, Felbel, Seide und Pappe unbeachtet ſtehn, von der Luft ausgezogen, von Motten zerbiſſen. Hinwiederum wenn die Neigungen der Menſchen nach dem Filz hinfluthen, trägt alles Geborne, Frauen, Kinder und Kindermädchen, kleine Männerhüte, dann liegt das Stroh kläglich, kein Herz ſchlägt dafür und die Hausmaus niſtet in dem ſchönſten Geflecht.

Das war für Herrn Hummel ein ſtarker Grund zum Zorn. Aber es wurde noch ärger. Er ſah täglich, wie das feindliche Haus aus dem Boden wuchs, er beobachtete die Gerüſte, die aufſteigenden Mauern, die Zierrathen der Geſimſe, die Fenſterreihen, — es war zwei Fenſter länger als ſein Haus. Das Erdgeſchoß hob ſich in die Höhe, ein zweiter Stock, zuletzt gar ein dritter — alle Fabrikräume des Strohmanns wurden dem Wohnhaus einverleibt. Das Haus des Herrn Hummel war zu einem unbedeutenden Dinge herabgedrückt. Da ſchritt er zu ſeinem Advocaten und forderte Rache

wegen entzogenem Licht und verschlechterter Aussicht. Natürlich zuckte dieser die Achseln. Das Recht Häuser zu bauen gehörte zu den Grundrechten der Menschheit, es war auch gemeines deutsches Herkommen in Häusern zu leben, und es war voraussichtlich hoffnungslos zu beantragen, daß Hahn auf seinem Grundstück nur ein Leinwandzelt errichten dürfe. So war durchaus nichts zu thun als sich mit Geduld zu fügen, und Herr Hummel hätte sich das selbst sagen sollen.

Seitdem waren Jahre vergangen. Zu derselben Stunde vergoldete das Sonnenlicht die Parkseite der beiden Häuser, stattlich und bewohnt standen sie da, beide gefüllt mit Menschen, welche täglich an einander vorbeigingen. Zu derselben Stunde trat der Briefträger über beide Thürschwellen, die Tauben flogen von dem einem Dach auf das andere, die Sperlinge an den beiden Hausrinnen traten in die gemüthlichsten Beziehungen; um das eine Haus roch es zuweilen ein wenig nach Schwefel, um das andere nach versengten Haaren, aber derselbe Sommerwind trieb vom Walde den Harzgeruch und den Duft der Lindenblüthen durch beide Hausthüren. Und doch, die tiefe Abneigung der beiden Häuser hatte sich nicht verringert. Das Haus Hahn empfand einen Widerwillen gegen versengte Haare, und die Familie Hummel hustete in ihrem Garten zornig, so oft eine Spur von Schwefel in dem Sauerstoff der Luft geargwöhnt wurde.

Zwar wurde das anständige Verhalten zu der Nachbarschaft nicht ganz mit Füßen getreten, wenn auch der Filz eine Neigung zu bärbeißigem Verhalten hatte, das Stroh war biegsamer und bewies in mehren Fällen seine Nachgiebigkeit. Beide Hausherren hatten eine bekannte Familie, in welcher sie zuweilen zusammentrafen, ja beide hatten einmal vor demselben Täufling gestanden und darauf geachtet, daß einer nicht weniger Pathengeld gab als der andere. Deßhalb entstand ein unvermeidliches Grüßen, so oft man ihm nicht aus dem Wege gehen konnte. Aber dabei blieb es. Zwischen dem

Markthelfer, welcher die Strohhüte ſchwefelte, und den Arbeitern, welche über den Haſenhaaren walteten, beſtand glühender Haß. Und die kleinen Leute, welche in den nächſten Häuſern der Straße wohnten, wußten das und thaten redlich das Ihre, um das beſtehende Verhältniß aufrecht zu erhalten. Auch konnte in der That das Weſen der beiden Hausherren ſchwerlich zuſammenſtimmen. Der Dialekt war verſchieden, die Bildung hatte einen anderen Strich, was der eine an Leibgerichten und andern Einrichtungen des Lebens lobte, mißfiel dem andern; Hummel war aus einem Baumſtamm des nördlichen Deutſchland an das Licht geflogen, Hahn aus einer kleinen Stadt in der Nähe herzugeflattert.

Wenn Herr Hummel von ſeinem Nachbar Hahn ſprach, ſo nannte er ihn das Strohfeuer und den Phantaſten. Herr Hahn war ein ſinniger Mann, ſtill und fleißig über ſeinem Geſchäft, in den Freiſtunden aber ergab er ſich auffallenden Liebhabereien. Unleugbar waren dieſe darauf berechnet, dem wandelnden Publikum, welches zwiſchen den beiden Häuſern nach der Waldwieſe und den grünen Bäumen hinauszog, einen guten Eindruck zu machen. In dem kleinen Garten hatte er nacheinander die meiſten Erfindungen gehäuft, durch welche moderne Gartenkunſt die Erde verſchönert. Zwiſchen den drei Fliederbüſchen erhob ſich ein Felſen aus Tuffſtein gemauert mit ſchmalem und ſteilem Pfade zur Höhe, daß nur feſte Bergſteiger ohne Alpenſtock die Expedition nach dem Gipfel wagen konnten, auch ſie in Gefahr, mit der Naſe in den zackigen Tuffſtein zu fallen. Im nächſten Jahre wurden, nahe am Gitterzaun, in kurzen Entfernungen Stangen errichtet, an denen Schlinggewächſe hinaufliefen; zwiſchen je zwei Stangen hing eine bunte Glaslampe. Wenn die Lampenreihe an feſtlichen Abenden angezündet war, warf ſie einen magiſchen Glanz auf die Strohhüte, welche unter dem Fliederbuſch zuſammenſaßen und die Urtheile der Vorübergehenden einſammelten. Den Glaskugeln folgte das Jahr der Papierlaternen. Wieder

im nächſten Jahre erhielt der Garten ein antikes Ausſehen, denn eine weiße Muſe glänzte von Epheu und blühendem Lack umgeben bis weit in den Wald hinein.

Gegenüber ſolcher Neuerungsſucht hielt Herr Hummel feſt an ſeiner Vorliebe für's Waſſer. An der Hinterſeite ſeines Hauſes zog ſich eine ſchmale Waſſerader nach der Stadt. Alljährlich wurde ſein Kahn mit derſelben grünen Oelfarbe angeſtrichen, er ſetzte ſich in ſeinen Freiſtunden am liebſten allein in den Kahn und ruderte ſich ein wenig aus den Häuſern in den Park, nahm ſeine Angel zur Hand und ergab ſich dem Vergnügen, Weißfiſche und anderes kleines Waſſervolk zu fangen.

Ohne Zweifel war das Haus Hummel legitimer, das heißt eigenſinniger, wunderlicher, ſchwerer zu behandeln. Von allen Hausfrauen der Straße erhob Frau Hummel die größten Anſprüche, durch ſeidene Kleider, durch eine goldene Uhr an goldener Kette. Sie war eine kleine Dame mit blonden Locken, immer noch recht hübſch, ſie war im Theater abonnirt, gebildet und zartfühlend, und konnte ſehr böſe werden. Sie ſah aus, als wenn ſie ſich aus nichts etwas mache, aber ſie wußte alles, was auf der Straße vorging. Nur den eigenen Gatten vermochte ihre Regierungskunſt nicht immer zu bewältigen. Doch bewies Herr Hummel, tyranniſch gegen alle Welt, ſeiner Frau große Rückſicht. Wenn ſie ihm im Hauſe zu ſtark wurde, ging er ſtillſchweigend in den Garten, und wenn ſie ihm auch dahin folgte, verſchanzte er ſich in der Fabrik hinter einem Bollwerk von Haaren.

Aber auch Frau Hummel war einer höheren Gewalt unterworfen, und dieſe Macht übte ihr Töchterchen Laura. Von mehren Kindern war ihr nur dies eine geblieben, alle Zärtlichkeit und weiche Empfindung der Mutter war ihm zu Theil geworden. Und es war ein prächtiger kleiner Balg, die ganze Stadtgegend kannte ſie, ſeit ſie die erſten rothen Schuhe trug, ſchon auf dem Arm der Wärterin war ſie oft angehalten

und beſchenkt worden. Luſtig wuchs es auf, ein dralles Mädchen mit zwei großen blauen Augen und rothen Bäckchen, mit dunklem Kraushaar und einem ſchlauen Geſicht. Wenn die kleine Hummel die Straße entlang ſpazierte, ihre Händchen in den Taſchen der Schürze, war ſie die Freude der ganzen Nachbarſchaft. Keck und kurzab wußte ſie ſich in alle zu ſchicken und blieb mit dem kleinen Mäulchen Niemandem etwas ſchuldig. Sie gab dem Holzhacker vor der Thür ihre Butterſemmel und trank mit ihm aus ſeiner Schaale den dünnen Kaffee, ſie begleitete den Poſtboten die ganze Straße entlang, und ihr größtes Vergnügen war mit ihm die Treppen hinaufzulaufen, zu klingeln und ſeine Briefe zu übergeben; ja ſie hatte ſich einſt am ſpäten Abend aus der Stube geſchlichen, ſaß neben dem Nachtwächter auf einem Eckſteine und hielt ſein großes Horn in ungeduldiger Erwartung des Stundenſchlages, zu welchem das Horn ertönen würde. Frau Hummel ſchwebte in einer unaufhörlichen Angſt, daß ihre Tochter einmal geſtohlen werden müſſe, denn mehr als einmal war ſie auf viele Stunden verſchwunden, dann war ſie mit fremden Kindern in ihre Wohnung gegangen und hatte mit ihnen geſpielt; ſie war die Vertraute vieler kleiner Straßenjungen, wußte ſich bei ihnen in Reſpect zu ſetzen, gab ihnen Pfennige und empfing als Zeichen der Achtung Brummteufel und kleine Schornſteinfeger, die aus gebackenen Pflaumen und Holzſtäbchen zuſammengeſetzt waren. Sie war ein gutherziges Kind, das lieber lachte als weinte, und ihr luſtiges Geſicht machte das Haus des Herrn Hummel wohnlicher als die Epheulaube der Hausfrau und das mächtige Bruſtbild des Herrn Hummel ſelbſt, welches recht eigenſinnig auf Lauras Puppenſtube herunterſah.

„Das Kind wird unerträglich," rief Frau Hummel zornig und trat, die betrübte Laura an der Hand, in das Wohnzimmer. „Sie quirlt den ganzen Tag auf der Straße umher. Jetzt als ich vom Markte kam, ſaß ſie neben der Brücke

auf dem Stuhl der Obſtfrau und verkaufte ihr die Zwiebeln. Jedermann blieb ſtehen, und ich mußte mein Kind aus dem Gedränge herausholen."

„Das Wurm wird gut," verſetzte Herr Hummel lachend, „warum willſt du ihr die Jugend nicht gönnen?"

„Sie muß aus dem ordinären Verkehr heraus. Es fehlt ihr aller Sinn für das Feinere, ſie kennt noch kaum die Buchſtaben, und ſie hat einen Abſcheu vor dem Leſen. Auch iſt Zeit, daß mit den franzöſiſchen Vokabeln ein Anfang gemacht wird. Die Betty der Regierungsräthin iſt nicht älter und ſie weiß ihre Mutter ſchon ſo zierlich chère mère zu nennen."

„Die Mutter Scheere und Möhre und den Vater Kohlrabi," verſetzte Herr Hummel. „Die Franzoſen ſind ein artiges Volk. Wenn du ſo beſorgt biſt, deine Tochter für den Markt abzurichten, dann iſt das Türkiſche immer noch beſſer als das Franzöſiſche. Der Türke bezahlt dir Geld, wenn du ihm das Kind verhandelſt, die Andern wollen alle noch etwas dazu haben.

„Sprich nicht ſo ruchlos, Heinrich," rief die Gattin.

„Und du bleib mir mit deinen verdammten Vokabeln vom Leibe, ſonſt verſpreche ich dir, ich lehre das Kind alle franzöſiſchen Redensarten, die ich kenne, es ſind ihrer nicht viele, aber ſie ſind kräftig. Baiſez moi, Madame Uemmel." Damit ging er trotzig aus dem Zimmer.

Das Reſultat dieſer Berathung war aber doch, daß Laura in die Schule ging. Es wurde ihr ſehr ſchwer, zu ſchweigen und zu hören, und längere Zeit waren die Fortſchritte wenig befriedigend. Endlich kam auch in die kleine Seele der Ehrgeiz, ſie klomm die untern Staffeln der Bildung bei Fräulein Johanne heran, dann wurde ſie in das berühmte Inſtitut von Fräulein Jeannette befördert, wo die Töchter anſpruchsvoller Familien das höhere Wiſſen erhielten. Dort lernte ſie die Nebenflüſſe des Amazonenſtromes, viel egyptiſche Geſchichte,

tippte auf den Deckel eines Elektrophors, ſprach franzöſiſch über das Wetter, las engliſch in einer kunſtvollen Weiſe, welche ſogar dem gebornen Britten die Anerkennung abnöthigte, daß in dem Inſtitut eine neue Sprache erfunden werde, und wurde endlich in allen Feinheiten eines deutſchen Aufſatzes gebildet. Sie ſchrieb kleine Abhandlungen über den Unterſchied zwiſchen Wachen und Schlafen, über die Gefühle der berühmten Cornelia, Mutter der Gracchen, über die Schrecken eines Schiffbruchs und die wüſte Inſel, auf welche ſie ſich gerettet hatte. Zuletzt erwarb ſie Kenntniſſe in der Abfaſſung von Strophen und Sonetten. Bald ſtellte ſich heraus, daß Lauras Hauptſtärke nicht in der franzöſiſchen, ſondern in der deutſchen Sprache lag, ihr Stil wurde die Freude der Anſtalt, ja ſie begann ihre Lehrerinnen und die liebſten Mädchen in Gedichten anzuſingen, welche den ſchwierigen Versbau des großen Schiller vom Kranze aus goldenen Aehren bis zur Form aus Lehm gebrannt ſehr glücklich nachahmten. Jetzt war ſie mit achtzehn Jahren ein hübſches roſiges Fräulein, immer noch rund und luſtig, immer noch die Gebieterin des Hauſes, und bei allen Leuten auf der Straße beliebt.

Die Mutter, ſtolz auf die Bildung der Tochter, hatte ihr nach der Confirmation ein Oberſtübchen geräumt, das auf die Bäume des Parkes hinausſah, und Laura richtete ſich ihr kleines Heimweſen zu einem Feenſchloß ein, mit Epheu, mit einem kleinen Blumentiſch, mit einem allerliebſten Schreibzeug aus Porcellan, auf welchem Schäfer und Schäferin neben einander ſaßen. Dort oben verlebte ſie ihre ſchönſten Stunden bei Feder und Löſchblatt, denn ſie ſchrieb vor Jedermann verborgen ihre Memoiren.

Aber auch ſie theilte die Abneigung ihrer Familie gegen das Nachbarhaus. Schon als kleines Ding war ſie bei dieſer Hausthür ſchmollend vorübergegangen, noch nie hatte ihr Fuß den Hausflur betreten, und wenn die gute Frau Hahn einmal einen Handſchlag von ihr forderte, ſo dauerte es lange,

bevor ſie die kleine Hand aus der Schürze zog. Von den Bewohnern des Nachbarhauſes war ihr aber der junge Fritz Hahn am peinlichſten. Sie traf ſelten mit ihm zuſammen, und dann wollte das Unglück, daß ſie immer in einer Verlegenheit war, und Fritz Hahn ihren Gönner ſpielen konnte. Als ſie noch gar nicht in die Schule ging, hatte der älteſte Sohn der Frau Knips, ſchon ein erwachſener Schlingel, welcher hübſche Bilder und Geburtstagswünſche malte und an die Leute in der Nachbarſchaft verkaufte, ſie einmal zwingen wollen, das Geld, das ſie in der Hand hielt, für einen Teufelskopf auszugeben, den er gemalt hatte und den Niemand auf der Straße haben wollte. Recht widerwärtig und boshaft behandelte er ſie und ſie gerieth gegen ihre Gewohnheit in Angſt, gab ihre Groſchen hin und hielt weinend das greuliche Bild zwiſchen den Fingern. Da kam Fritz Hahn ſeines Weges, frug nach dem Handel, und als ſie ihm die Gewaltthat des Knips klagte, entbrannte er von einem ſo heft'gen Zorn, daß ſie wieder über den Fritz erſchrak. Er fuhr auf den Burſchen los, der ſein Mitſchüler war und ſchon eine Klaſſe höher ſaß, und begann auf der Stelle eine Prügelei, welcher der jüngere Knips, die Hände in der Taſche, lachend zuſah. Und Fritz drängte den garſtigen Buben an die Wand und zwang ihn das kleine Geldſtück herauszugeben und ſeinen Teufel wieder zu nehmen. Aber dieſe Begegnung half gar nicht dazu, ihr den Fritz lieb zu machen. Sie konnte nicht leiden, daß er ſchon als Primaner eine Brille trug und daß er immer ſo ernſt vor ſich hinſah. Wenn ſie aus der Schule kam und er mit ſeiner Mappe in die Vorleſung ging, ſuchte ſie ihm jedesmal aus dem Wege zu gehen.

Noch ſpäter einmal ſtieß ſie mit ihm zuſammen; — ſie ſaß unter den erſten Mädchen im Inſtitut, der älteſte Knips war bereits Magiſter und der jüngere Lehrling im Geſchäft ihres Vaters und Fritz Hahn ſollte gerade Doctor werden — da hatte ſie ſich auf dem Kahn zwiſchen die Bäume des Parkes

gerudert, bis der Kahn an eine Wurzel ſtieß und ihr Ruder in das Waſſer fiel. Und als ſie ſich darnach bückte, gingen Hut und Sonnenſchirm denſelben Weg und Laura ſah verlegen um Hülfe nach dem Ufer. Da kam wieder Fritz Hahn in tiefen Gedanken daher, er hörte den leiſen Schrei, welchen Laura bei dem Unfall ausſtieß, ſprang ſofort in das ſchlammige Waſſer, fiſchte Hut und Sonnenſchirm und zog den Kahn an das Ufer. Hier bot er Laura die Hand und half ihr auf feſten Grund. Laura war ihm wohl Dank ſchuldig, auch hatte er ſie mit Achtung behandelt und Fräulein genannt. Aber er ſah doch ſehr lächerlich aus, die hagere Geſtalt verbeugte ſich ungeſchickt und die Gläſer waren ſtarr auf ſie gerichtet. Und als ſie darauf erfuhr, daß er von dem Sprung in den Sumpf einen ſchrecklichen Katarrh davon getragen hatte, da wurde ſie heißzornig auf ſich ſelbſt und auf ihn, weil ſie geſchrieen hatte, wo gar keine Gefahr war, und weil er zu ſo unnöthigem Ritterdienſt geſtürmt war; ſie würde ſich ſchon allein geholfen haben, und jetzt dächten die Hahns, ſie ſei ihnen wer weiß welchen Dank ſchuldig.

Darüber hätte ſie ruhig ſein können, denn Fritz hatte ſich ſtill umgezogen und die Kleider in ſeiner Stube getrocknet.

Freilich, daß die beiden feindlichen Kinder einander mieden, war natürlich, denn Fritz war eine ganz andere Natur. Auch er war das einzige Kind und auch er war von einem gutherzigen Vater und einer überſorglichen Mutter weich erzogen. Von kleinauf ein ſtiller, in ſich gekehrter Knabe, anſpruchslos, fleißig in den Büchern, hatte er ſich neben dem Haushalt der Eltern ſeine eigene Welt in einer Wiſſenſchaft aufgebaut, welche von der großen Heerſtraße ſeitab lag. Während um ihn das Leben luſtig ſummte, ſaß er über die Grundſtriche und Haken des Sanſcrit gebeugt und unterſuchte die Familienverwandtſchaft zwiſchen dem wilden Geiſterheer, das über der Teutoburger Schlacht dahinfuhr, und zwiſchen den Göttern der Veda, welche über Palmenwälder und Bambusrohr in das heiße Gangesthal

hinabſchwebten. Auch er war Freude und Stolz ſeines Hauſes, die Mutter ließ ſich nicht nehmen, jeden Morgen ſelbſt den Kaffee hinaufzutragen, dann ſetzte ſie ſich mit ihrem Schlüſſelbund ihm gegenüber und ſah ſchweigend zu, während er ſein Frühſtück verzehrte, ſchalt leiſe über ſein Nachtarbeiten am letzten Abend, und ſagte ihm, daß ſie nicht ruhig einſchlafe, bis ſie über ſich den Stuhl rücken höre und die Stiefeln klappern, die er zum Reinigen vor die Thür ſtellte. Nach dem Frühſtück bot Fritz dem Vater Gutenmorgen, und er wußte, daß dem Vater Freude war, wenn er einige Minuten mit ihm durch den Garten ſchritt, das Wachsthum der Lieblingsblumen betrachtete und vor allem, wenn er dem Vater zu einem Gartenprojekt ſeine Zuſtimmung geben konnte. Das war der einzige Punkt, wo Herr Hahn mit ſeinem Sohne zuweilen in Gegenſatz gerieth, und da er den Gründen des Sohnes nicht zu widerſtehen vermochte und den eigenen ſtarken Verſchönerungstrieb auch nicht bändigen konnte, ſo ſchlug er gern den Weg ein, der ſelbſt von größeren Politikern für nützlich erachtet wird, er bereitete ſeine Projekte heimlich vor und überraſchte durch Thatſachen.

Bei ſolchem Stillleben war dem jungen Gelehrten der Verkehr mit dem Profeſſor das beſte Vergnügen des Tages, ſeine Erhebung, ſein Stolz. Er hatte noch als Student die erſten Vorleſungen gehört, welche Felix Werner an der Univerſität hielt. Allmälig war eine Freundſchaft entſtanden, wie ſie vielleicht nur unter hochgebildeten und wackern Gelehrten möglich iſt. Er wurde der hingebende Vertraute für die umfangreiche Thätigkeit ſeines Freundes. Jede Unterſuchung des Profeſſors und ihre Erfolge wurden bis auf Einzelheiten beſprochen, jede Freude, die ein neuer Fund machte, theilten die Nachbarn. Täglich ſahen ſie einander, viele Abende vergingen ihnen in der ſchönen Art der Unterhaltung, welche den Deutſchen eigenthümlich iſt, in einem Geſpräch, das zwiſchen Erörterung und Geplauder ſchwebt, wo zwei Geiſter, welche beide die Wahrheit ſuchen, ſich im Austauſch ihrer Anſichten

gegenseitig fördern. Dann rührte in Jedem, angeregt durch das seine Verständniß und die Einwürfe des Andern, eine schöpferische Kraft kräftig die Schwingen und blitzschnell und ungeahnt öffneten sich dem Sprechenden und dem Hörer neue Gesichtspunkte, ein tieferes Verständniß. Mit dem besten Theil ihres Lebens wuchsen Beide zusammen. Freilich war Fritz als der jüngere auch der, welcher sich am meisten der feurigen Natur des Freundes bequemte, er war mehr Empfänger als Gebender. Aber gerade deshalb wurde das Verhältniß so fest und innig. Nicht ohne kleine Störungen, wie das bei Gelehrten natürlich ist, denn beide waren von schnellem Urtheil, beide hochgespannt in den Forderungen, die sie an sich selbst und an die Menschen machten, beide von feiner, leicht erregter Empfindung. Aber solche Gegensätze wurden bald überwunden, sie trugen nur dazu bei, die liebevolle Rücksicht, mit welcher die Freunde einander behandelten, zu vergrößern.

Durch diese Freundschaft wurde das schwierige Verhältniß der beiden Häuser ein wenig gemildert. Auch Herr Hummel konnte nicht umhin dem Doctor eine kleine Rücksicht zu gönnen, da sein hochverehrter Miether den Sohn der Feinde auffallend auszeichnete. Denn auf seinen Miether ließ Herr Hummel nichts kommen. Durch dunkles Gerücht war ihm verkündet, daß der Professor in seiner Art ein berühmter Mann sei, und er war geneigt irdischen Ruhm besonders hochzuachten, wenn dieser bei ihm zur Miethe wohnte. Auch war der Professor ein vortrefflicher Miether, er protestirte nie gegen eine Maßregel, welche Herr Hummel als oberste Polizeibehörde des Hauses verfügte; er hatte Herrn Hummel einst wegen Anlage eines Capitals um Rath gefragt, er hielt nicht Hund nicht Katze, gab keine Tanzgesellschaften, sang nicht zum Fenster hinaus und spielte auf keinem Flügel Bravourstücke. Und was die Hauptsache war, er bewies gegen Frau Hummel und Laura, wenn er ihnen einmal begegnete, eine ritterliche Artigkeit, welche dem gelehrten Herrn sehr wohl stand. Frau Hum-

mel war von ihrem Miether begeiſtert und Hummel hatte gut befunden, die letzte nothwendige Erhöhung der Miethe nicht vorher im Familienkreiſe zu beſprechen, weil er einen Widerſpruch ſeiner geſammten weiblichen Bevölkerung vorausſah.

Jetzt hatte der Kobold, welcher zwiſchen beiden Häuſern hin und her lief, Steine in den Weg werfend und den Menſchen Eſelsohren bohrend, auch die beiden freien Seelen ſeines Reviers gegen einander aufgeregt. Aber ſein Verſuch blieb kümmerlich: die wackern Männer waren nicht fügſam, nach ſeiner mißtönenden Pfeife zu tanzen.

Früh am nächſten Morgen trug Gabriel einen Brief ſeines Herrn zum Doctor hinüber. Als er in den feindlichen Hausflur trat, kam ihm eilig Dorchen, das Dienſtmädchen der Familie Hahn entgegen, einen Brief ihres jungen Herrn an den Profeſſor in der Hand. Die Boten tauſchten die Briefe und zu gleicher Zeit laſen die Freunde ihre Zuſchriften.

Der Profeſſor ſchrieb: „Mein lieber Freund, zürne mir nicht, daß ich wieder einmal heftig wurde, die Veranlaſſung war ſo abgeſchmackt als möglich. Was mich verſtimmte, war, ehrlich geſagt, daß du ſo unbedingt verweigerteſt, einen Lateiner mit mir herauszugeben. Denn die Möglichkeit Verlorenes zu finden, welche wir im gefälligen Traume durch einige Augenblicke annahmen, war mir doch auch darum ſo lockend, weil ſie uns beiden eine gemeinſame Thätigkeit in Ausſicht ſtellte. Wenn ich verſuche dich in den engern Kreis meiner Wiſſenſchaft zu ziehen, ſo wirſt du vorausſetzen, daß ich dabei nicht nur durch perſönliche Empfindungen, ſondern weit mehr durch den naheliegenden Wunſch beſtimmt werde, für die Wiſſenſchaft, auf welche ich mich beſchränken muß, deine Kraft zu gewinnen.“

Fritz dagegen ſchrieb: „Lieber theurer Freund, ich trage das peinliche Gefühl mit mir herum, daß meine Empfindlichkeit von geſtern uns beiden einen ſchönen Abend verdorben hat. Meine nur nicht, daß ich dir das Recht beſtreiten will, mir

die Weitschweifigkeit und Systemlosigkeit meiner Arbeiten vorzuhalten. Gerade weil deine Aeußerungen eine Saite berührten, deren stillen Mißklang ich selbst zuweilen empfinde, verlor ich für einen Augenblick die Unbefangenheit. Du hast sicher in vielem Recht, nur das eine bitte ich dich zu glauben, daß meine Weigerung, mit dir eine große Arbeit zu übernehmen, weder selbstsüchtig noch unfreundschaftlich war. Ich bin mir bewußt, daß ich ein, wenn auch für meine Kraft zu umfangreiches Gebiet nicht verlassen, am wenigsten aber mit einem neuen Kreis von Interessen vertauschen darf, in welchem mein mangelhaftes Können dir nur zur Last sein würde."

Beide waren nach Empfang dieser Briefe doch etwas beruhigt. Da aber einzelne Aeußerungen derselben jedem von ihnen eine weitere Auseinandersetzung nothwendig machten, so setzten sich beide hin und schrieben einander wieder kurz und gedrungen, wie gedankenvollen Männern ziemt. Der Professor antwortete: „Für deinen Brief, mein theurer Fritz, danke ich dir von Herzen. Nur das eine muß ich wiederholen, du hast von je deinen eigenen Werth zu niedrig angeschlagen und wenn ich dir einen Vorwurf machen darf, so ist es nur dieser."

Fritz endlich antwortete: „Wie tief und gerührt empfinde ich in diesem Augenblick deine Freundschaft für mich. Nur das will ich dir noch sagen, unter vielem, was ich von dir zu lernen habe, ist mir nichts nöthiger, als deine bescheidene „Beschränkung". Und wenn du mit diesem Worte deine umfassende und resultatvolle Thätigkeit bezeichnest, so zürne nicht, daß auch ich für meine Arbeit darnach ringe."

Der Professor ging nach Absendung seines Briefes unruhig in die Vorlesung und hatte das Bewußtsein, daß er zerstreut vortrage, Fritz eilte auf die Bibliothek und suchte emsig alle Notizen zusammen, welche über Schloß Bielstein aufzutreiben waren. Am Mittag nach der Heimkehr las jeder den zweiten Brief des Freundes, dann sah der Professor oft nach der Uhr und als es drei schlug, setzte er schnell seinen

Hut auf und ging mit großen Schritten über die Straße in das feindliche Haus. Während er den Thürgriff an der Stube des Doctors faßte, fühlte er von innen einen Gegendruck, kräftig riß er die Thür auf, Fritz stand vor ihm, ebenfalls den Hut auf dem Kopf, im Begriff zu ihm hinüberzugehen. Ohne ein Wort zu sagen, umarmten einander die beiden Freunde.

„Ich bringe gute Nachricht vom Antiquar," begann der Professor.

„Und ich vom alten Schlosse," rief Fritz.

„Höre zu," sagte der Professor, „der Antiquar hat das Buch des Fraters von einem Kleinhändler gekauft, der im Lande umherzieht, Geräth und alte Bücher zu sammeln. Der Mann wurde in meiner Gegenwart herbeigeholt, er hat das Büchlein in der Stadt Rossau selbst aus dem Nachlaß eines Tuchmachers erstanden, mit einem alten Schrank und einigen geschnitzten Schemeln. Es ist also wenigstens möglich, daß die handschriftlichen Bemerkungen am Ende, die sich ohnedies ungeübtem Blicke entziehen, seit dem Tode des Fraters niemals Aufmerksamkeit erregt und niemals Nachforschungen veranlaßt haben. — Vielleicht gewährt noch ein Kirchenbuch in Rossau Nachricht über Leben und Tod des Mönches Tobias Bachhuber."

„Wohl," bestätigte Fritz vergnügt, „es besteht dort eine Gemeinde seiner Confession. Schloß Bielstein aber liegt eine halbe Stunde von der Stadt Rossau auf einer waldigen Anhöhe, — sieh hier die Karte. Es war früher Eigenthum des Landesherrn, im vorigen Jahrhundert ist es in Privatbesitz übergegangen. Das Gebäude aber dauert noch, es wird in dieser Landeskunde als altes Schloß aufgeführt, welches gegenwärtig Wohnhaus eines Herrn Bauer ist. — Auch mein Vater weiß von dem Hause, er hat es auf einer Geschäftsreise von der Landstraße gesehen und schildert es als ein langgestrecktes Gebäude mit Erkern und hohem Dach."

„Die Fäden verflechten sich zu einem guten Gewebe," sagte der Professor sich behaglich zurechtsetzend.

„Halt, noch eins," rief der Doctor geschäftig. „Die Sagen dieser Landschaft sind von einem unserer Freunde gesammelt. Der Wackere ist zuverlässig. Laß sehen, ob er eine Erinnerung aus der Umgebung von Rossau aufgezeichnet hat." Er schlug eilig nach, sah in das Buch und blickte den Freund sprachlos an.

Der Professor ergriff den Band und las die kurze Notiz: „In der Umgegend von Bielstein erzählt man, daß vor alten Zeiten die Mönche einen großen Schatz im Schlosse vermauert haben."

Wieder stieg die alte unheimliche Handschrift vor den Freunden aus dem Boden, deutlich sichtbar, mit den Händen zu greifen.

„Unmöglich ist ja nicht, daß die Handschrift dort noch versteckt liegt," bemerkte endlich der Professor mit künstlicher Ruhe. „An Beispielen für dergleichen Funde fehlt es nicht. Es ist noch nicht lange her, da wurde in dem alten Hause eines Gutsbesitzers meiner Heimath eine Zimmerdecke durchgeschlagen, es war eine Doppeldecke, der leere Raum dazwischen enthielt eine Anzahl Urkunden und Papiere über Eigenthumsrechte, daneben einigen alten Schmuck. Der Schatz war auch zur Zeit des großen Krieges versteckt worden, und durch Jahrhunderte hatte Niemand auf die niedrige Decke der kleinen Stube geachtet."

„Natürlich," rief Fritz sich die Hände reibend, „auch in den Bekleidungen der alten Rauchfänge sind zuweilen leere Räume, ein Bruder meiner Mutter fand beim Umbau seines Hauses an solcher Stelle einen Topf mit Münzen." Er zog seinen Beutel. „Hier ist eine davon, ein schöner Schwedenthaler. Der Oheim gab mir ihn bei der Einsegnung als Heckgroschen und ich trage ihn seit der Zeit in der Börse. Ich habe manchmal harte Versuchung ihn auszugeben bekämpft."

Der Professor untersuchte genau den Kopf Gustav Adolphs, als ob dieser ein Nachbar des versteckten Tacitus gewesen wäre, und in seiner Umschrift eine Kunde von dem verlorenen Buch brächte. „Es ist richtig," sagte er nachdenkend, „wenn das Haus auf einer Anhöhe liegt, könnten selbst die Kellerräume trocken sein."

„Allerdings," erwiederte der Doctor. „Häufig wurden auch die dicken Wände doppelt gemauert und der Zwischenraum mit Schutt ausgefüllt. Es ist in solchem Fall leicht, durch kleine Oeffnung einen hohlen Raum im Innern der Mauer hervorzubringen."

„Für uns aber," begann der Professor sich aufrichtend, „erwächst jetzt die Frage: Was haben wir zu thun? Denn eine solche Kunde, wie groß oder gering ihre Bedeutung auch werden möge, legt dem Finder doch die Pflicht auf, alles Mögliche zu thun, was die Entdeckung fördern kann. Und diese Pflicht haben wir ungesäumt und vollständig zu erfüllen."

„Wenn du öffentliche Mittheilung von dieser Ueberlieferung machst, so giebst du die Aussicht, die Handschrift selbst zu entdecken, und alles, was sich daran knüpfen mag, aus den Händen."

„In dieser Sache muß jede persönliche Rücksicht schwinden," entschied der Professor.

„Und wenn du jetzt die gefundenen Klosternotizen bekannt machst," fuhr der Doctor fort, „wer steht dir dafür, daß nicht die behende Thätigkeit eines Antiquars oder eines Ausländers allen weiteren Nachforschungen zuvorkommt? In solchem Falle mag der Schatz, selbst wenn er gefunden wird, nicht allein für dich, auch für unser Land, ja für die Wissenschaft verloren gehn."

„Das letzte wenigstens darf nicht geschehn," rief der Professor. — „Und auch, wenn du dich an die Staatsregierung jener Landschaft wendest, ist sehr zweifelhaft, ob dir Verständniß und guter Wille entgegenkommt," erörterte der Doctor siegreich.

„Es fällt mir nicht ein, die Angelegenheit fremden Beamten zu überlaſſen," erwiederte der Profeſſor. „Wir haben aber ganz in der Nähe jemand, deſſen Glück und Scharfſinn im Aufſpüren von Seltenheiten wunderbar ſind. Ich habe Luſt, dem Magiſter Knips von der Handſchrift zu ſagen: er mag ſeine Correcturen auf einige Tage bei Seite legen, für uns nach Roſſau reiſen und dort das Terrain unterſuchen."

Der Doctor fuhr in die Höhe: „Das darf niemals geſchehen. Knips iſt nicht der Mann, dem man ein ſolches Geheimniß anvertrauen darf."

„Ich habe ihn doch ſtets zuverläſſig gefunden," entgegnete der Profeſſor. „Er iſt bei vieler Wunderlichkeit geſchickt und wohlunterrichtet."

„Mir wäre eine Entweihung deines ſchönen Fundes, den trödelhaften Mann dafür zu verwenden," verſetzte Fritz, „und ich werde es nie billigen."

„Dann alſo," rief der Profeſſor, „bin ich entſchloſſen. Die Ferien ſind vor der Thür, ich gehe ſelbſt in das alte Haus. Du aber, mein Freund, auch du wollteſt dir einige Reiſetage gönnen, du mußt mich begleiten; wir reiſen zuſammen, ſchlag ein."

„Von Herzen," rief der Doctor, die Hand des Freundes faſſend. „Wir dringen in das Schloß und citiren die Geiſter, welche über dem Schatze ſchweben."

„Wir ſprechen zuerſt ein verſtändiges Wort mit dem Eigenthümer des Hauſes. Was dann zu thun iſt, wird ſich finden. Unterdeß bewahren wir die Angelegenheit als Geheimniß."

„So iſt es Recht," ſtimmte Fritz bei; die Freunde ſtiegen vergnügt in den Garten des Herrn Hahn hinab und beriethen um die weiße Muſe gelagert die Eröffnung des Feldzuges.

Feſt eingedämmt durch methodiſches Denken war die Phantaſie des Gelehrten, aber in der Tiefe ſeiner Seele ſtrömte doch reichlich und ſtark dieſer geheimnißvolle Quell aller Schönheit und Thatkraft. Jetzt war in den Damm ein Loch geriſſen,

luſtig ergoß ſich die Fluth über ſeine Saaten. Immer wieder flog ihm der Wunſch zu der räthſelhaften Handſchrift. Er ſah die Maueröffnung vor ſich und den erſten Schein der Leuchte, der auf die grauen Bücher in der Höhlung fiel; er ſah den Schatz in ſeinen Händen wie er ihn heraustrug und nicht mehr von ſich ließ, bis er die unleſerlichen Seiten entziffert hatte. — Seliger Geiſt des Frater Tobias Bachhuber! wenn du etwa deine Ferienzeit im Himmel dazu verwendeſt, auf unſere arme Erde zurückzukehren, und wenn du dann bei Nacht durch die Räume des alten Schloſſes gleiteſt, deinen Schatz hütend und unberufene Neugierige ſchreckend, o ſo winke freundlich dem Manne zu, der jetzt naht, dein Geheimniß in's Sonnenlicht zu tragen, denn er ſucht wahrhaftig nicht für ſich Gewinn und Ehren, ſondern er beſchwört dich als ein Redlicher im Dienſt guter Gewalten.

3.

Die Reise in's Blaue.

Wer aus höhern Regionen auf die Gegend von Roſſau herniederblickte, der konnte an einem ſonnigen Erntemorgen des Auguſt zwiſchen den Weiden der Landſtraße eine Bewegung wahrnehmen, welche den Thoren der Stadt zuſtrebte. Für nähere Betrachtung wurden zwei wandelnde Männer erkennbar, ein größerer und ein kleinerer, beide in hellen Sommerkleidern, welchen durch die Gewitterregen des letzten Tages aller Glanz abgeſpült war, beide mit ledernen Reiſetaſchen, welche am Riemen von der Schulter hingen; der größere trug einen breitkrempigen Filzhut, der kleinere einen Strohhut.

Die Wanderer waren Fremdlinge, denn ſie hielten zuweilen an und beobachteten Thal und Hügel mit Genuß, was den Eingeborenen des Landes ſelten einfiel. Die Gegend war

von Vergnügungsreisenden noch nicht entdeckt, in den Wäldern waren nirgend glatte Pfade für die Zeugstiefeln der Städter gebahnt, selbst der Fahrweg war keine Kunststraße, in den ausgefahrenen Wasserlöchern stand das Regenwasser, die Glöckchen der Schafheerde und die Axt des Holzfällers wurden nur von den Bewohnern der Umgegend gehört, welche auf dem Felde arbeiteten oder zwischen zwei Orten ihrem Geschäft nachgingen. Und doch war die Landschaft nicht ohne Anmuth, die Umrisse der waldigen Hügel schwangen sich in kräftigen Linien, hier und da ragte Gestein zu Tage, ein Steinbruch zwischen Ackerflächen, ein Felshaupt zwischen den Bäumen des Waldes. Von den Bergen am Horizont zog ein kleiner Bach in gewundenem Lauf dem fernen Flusse zu, umsäumt von Wiesenstreifen, hinter denen sich die Ackerbeete bis zu den belaubten Höhen hinaufzogen. Fröhlich lag die einsame Landschaft im Morgenlicht, seitab von der großen Völkerstraße.

In der Niederung vor den Reisenden erhob sich rings von Hügeln umgeben der Ort Rossau, ein Landstädtchen mit zwei plumpen Kirchthürmen und dunklen Ziegeldächern, welche über die Stadtmauer ragten wie Rücken einer Rinderheerde, die sich gegen ein Rudel Wölfe zusammengedrängt hat.

Die Fremden schauten von der Höhe mit warmer Theilnahme auf Schornsteine und Thürme hinter der alten Mauer, welche mißfarbig, geborsten und geflickt vor ihnen lag. Dort war einst ein Schatz bewahrt worden, der wieder gefunden die ganze civilisirte Welt beschäftigen und Hunderte zu begeisterter Arbeit aufregen würde. Die Landschaft sah durchweg aus wie andere deutsche Landschaften, der Ort durchweg wie andere arme Städtchen. Und doch war irgend ein kleiner Zug in der Gegend, der den Reisenden eine fröhliche Hoffnung nährte. War es der lustige Zwiebelaufsatz, welcher die dicken alten Thürme krönte? oder war es das Thorgewölbe, welches grade vor den Reisenden den Eingang zur Stadt in lockendes Dunkel hüllte? oder die Stille des leeren Thalgrundes, in welchem der Ort

ohne Vorſtadt und Außenhäuſer lag, wie auf alten Karten die Städte abgebildet werden? oder die Viehheerde, welche aus dem Thore in's Freie zog und auf dem Anger leichtfertige Sprünge machte? oder war es vielleicht die kräftige Morgenluft, welche den Wanderern um die Schläfe wehte? Beide empfanden, daß etwas Merkwürdiges und Vielverheißendes in dem Thale ſchwebte, welches ſie als Suchende betraten.

„Denke die Landſchaft wie ſie ſich einſt dem Auge bot," begann der Profeſſor, „der Laubwald ſchloß ſich in alter Zeit enger um den Ort, er formte die Hügel höher, das Thal tiefer, wie in einem Keſſel lag damals das Kloſter mit den Hütten ſeiner abhängigen Landleute. Hier im Süden, wo das Gelände ſich ſteil hinabſenkt, haben die Mönche ſicher einſt ihren Kloſterwein gebaut. Um das Kloſter ſchloſſen ſich allmälig die Häuſer der Stadt. Nimm den Thürmen die Mütze, welche ihnen vor hundert Jahren aufgeſetzt wurde, und gieb ihnen die alten Spitzen zurück, an die Mauern ſetze hier und da einen Thurm, und du haſt einen hübſchen Steinkaſten, der ein geheimnißvolles Stück Mittelalter einſchloß."

„Und auf demſelben Weg, der uns hierher geführt, zog einſt ein gelehrter Mönch mit ſeinen Handſchriften in das ſtille Thal, um hier die Brüder zu lehren oder ſich vor mächtigen Feinden zu verbergen," ſagte hoffnungsvoll der Doctor.

Die Reiſenden ſchritten am Anger vorüber, der Hirt ſah gleichgültig nach den Fremden, aber die Kühe ſtellten ſich an dem Grabenrand auf und ſtarrten auf die Wanderer, und das halbwüchſige Volk der Heerde brummte ihnen fragend zu. Sie traten durch die dunkle Thorwölbung und ſahen neugierig die Gaſſen entlang, welche hier zuſammen liefen. Es war eine kleine ärmliche Stadt, nur die Hauptſtraße war mit ſchlechten Feldſteinen gepflaſtert. Unweit des Thores ragte hoch der ſchräge Balken eines Ziehbrunnens, daran hing eine lange Stange mit dem Eimer. Von Menſchen war wenig zu ſehen, wer nicht in den Häuſern arbeitete, war auf dem Feld

beſchäftigt. Denn die Halme, welche in den Steinritzen der Thorwölbung hingen, verriethen, daß Erntewagen die Feldfrucht zu den Höfen der Bürger fuhren; neben vielen Häuſern waren hölzerne Thore geöffnet, dann ſah man in die Hofräume, in die Scheuern und über Düngerſtätten, auf denen kleines Federvieh pickte. Die letzten Jahrhunderte hatten ſo wenig als möglich an dem Orte geändert, noch ſtanden die niedrigen Häuſer mit dem Giebel gegen die Straße, zuweilen ſtreckte ſich eine hölzerne Dachrinne über den Weg, ſtatt der Schilder reichten noch die Zeichen der Handwerker, aus Blech und Holz geſchnitten, farbig bemalt, in die Straße hinein, ein großer hölzerner Stiefel, ein Greif, welcher eine ungeheure Scheere in der Hand hielt, ein ſchreitender Löwe, der eine Brezel anbot, und als ſchönſtes Stück ein regelmäßiges Sechseck aus bunten Glasrauten zuſammengeſetzt.

„Hier hat ſich vieles erhalten," ſagte der Profeſſor.

Die Freunde kamen auf den Marktplatz, einen unregelmäßigen Raum, deſſen kleine Häuſer ſich durch bunten Anſtrich herausgeputzt hatten. Dort ſtarrte von einem unanſehnlichen Gebäude ein rothbemalter Drache mit geringeltem Schwanz, aus einem Brett geſchnitten, von einer Eiſenſtange gehalten, in die Luft. Darauf ſtand mit übelgeſchwungenen Buchſtaben: Gaſthof zum Lindwurm.

„Sieh," ſagte Fritz, auf den Lindwurm weiſend, „die Phantaſie des Künſtlers hat ihm einen Hechtkopf mit dicken Zähnen ausgeſchnitten. Der Wurm iſt der älteſte Schätzehüter unſerer Sage. Es iſt merkwürdig, wie feſt die Erinnerung an dies Sagenthier überall im Volke haftet, wahrſcheinlich ſtammt auch dieſes Schild aus einer Ueberlieferung des Ortes."

So ſtiegen ſie auf ausgetretener Steintreppe in das Haus, ohne zu ahnen, daß ſie ſchon längſt von ſcharfen Augen beobachtet wurden. „Wer mögen die ſein?" frug den dicken Wirth ein Bürger, der ſeinen Morgentrunk einnahm, „wie

Geschäftsreisende sehen sie nicht aus, vielleicht ist einer der neue Pastor vom Kirchdorfe."

„So sieht kein Pastor aus," entschied der Wirth, welcher Menschen besser kannte. „Es sind Fremde, zu Fuß, kein Wagen und keine Sachen."

Die Fremden traten ein, setzten sich an einen rothgestrichenen Tisch und bestellten das Frühstück. „Eine hübsche Gegend, Herr Wirth," begann der Professor, „kräftige Bäume im Walde."

„Bäume genug," versetzte der Wirth.

„Die Umgegend scheint wohlhabend," fuhr der Professor fort.

„Die Leute klagen, daß sie nicht genug verdienen," antwortete der Wirth.

„Wie viele Geistliche haben Sie am Orte?"

„Zwei," sagte der Wirth höflicher. „Der alte Pastor ist aber gestorben. Es ist unterdeß ein Candidat hier."

„Ob der andere Pfarrer zu Haus ist?"

„Ist mir unbekannt," sagte der Wirth.

„Sie haben doch ein Gericht hier?"

„Einen Ortsrichter, er ist jetzt auf dem Amt, es ist heut Gerichtstag."

„Hat nicht vor Zeiten ein Kloster in der Stadt gestanden?" nahm der Doctor das Verhör auf.

Der Bürger und der Wirth sahen einander an. „Das ist lange her," versetzte der Herr der Schenke.

„Hier in der Nähe liegt das Schloß Bielstein?" frug Fritz weiter. Wieder sahen der Bürger und der Wirth einander bedeutungsvoll an.

„Es liegt so etwas hier in der Nähe," erwiederte der Wirth zurückhaltend.

„Wie lange geht man bis zum Schloß?" frug der Professor, geärgert durch die kurzen Antworten des Mannes.

„Wollen Sie dort hin?" frug der Wirth, „kennen Sie den Gutsbesitzer?"

„Nein," antwortete der Profeſſor.

„Haben Sie denn etwas bei ihm zu thun?"

„Das iſt unſere Sache, Herr Wirth," verſetzte der Profeſſor kurz.

„Der Weg geht eine halbe Stunde durch den Wald, er iſt nicht zu fehlen," ſchloß der Wirth die ungemüthliche Unterhaltung und verließ die Stube. Der Bürger folgte ihm.

„Viel haben wir nicht erfahren," ſagte der Doctor lächelnd, „ich hoffe, der Pfarrer und Richter ſind redſeliger."

„Wir gehen geradezu nach dem Gute," entſchied der Profeſſor.

Draußen ſteckten der Wirth und der Bürger die Köpfe zuſammen. „Wer die Fremden ſein mögen?" wiederholte der Bürger, „geiſtlich ſind ſie nicht und an dem Richter war ihnen auch nicht viel gelegen. Haſt du gemerkt, wie ſie nach dem Kloſter und dem Schloſſe frugen?" Der Wirth nickte. „Ich will dir meinen Verdacht ſagen," fuhr der Bürger eifrig fort: „ſie kommen nicht umſonſt her, ſie ſuchen etwas."

„Was ſollen ſie ſuchen?" frug der Wirth nachdenkend.

„Es ſind verkleidete Jeſuiten, ſie ſehen mir ſehr apropos aus."

„Nun, wenn ſie mit den Leuten auf dem Gute anbinden wollen, die ſind Manns genug mit ihnen fertig zu werden."

„Ich habe mit dem Inſpector zu thun, ich will ihm doch einen Wink geben."

„Menge dich nur nicht in Geſchichten, die dich nichts angehen," warnte der Wirth. Der Bürger aber drückte die Stiefeln feſter, die er unter dem Arm trug, und fuhr um die Ecke.

Schweigend ſchritten die Freunde aus der gemeinen Nüchternheit des Lindwurms auf die Straße. Sie erfrugen von einem Mütterchen am entgegengeſetzten Stadtthor den Weg nach dem Schloſſe. Hinter der Stadt hob ſich der Pfad vom Kiesbett des Baches zu einer waldigen Höhe. Sie traten an

einen Schlag Buſchholz, aus dem einzelne hohe Eichen emporragten. Der Regen des letzten Abends lag noch in Tropfen auf den Blättern, das dunkle Grün des Sommers glänzte im Sonnenſtrahl, einzelne Vögelſtimmen, das Hämmern des Spechts unterbrachen die Stille.

„Das giebt eine andere Stimmung," rief der Doctor erfreut.

„Es gehört wenig dazu, ein gut beſaitetes Menſchenherz in neuer Melodie klingen zu machen, wenn nicht grade das Schickſal mit rauher Hand darauf ſpielt. Etwas Baumrinde mit grauem Flechtenbart, eine Hand voll Blüthen im Grunde und wenige Noten aus der Kehle eines Vogels," verſetzte der Profeſſor weiſe. „Horch, das iſt kein Gruß, den die Natur dem Wanderer gönnt," unterbrach er ſich lauſchend. Von fern klangen menſchliche Stimmen, ein leiſer Choral tönte wie aus den Baumgipfeln in ihr Ohr.

„Höher hinauf," rief der Doctor, „zu der geheimnißvollen Stätte, wo alte Kirchenlieder aus den Eichen rauſchen."

Sie ſtiegen noch einige hundert Schritt in die Höhe und ſtanden auf einer Terraſſe des Waldhügels, die an der Seite von Bäumen umſchloſſen, in der Mitte gelichtet war. In der Lichtung ſtand eine kleine hölzerne Kirche von einem Friedhof umgeben, dahinter erhob ſich auf einem maſſigen Felsblock ein langes altes Gebäude, das Dach durch viele ſpitze Giebel gebrochen.

„Das fügt ſich gut zuſammen," rief der Profeſſor und ſah neugierig über die Waldkirche nach dem Schloſſe hinauf.

Aus der Kirche ſcholl ein Trauergeſang ſtärker in das Ohr. „Laß uns hineingehen," ſagte der Doctor, auf die geöffnete Pforte des Friedhofs weiſend.

„Mir iſt gottſeliger hier draußen zu Muthe," erwiederte der Profeſſor, „und mir widerſteht's, unberufen in Freude und Leid Fremder einzudringen. Das Lied iſt zu Ende, jetzt kommt des Pfarrers Sprüchlein."

Fritz aber war auf die Steine der niedrigen Mauer geklettert und betrachtete die Kirche. „Sieh die massiven Strebepfeiler. Es ist der Rest eines alten Baues, sie haben ihn durch Tannenholz ergänzt, Thurm und Holzdach blau vor Alter, es lohnt das Innere zu sehen.“

Der Professor hielt die lange Ranke eines Brombeerstrauches, welche über die Mauer herabhing, in der Hand und sah bewundernd auf weiße Blüthen, grüne und gebräunte Beeren, welche in dicken Büscheln bei einander standen. Undeutlich drangen die Laute einer Männerstimme an sein Ohr und unwillkürlich neigte er das Haupt, den Sinn aufzufassen.

„Laß uns doch hören,“ sagte er endlich und betrat mit dem Freunde den Friedhof. Sie zogen die Hüte und öffneten leise die Kirchthür. Es war ein sehr kleiner Raum, der Ziegelbau des alten Chores von innen weiß getüncht, das übrige von gebräuntem Holz, die Kanzel, eine Gallerie, wenige Bänke. Vor dem Altar stand ein offener Kindersarg, die Gestalt darin ganz mit Blumen bedeckt, wenige Landleute in schmuckloser Tracht daneben, auf den Stufen des Altars ein alter Geistlicher mit weißem Haar und treuherzigem Gesicht, am Haupt des Sarges aber die schluchzende Frau eines Arbeiters, die Mutter des Kleinen. Und neben ihr eine kräftige Frauengestalt in städtischer Tracht, sie hatte den Hut abgenommen, hielt die Hände gefaltet und sah auf das Kind unter den Blumen hernieder. So stand sie regungslos, die Sonne fiel schräge auf das gelockte Haar und die regelmäßigen Züge des jungen Gesichts. Fesselnder aber als der hohe Wuchs und das schöne Haupt war der Ausdruck tiefer Andacht, welche über sie ausgegossen war. Unwillkürlich faßte der Professor den Arm des Freundes, ihn zurückzuhalten. Der Geistliche sprach sein Schlußgebet, die stattliche Frau neigte das Haupt tiefer, dann beugte sie sich noch einmal zu dem Kleinen herab und legte einen Arm um die Mutter, welche sich weinend an die Trösterin lehnte. So stand die Fremde und sprach leise

über dem Haupte der Mutter, während ihr selbst die Thränen aus den Augen herabrollten. Wie Geisterlaut klang das Murmeln der tiefen Frauenstimme in das Ohr der Freunde. Dann hoben die Männer den Sarg vom Boden und folgten dem Geistlichen, der auf den Friedhof führte. Hinter dem Sarge ging die Mutter, das Haupt an der Schulter ihrer Führerin. Die Frau schritt bei den Fremden vorüber, verklärt vor sich hinschauend, sie flüsterte ihrer Gefährtin Bibelworte zu. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. — Lasset die Kindlein zu mir kommen," vernahmen die Freunde. Die Mutter hing gebrochen am Arme der Fremden und, wie durch den leisen Ton fortgeführt, wankte sie zu dem Grabe. Ehrfürchtig schlossen sich die Freunde dem Zuge an. Der Sarg wurde in das Grab gelassen, der Geistliche sprach den Segen, jeder der Anwesenden warf drei Hände voll Erde auf das geschwundene Leben. Dann traten die Landleute auseinander und machten der Mutter und ihrer Begleiterin den Weg frei. Die Fremde reichte dem Geistlichen die Hand und geleitete die Mutter langsam über den Friedhof auf den Weg, der zum Schlosse führte.

In einiger Entfernung folgten die Freunde, ohne einander anzusehen. Der Professor fuhr sich über die Augen: „Dergleichen macht immer weich," sagte er traurig.

„Wie sie am Altare stand," rief der Doctor, „eine Seherin der Vorzeit, als trüge sie einen Eichenkranz auf dem Haupt. Sie zog das arme Weib sich nach durch ihr Murmeln. Es waren zwar unsere ehrlichen Bibelsprüche; aber jetzt verstehe ich, was das Wort raunen in alter Zeit bedeutete, wo man auch den Worten eine zauberische Kraft zuschrieb. Sie beherrschte der Trauernden Seele und Leib, und ihre Stimme regte auch mir das Herz auf. Wer war dieses Weib, war es Mädchen oder Frau?"

„Es ist ein Mädchen," erwiederte der Professor nachdrücklich. „Sie wohnt im Schloß und wir werden sie

dort treffen. Laß ſie voraus und uns am Fuß des Felſens warten."

Sie ſaßen lange auf einem vorſpringenden Stein, der Profeſſor wurde nicht müde, ein Büſchel Moos zu betrachten, er bürſtete es mit der Hand und legte es bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Endlich ſtand er ſchnell auf. „Was auch kommen möge, jetzt gehen wir."

Sie ſtiegen einige hundert Schritt bis zur Höhe. Die Landſchaft vor ihnen war plötzlich verwandelt. Zur Seite lag das Schloß mit einem gemauerten Hofthor und großen Wirthſchaftsgebäuden, vor ihnen neigte ſich eine weite Fläche Ackerlandes von der Höhe hinab in ein flaches Thal. Das einſame Waldbild war verſchwunden, um die Wanderer rührte ſich kräftig das Leben des Tages, der Wind trieb Wellen durch das Aehrenmeer, Erntewagen fuhren auf den Feldwegen heran, Menſchenſtimmen riefen, die Peitſche knallte und die Garben flogen von ſtarker Hand geſchwungen über die hohen Leiterbäume.

„Holla, was ſuchen Sie hier?" frug hinter den Fremden eine tiefe Baßſtimme in befehlendem Ton. Die Freunde wandten ſich ſchnell um. Vor dem Hofthor ſtand ein mächtiger breitſchultriger Mann mit kurzgeſchorenem Haar und ſehr energiſchem Ausdruck im ſonnenbraunen Geſicht. Hinter ihm ſteckten Wirthſchaftsbeamte und Knechte neugierig die Köpfe durch das Thor und ein großer Hund fuhr bellend gegen die Fremden. „Zurück, Nero," rief der Landwirth, und pfiff den Hund zu ſich, dabei ſah er mit kaltem Polizeiblick auf die Fremden.

„Herr Gutsbeſitzer Bauer?" frug der Profeſſor grüßend.

„Der bin ich, und wer ſind Sie?" gab der Gutsherr die Frage zurück.

Der Profeſſor nannte die Namen und den Ort, von dem ſie kamen. Der Wirth trat einen Schritt näher und prüfte das Ausſehen der Beiden von oben herab.

„Dort wohnen ja wohl keine Jeſuiten," ſagte er; „wenn Sie aber hierher kommen, Verborgenes zu finden, ſo war die Reiſe unnütz, hier finden Sie nichts."

Die Freunde ſahen einander an, ſie ſtanden nahe am Hauſe, aber fern vom Ziel.

„Sie machen uns fühlbar," erwiederte der Profeſſor, „daß wir ohne Vermittlung eines Dritten an Ihre Wohnung treten. Obgleich Sie aber über den Zweck unſeres Herkommens bereits eine Vermuthung ausgeſprochen haben, erſuche ich Sie doch, uns deshalb eine Erklärung vor weniger Zeugen zu geſtatten!"

Die feſte Haltung des Profeſſors verfehlte nicht ganz die Wirkung. „Wenn Sie in der That ein Geſchäft zu mir führt, ſo werden wir das allerdings beſſer im Haus abmachen. Folgen Sie mir, meine Herren." Er lüftete ein wenig ſeine Mütze, wies mit der Hand nach dem Thor und ſchritt voraus. „Nero, Teufelshund, kannſt du nicht Ruhe halten!"

Der Profeſſor und der Doctor folgten, an ſie ſchloſſen ſich Wirthſchaftsbeamte und Knechte und der knurrende Hund. So wurden die Fremden in einem ungemüthlichen Zuge nach dem Wohnhaus geführt. Trotz ihrer mißlichen Lage ſahen ſie doch mit Neugierde auf den großen Hof, auf die Arbeit des Einſcheuerns, auf einen Clan großer Gänſe, welcher durch den Zug geſtört breitbeinig und ſchnatternd über den Weg ſchritt. Dann überflog ihr Auge das Wohnhaus, die breiten ſteinernen Stufen mit Bänken an beiden Seiten, die gewölbte Thür, das übertünchte Wappen am Schlußſtein. Sie traten in einen geräumigen Hausflur, der Gutsherr hing ſeine Mütze auf einen Kleiderrechen, drückte mit ſchwerer Hand die Klinke der Wohnſtube und machte wieder eine Handbewegung, welche höflich ſein ſollte und die Fremden zum Vortritt einlud. „Jetzt ſind wir allein," begann er, „womit kann ich Ihnen dienen? Sie ſind mir bereits als zwei Schätzeſucher angekündigt. Wenn Sie das ſind, ſo muß ich Ihnen rund heraus erklären, daß

ich von ſolchen Thorheiten nichts wiſſen will. Im übrigen bin ich bereit, mich Ihrer Bekanntſchaft zu freuen."

„Nun, Schatzgräber ſind wir nicht," entgegnete der Profeſſor, „und da wir den Zweck unſerer Reiſe überall als Geheimniß bewahrt haben, ſo begreifen wir nicht, wie Sie etwas Entſtelltes über die Veranlaſſung unſeres Kommens hören konnten."

„Der Schuſter meines Hofverwalters hat ihm die Nachricht mit zwei verſohlten Stiefeln zugetragen, er hat Sie im Gaſthofe der Stadt geſehen und aus Ihren Fragen Verdacht geſchöpft."

„Er hat mehr Scharfſinn angewandt," erwiederte der Profeſſor, „als bei unſern harmloſen Fragen nöthig war. Und doch hat er nicht ganz Unrecht gehabt."

„Alſo iſt etwas daran," unterbrach der Landwirth finſter, „in dieſem Fall muß ich die Herren bitten, ſich ſelbſt und mich nicht weiter zu bemühen. Ich habe keine Zeit für dergleichen Narrheiten."

„Vor Allem haben Sie die Güte, uns anzuhören, ehe Sie uns in ſo kurzer Weiſe das Gaſtrecht aufkündigen," verſetzte der Profeſſor ruhig. „Unſer Kommen hat keinen andern Zweck, als Ihnen eine Mittheilung zu machen, über deren Werth Sie dann ſelbſt entſcheiden mögen. Und nicht nur wir, auch andere könnten Ihnen einen Vorwurf daraus machen, wenn Sie unſer Geſuch ohne Prüfung abweiſen. Die Sache geht Sie mehr an als uns."

„Natürlich," ſagte der Wirth, „dieſe Redensarten kennt man."

„Doch nicht ganz," fuhr der Profeſſor fort, „es iſt ein Unterſchied, wer ſie braucht und welchem Zweck ſie dienen."

„Nun denn, in des Teufels Namen ſprechen Sie, aber verſtändlich," rief der Landwirth ungeduldig.

„Nicht eher," fuhr der Profeſſor fort, „als bis Sie ſich bereit zeigen, eine ernſte Angelegenheit ſo anzuhören, wie ſie verdient. Es iſt eine kurze Auseinanderſetzung nöthig und Sie haben uns noch nicht einmal zum Sitzen eingeladen."

„So nehmen Sie Platz," versetzte der Landwirth, und rückte einen Stuhl.

Der Professor begann: „Durch Zufall habe ich vor kurzem in einem geschriebenen Buche unter andern handschriftlichen Aufzeichnungen der Mönche von Rossau einige Bemerkungen gefunden, welche für die Wissenschaft, der ich diene, möglicherweise wichtig sind."

„Und welches ist Ihre Wissenschaft," unterbrach ihn der Landwirth ungerührt.

„Ich bin Philolog."

„Das bedeutet alte Sprachen?" frug der Landwirth.

„So ist es," fuhr der Professor fort. „Die Notiz eines Mönches in dem erwähnten Bande meldet, daß um das Jahr 1500 eine werthvolle Handschrift, welche die Geschichtserzählung des Römers Tacitus enthielt, in dem Kloster vorhanden war. Das Werk des berühmten Geschichtschreibers ist uns in einigen andern wohlbekannten Handschriften nur sehr trümmerhaft erhalten, es scheint, daß die damals in dem Kloster vorhandene Handschrift sein Werk vollständiger enthielt. Eine zweite Notiz aus demselben Buche meldet aus dem April des Jahres 1637, daß damals die letzten Mönche des Klosters in schwerer Kriegszeit Kirchengeräth und die Handschriften des Klosters an einer hohlen und trocknen Stelle des Hauses Bielstein vor den Schweden verborgen haben. — Das sind die Worte, die ich gefunden, weitere Thatsachen habe ich Ihnen nicht mitzutheilen. Die Echtheit der beiden Bemerkungen ist für uns zweifellos, ich habe Ihnen eine Abschrift der betreffenden Stelle mitgebracht, das Original bin ich bereit, Ihrer eigenen Einsicht zu unterwerfen oder der eines sachverständigen Beurtheilers, den Sie wählen wollen. Ich füge nur noch hinzu, daß wir beide, mein Freund und ich, sehr gut wissen, wie ungenügend die Mittheilungen sind, welche wir Ihnen machen, und wie unsicher die Aussicht, daß sich jetzt nach zwei Jahrhunderten noch etwas von dem damals ver-

grabenen Eigenthum des Kloſters vorfinde. Und doch haben wir eine Ferienreiſe dazu benutzt, Ihnen Nachricht von dieſer Entdeckung zu geben, ſelbſt auf die naheliegende Gefahr einer vergeblichen Unterſuchung. Wir haben uns aber zu dieſer Reiſe verpflichtet gefühlt. Nicht vorzugsweiſe um Ihretwillen, obgleich die Handſchrift, wenn ſie ſich fände, von ſehr hohem Werth ſein würde, ſondern zunächſt im Intereſſe der Wiſſenſchaft, denn nach dieſer Richtung wäre ein ſolcher Fund in der That unſchätzbar."

Der Landwirth hatte aufmerkſam zugehört, das Papier, welches der Profeſſor vor ihn auf den Tiſch legte, ließ er unberührt. Jetzt begann er: „Daß Sie mich nicht täuſchen wollen und daß Sie die Wahrheit nach allen Seiten mit guter Meinung ſprechen, ſehe ich ein. Ihre Auseinanderſetzung iſt mir verſtändlich. Ihr Latein vermag ich nicht zu leſen; und das iſt auch nicht nöthig, denn was die Thatſachen betrifft, ſo glaube ich Ihnen. Aber," fuhr er lächelnd fort, „die Herren Gelehrten haben in der Ferne eines nicht gewußt, daß dieſes Haus das Unglück hat, in der ganzen Gegend für den Ort zu gelten, an welchem alte Mönche ihre Schätze vermauert haben."

„Das war uns allerdings nicht unbekannt," fiel der Doctor ein, „und es konnte uns die Bedeutung der ſchriftlichen Notizen nicht verringern."

„Da waren Sie in großem Irrthum. Es liegt doch auf der Hand, daß ein ſolches Gerücht, welches durch mehre Menſchenalter in einer Gegend geglaubt wird, fortwährend abergläubiſche und gewinnſüchtige Perſonen in Bewegung geſetzt hat, dieſe vermeinten Schätze aufzuſpüren. Wie können Sie annehmen, daß Sie die erſten ſind, welche auf den Gedanken kommen, nachzuſuchen? Dies iſt ein altes feſtes Haus, aber es würde feſter ſein, wenn es nicht vom Keller bis unter das Dach Spuren zeigte, daß man in früherer Zeit Löcher hineingeſchlagen und die Schäden nachläſſig ausgebeſſert hat. Erſt vor wenigen Jahren habe ich Koſten und Mühe gehabt,

einen neuen Dachbalken einzuziehen, weil Dach und Decke ſich ſenkte, und die Unterſuchung ergab, daß gewiſſenloſe Menſchen ein Stück des Balkens ausgeſägt hatten, jedenfalls um in einen Winkel des Daches hineinzugreifen. Und ich ſage Ihnen grade heraus, wenn mir etwas das alte Haus verleidet, in dem ich ſeit zwanzig Jahren Glück und Unglück erfahren habe, ſo iſt es dies widerwärtige Gerücht. Grade jetzt wird in der Stadt die Unterſuchung gegen einen Schatzgräber geführt, der Narren durch das Vorgeben betrogen hat, er könne aus dieſem Berge einen Schatz beſchwören. Noch wird ſeinen Mitſchuldigen nachgeſpürt. Ihren Fragen in der Stadt haben Sie zuzuſchreiben, daß die Leute dort, welche viel von dem Betruge reden, Sie für Helfer des eingezogenen Gauners gehalten haben. Daher auch mein rauher Gruß. Ich mache Ihnen deshalb meine Entſchuldigung."

„Und Sie wollen ſich nicht dazu verſtehen," frug der Profeſſor unzufrieden, „unſere Mittheilung zu weiterer Nachforſchung zu benützen?"

„Nein," verſetzte der Landwirth, „ich will mich nicht ſelbſt zum Narren machen. Wenn Ihr Buch nichts weiter meldet, als was Sie mir geſagt haben, ſo dient dieſe Nachricht zu gar nichts. Haben die Mönche hier herum irgend etwas verſteckt, ſo iſt Hundert gegen Eins zu wetten, ſie haben es in ruhiger Zeit ſelbſt wieder herausgeholt. Wäre aber gegen alle Wahrſcheinlichkeit das Verſteckte damals an ſeiner Stelle geblieben — es ſind ſeitdem einige hundert Jahre vergangen — ſo hätten es längſt andere hungrige Leute herausgegraben. Das ſind, verzeihen Sie mir, Ammengeſchichten, nur gut für Spinnſtuben. Ich habe einen Widerwillen gegen ſolches Gelüſt, das an den Mauern wühlt. Der Landwirth ſoll im Acker ſchaufeln und nicht in ſeinem Hauſe. Unter Gottes Sonne liegen ſeine Schätze."

Dem Profeſſor wallte das Blut über die kalte Art des Mannes, er bezwang mit Mühe den ausbrechenden Zorn, indem er an das Fenſter trat und einem Haufen Sperlinge

zuſah, die heftig gegen einander ſchrieen. Endlich begann er ſich umwendend: „Ihre Weigerung iſt ein Recht des Hauseigenthümers. Wenn Sie darauf beſtehen, ſo werden wir Sie allerdings mit dem Bedauern verlaſſen, daß Sie die mögliche Bedeutung unſerer Mittheilung nicht zu würdigen wiſſen. Ich habe dieſe Begegnung nicht vermieden, obgleich mir wohlbekannt war, wie zufällig die Eindrücke ſind, welche bei einer erſten Unterredung mit Fremden den Entſchluß beſtimmen. Sie würden vielleicht mehr Rückſicht auf unſre Nachricht genommen haben, wenn ſie Ihnen durch Vermittlung Ihrer Regierung zugleich mit der Forderung, genaue Nachſuchung anzuſtellen, zugegangen wäre."

„Reut Sie, daß Sie dieſen Weg nicht eingeſchlagen haben?" frug lächelnd der Landwirth.

„Offen geſagt, nein. Ich habe in ſolcher Angelegenheit kein Vertrauen zu einem Beamtenprotokoll."

„Ich auch nicht," verſetzte der Landwirth trocken. „Wir ſtehen unter einem kleinen Landesherrn, aber er iſt fern, wir ſind von fremdem Gebiet umſchloſſen. Bei Hofe habe ich nichts zu thun, es vergehen Jahre, ehe ich nach unſrer Reſidenz komme; die Regierung plagt uns nicht übermäßig und in meinem Bezirk leite ich die Polizei. Wenn meine Regierung Ihren Wünſchen Wichtigkeit beilegte, ſo würde ſie wahrſcheinlich von mir einen Bericht einfordern, und das würde mir einen Bogen Papier und eine Stunde Schreiberei koſten. Vielleicht, wenn Sie laut zu trommeln verſtehen, ſendet ſie mir auch eine Commiſſion in das Haus. Die meldet ſich bei mir zum Mittagseſſen und ich führe ſie nach Tiſch in die Keller, ſie pocht der Form wegen ein wenig an die Wände, und ich laſſe unterdeß einige Flaſchen aufkorken. Zuletzt wird ſchnell ein Papier beſchrieben und die Sache iſt wieder abgemacht. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie dieſen Weg nicht eingeſchlagen haben; im übrigen vertrete ich mein Hausrecht auch gegen den Landesherrn."

„Es ist, so scheint mir, vergeblich, zu Ihnen von dem Werth zu sprechen, den die Handschrift haben würde," warf der Professor ihm finster entgegen.

„Es wäre verlorene Mühe," sagte der Landwirth. „Ob eine solche Seltenheit, auch wenn sie in meinem Eigenthume zu Tage käme, für mich selbst einen wesentlichen Werth hätte, ist fraglich. Und den Werth für Ihre Wissenschaft kenne ich nur aus Ihrer Versicherung. Aber für mich und für Sie rühre ich keinen Finger, weil ich nicht glaube, daß ein solcher Schatz auf meinem Eigenthum verborgen ist und weil ich nicht den Willen habe, um etwas Unwahrscheinliches ein Opfer zu bringen. Dies, Herr Professor, ist meine Antwort."

Der Professor trat wieder schweigend an das Fenster. Fritz, der sich in stiller Empörung zurückgehalten hatte, empfand, daß es Zeit war, dieser Unterredung ein Ende zu machen, er erhob sich zum Aufbruch: „Und Sie haben uns wirklich Ihre letzte Meinung gesagt?"

„Ich bedaure, Ihnen keinen andern Bescheid geben zu können," versetzte der Landwirth, und sah mit einer Art Mitleid auf die beiden Fremden. „Es thut mir in der That leid, daß Sie den Umweg zu mir gemacht haben. Verlangen Sie meine Wirthschaft zu sehen, jede Thür soll Ihnen geöffnet sein. Die Mauern meines Hauses öffne ich Niemandem. Ich bin übrigens bereit, Ihre Mittheilung als Geheimniß zu bewahren, um so lieber, da dies auch in meinem Interesse liegt."

„Ihre Weigerung, irgend welche Nachforschungen auf ihrem Eigenthum anzustellen, macht ein ferneres Geheimhalten dieser Nachricht unnöthig," entgegnete der Doctor, „meinem Freunde bleibt jetzt nichts übrig, als seine Entdeckung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu berichten, er hat dann seine Pflicht gethan, vielleicht daß Andere gegenüber Ihnen glücklicher sind als wir."

Der Landwirth fuhr auf. „Donnerwetter, Herr, sind Sie des Teufels? Sie wollen die Geschichte in der Zeitung

Ihren Collegen erzählen? Wahrſcheinlich werden dieſe ebenſo denken wie Sie."

„Zuverläſſig werden Hunderte die Sache genau ſo anſehen wie wir, und Ihre Weigerung ebenſo verurtheilen wie wir," rief der Doctor.

„Herr, wie Sie mich beurtheilen, iſt mir ganz gleichgültig, ich muß Sie bitten, mich ſo ſchwarz zu ſchildern, als Ihre Wahrheitsliebe irgend zuläßt," rief der Landwirth unwillig. „Aber ich ſehe voraus, daß das alles nichts helfen wird. Verwünſcht ſeien die Mönche und ihr Schatz! Jetzt habe ich jeden Sonntag und jede Stunde Ihrer Ferien einen Beſuch wie den Ihren zu erwarten, fremde Geſichter mit Brillen und Regenſchirmen, welche den Anſpruch erheben, unter das Holzgeſtell meines Milchkellers zu kriechen und in der Schlafſtube meiner Kinder an der Decke herumzuklettern. Zum Teufel mit dieſem Tacitus!"

Der Profeſſor ergriff ſeinen Hut: „Wir empfehlen uns Ihnen," und ging nach der Thür.

„Halt, meine Herren," rief der Wirth unruhig, „nicht ſo ſchnell. Lieber will ich noch mit Ihnen beiden zu thun haben, als mit einer unabläſſigen Wallfahrt ihrer Collegen. Weilen Sie noch einen Augenblick, ich mache Ihnen einen Vorſchlag. Sie ſelbſt ſollen durch mein Haus gehen, Sie mögen den alten Bau vom Boden bis zum Keller unterſuchen. Es iſt eine harte Zumuthung für mich und meine Hausgenoſſen, ich will das Opfer bringen. Finden Sie eine Stelle, die Ihnen Verdacht einflößt, ſo reden wir darüber. Dagegen verſprechen Sie mir, daß Sie gegen meine Hausleute von dem Zweck Ihres Hierſeins ſchweigen. Meine Arbeiter ſind ohnedies aufgeregt; wenn Sie dem unſeligen Gerücht neue Nahrung geben, ſo kann ich nicht dafür ſtehen, daß nicht meine eigenen Leute auf den Einfall kommen, mir an einer Ecke des Hauſes die Grundmauer durchzuſtoßen. Mein Haus iſt Ihnen den ganzen Tag geöffnet, ſo lange ſind Sie meine Gäſte. Dann aber, wenn

Sie mündlich oder ſchriftlich über die Sache reden, fordere ich den Zuſatz, es ſei von Ihnen das Mögliche geſchehen, mein Haus durchſucht, aber nichts gefunden worden. Wollen Sie dieſen Vertrag mit mir eingehen?

Der Doctor ſah zweifelnd auf den Profeſſor, ob der Stolz des Freundes ſich ſolcher Bedingung beugen werde. Wider Erwarten flog ein Strahl von Freude über das Antlitz des Gelehrten, und er erwiederte artig: „Sie haben uns in einem Punkt mißverſtanden. Nicht wir beanſpruchen die verborgene Handſchrift aus Ihrem Eigenthum herauszuholen, ſondern wir ſind nur gekommen, um Sie ſelbſt für den Verſuch zu gewinnen. Daß wir in einem fremden Hauſe, unbekannt mit den Räumen und ungeübt in dieſer Art Nachforſchung, nichts finden werden, iſt uns ſehr deutlich. Wenn wir dennoch die lächerliche Lage, in welche Sie uns verſetzen, nicht vermeiden und Ihr Anerbieten annehmen, ſo thun wir dies nur in der Hoffnung, daß uns in den Stunden unſeres Hierſeins gelingen wird, Ihnen ſelbſt ein größeres Intereſſe an dem möglichen Funde beizubringen.“

Der Landwirth bewegte abweiſend das Haupt auf den hohen Schultern. „Ich habe nur das Intereſſe, die Sache ſo ſchnell als möglich in Vergeſſenheit zu bringen. Sie mögen thun, was Sie für Pflicht halten. — Meine Geſchäfte verhindern mich, Sie zu begleiten, ich übergebe Sie meiner Tochter.“

Er öffnete die Thür des Nebenzimmers und rief: „Ilſe!“

„Hier, Vater,“ antwortete eine klangvolle Altſtimme. Der Landwirth ging in das Nebenzimmer. „Komm hervor, Ilſe, ich habe heut einen beſondern Auftrag für dich. Da drin ſind zwei fremde Herren von einer Univerſität. Sie ſuchen ein Buch, das vor alten Zeiten in unſerm Hauſe verſteckt ſein ſoll. Führe ſie durch das Haus, ſchließ ihnen alle Räume auf.“

„Aber Vater —“ unterbrach ihn die Tochter.

„Thut nichts,“ fuhr der Landwirth fort, „es muß ſein.“ Er trat näher an ſie und ſprach leiſer: „Es ſind zwei Ge-

lehrte, sie haben einen Sparren —," er wies nach dem Kopfe. „Was sie sich einbilden, ist verrückt, und ich gebe ihnen nur nach, um in Zukunft Ruhe zu haben. Sei vorsichtig, Ilse, ich kenne die Leute nicht. Ich muß auf's Vorwerk, dem Hofverwalter will ich sagen, daß er sich in der Nähe des Hauses hält. Sie scheinen mir zwei ehrliche Narren, aber der Teufel mag trauen."

„Ich fürchte mich nicht, Vater," erwiederte die Tochter, „das Haus ist voll Menschen, wir werden schon mit ihnen fertig werden."

„Sorge dafür, daß die Mägde nicht herumstehen, während die Fremden an den Wänden klopfen und messen. Sie sehen mir übrigens nicht aus, als ob sie viel finden würden, wenn auch alle Wände aus Büchern gemauert wären. Aber daß sie irgendwo einschlagen oder die Wand beschädigen, das leidest du nicht."

„Recht, Vater," sagte die Tochter. „Bleiben sie über Mittag?"

„Ja wohl, dein Dienst geht bis zum Abend. In der Molkerei wird dich die Mamsell vertreten."

Durch die Thür hörten die Freunde Bruchstücke der Unterredung, sie gingen nach den ersten Worten der Instruction schnell an das Fenster und sprachen laut mit einander über eine große Strohanhäufung am First der Scheuer, die nach der Behauptung des Doctors ein Storchnest war, während der Professor die Ansicht vertrat, daß Störche nicht auf solchen Höhen nisteten. Dazwischen sagte der Professor leise: „Es ist unbequem, in dieser demüthigenden Lage auszudauern. Aber wir vermögen nur durch unser Beharren den Hauswirth zu überzeugen."

„Vielleicht entdecken wir doch etwas," sagte der Doctor. „Ich habe einige Erfahrung in Maurerarbeit, als Knabe fand ich beim Bau unseres Hauses Gelegenheit, schöne Kenntnisse in Statik und Balkenklettern zu erwerben. Gut, daß der

Tyrann uns allein läßt. Unterhalte du die Tochter, ich will derweile an den Wänden klopfen."

Wer jemals einer undeutlichen Spur nachgegangen ist, der weiß, wie schwierig in der Nähe erscheint, was in der Ferne so leicht dünkt. Während zuerst die trügende Göttin Hoffnung alle guten Möglichkeiten mit hellen Farben malt, regt die Arbeit des Suchens selbst jeden Zweifel auf. Die lockenden Bilder verbleichen, Kleinmuth und Ermüdung werfen ihre Schatten. Zuletzt wird pflichtmäßige Ausdauer, was im Anfange ein frisches Wagen war.

4.

Das alte Haus.

Der Landwirth trat ein, die Reitgerte in der Hand, hinter ihm die hohe Gestalt vom Friedhof. „Hier meine Tochter Elise, sie wird meine Stelle vertreten."

Die Freunde verneigten sich. Es war dasselbe schöne Antlitz, aber statt der hohen Rührung lag jetzt eine geschäftliche Würde in ihren Zügen, sie grüßte ruhig und lud die Herren zum Frühstück in das Nebenzimmer. Was sie sprach, waren einfache Worte, aber wieder lauschten die Freunde verwundert auf die tiefen Töne ihrer melodischen Stimme.

„Bevor Sie sich hier umsehen, müssen Sie an meinem Tisch niedersitzen, das ist bei uns Brauch," sagte der Landwirth in besserer Laune, als er bis dahin gezeigt, auch auf ihn übte die Gegenwart der Tochter besänftigenden Einfluß. „Wiedersehen zu Mittag." Damit ging er zur Thür hinaus.

Die Freunde folgten in den Nebenraum, ein großes Speisezimmer; Stühle standen längs der Wand, in der Mitte eine lange Tafel, an deren oberem Ende drei Plätze gedeckt waren. Das Mädchen setzte sich zwischen die Herren und bot

die kalten Speisen. „Als ich Sie auf dem Friedhof sah, dachte ich, daß Sie den Vater besuchen würden, der Tisch wartet schon eine Weile auf Sie.“ Die Freunde aßen ein wenig und dankten für mehr.

„Ich bedaure, daß unser Kommen auch Ihre Zeit in Anspruch nehmen soll,“ sagte der Professor ernst.

„Meine Aufgabe ist leicht,“ antwortete das Mädchen, „ich fürchte, die Ihre wird Ihnen mehr Mühe machen. Das Haus hat viele Stuben, und dann die Kammern und die Verschläge auf dem Boden.“

„Ich habe bereits Ihrem Herrn Vater gesagt,“ erwiederte der Professor lächelnd, „daß wir keinen Werth darauf legen, wie Maurer das Gebäude zu untersuchen. Betrachten Sie uns als Neugierige, welche das merkwürdige Haus nur soweit sehen wollen, als es sich sonst einem Gaste öffnet.“

„Das Haus mag wohl für Fremde merkwürdig sein,“ sagte Ilse, „uns ist es lieb, denn es ist warm und geräumig. Als der Vater das Gut einige Jahr besaß und zu Kräften gekommen war, hat er meiner seligen Mutter zu Liebe Alles bequem eingerichtet; denn wir brauchen großen Raum, es sind sechs jüngere Geschwister, und es ist ein großes Gut; die Herren von der Wirthschaft essen bei uns, dann der Hauslehrer und die Mamsell, und in der Gesindestube auch zwanzig Leute.“

Der Doctor sah seine Nachbarin enttäuscht an. Wo war die Seherin geblieben? Sie sprach verständig und sehr bürgerlich, mit ihr konnte man wohl auskommen. „Da wir nun einmal auf hohle Räume ausgehen,“ begann er schlau, „so würden wir uns am liebsten Ihrer Leitung anvertrauen, wenn Sie uns sagen wollten, ob man in der Wand oder auf dem Boden oder irgendwo hier im Hause von Stellen weiß, welche beim Klopfen eine Höhlung verrathen.“

„O daran fehlt es nicht,“ erwiederte Ilse. „Wenn man in meiner Stube an die Hinterwand des kleinen Wandschrankes pocht, so merkt man, daß dahinter ein leerer Raum ist, und

dann ist die Steinplatte unter der Treppe, und mehre Platten in der Küche und noch viele andere Stellen im Hause. Und bei allen haben die Leute ihre Vermuthung."

Der Doctor hatte seine Brieftafel herausgezogen und schrieb die verdächtigen Stellen nieder.

Die Betrachtung des Hauses begann. Es war ein prachtvolles altes Haus, die Mauer des Unterstocks so dick, daß der Doctor mit gespannten Armen nicht die ganze Tiefe der Fensternischen einfassen konnte. Eifrig übernahm er das Klopfen und Messen der Wände. Die Keller waren zum Theil in den Felsen gesprengt, an einzelnen Stellen ragte das ungeglättete Gestein noch in die Räume und man erkannte, wo die Mauer auf dem Stein gelagert war. Es waren mächtige Gewölbe, die kleinen Fenster in der Höhe durch starke Eisenstäbe geschützt, in alter Zeit bei feindlichem Anlauf eine feste Zuflucht wider Geschosse und Feuer. Und Alles war schön trocken und hohl. Denn das Haus war ganz nach den Ansichten gebaut, welche der Doctor schon früher über alte Gebäude so verständig ausgesprochen hatte; Mauer von außen und von innen, dazwischen Schutt und Steinbrocken. Natürlich klangen die Wände deshalb an vielen Stellen hohl wie ein Kürbis. Der Doctor pochte und notirte fleißig, die Knöchel seiner Hand wurden weiß und aufgetrieben, aber die Fülle guter Stellen machte ihn kleinlaut.

Aus dem Keller traten sie in den Unterstock. In der Küche brodelten große Kessel und Töpfe und neugierig sahen die arbeitenden Frauen auf das Benehmen der Fremden, denn der Doctor klopfte wieder mit den Absätzen auf den steinernen Fußboden und faßte die geschwärzte Seitenwand des Heerdes mit den Händen an. Dahinter kamen Wirthschaftsräume und die Gaststuben. In einer derselben fanden sie eine Frau in Trauerkleidung beschäftigt, die Betten in ein neues Gewand, zu hüllen. Es war die Mutter vom Friedhofe. Sie trat an die fremden Herren und bedankte sich, weil sie geholfen hätten,

ihrem Kinde die letzte Ehre zu erweisen. Die Freunde sprachen ihr freundlich zu, sie wischte mit der Schürze die Augen und ging wieder an ihre Arbeit.

„Ich bat sie heut zu Haus zu bleiben," sagte Ilse, „aber sie wollte nicht. Ihr wäre gut, wenn sie etwas zu schaffen hätte, und wir würden ihre Arbeit brauchen, weil Sie doch zu uns kämen." Es that den Gelehrten wohl, daß sie wenigstens von den weiblichen Mitgliedern des Hauses als berechtigte Gäste aufgefaßt wurden.

Sie betraten die andere Seite des Unterstocks und betrachteten noch einmal die einfachen Zimmer, die sich zuerst den Ankommenden geöffnet hatten. Dahinter lag das Arbeitszimmer des Gutsherrn, ein kleiner schmuckloser Raum, darin ein Schrank mit Jagdgeräth und Reitzeug, ein Brettergestell für Acten und einige Bücher, über dem Bett Säbel und Pistolen, auf dem Schreibtisch das kleine Modell einer Maschine und Proben von Getreide und Sämerei in kleinen Säckchen; an der Wand aber standen in militärischer Ordnung der riesige Wasserstiefel, der Juchtenstiefel, der Reitstiefel mit Stulpen, an der äußersten Ecke auch Zwerge von Kalbleder, wie sie gewöhnliche Menschen tragen. In dem Nebenzimmer hörten sie eine Männerstimme und kindliche Antworten in regelmäßigem Wechsel. „Das ist die Schulstube," sagte Ilse lächelnd. Als die Thür geöffnet ward, schwiegen Solo und Chorstimmen, dem Gruß der Eintretenden antwortete aufstehend der Lehrer, ein Seminarist von verständigem Gesicht. Verwundert starrten die Kinder in die unerwartete Störung. An zwei Tischen saßen drei Knaben und drei Mädchen, ein kräftiges blondhaariges Geschlecht. „Das ist Clara, Luise, Rielchen, Hans, Ernst und Franz." Die vierzehnjährige Clara, fast erwachsen und ein verjüngtes Abbild der Schwester, erhob sich mit einem Knix, Hans, ein derber Bursch von zwölf Jahren, machte den unbedeutenden Versuch eines Bücklings, die andern blieben stramm stehen, starrten unverwandt auf die Fremden, und tauchten,

nachdem ſie einer läſtigen Pflicht genügt hatten, wieder auf ihre Plätze nieder. Nur der kleine Franz, ein rothbäckiger Krauskopf von ſieben Jahren, blieb in der Pein ſeiner Aufgabe grimmig ſitzen, und benutzte die Unterbrechung, um für die nächſten Antworten noch ſchnell etwas aus ſeinem Buche einzuſammeln. Ilſe ſtrich ihm über das Haar und frug den Lehrer: „Wie geht's heut mit ihm?“ — „Er hat gelernt.“ — „Es iſt zu ſchwer,“ rief Franz erbittert. Der Profeſſor bat den Lehrer ſich nicht ſtören zu laſſen und die Reiſe ging weiter: Schlafzimmer der Knaben, Zimmer des Lehrers und wieder Wirthſchaftsräume, Plättſtube, Kleiderkammer — der Doctor hatte ſeine Brieftafel bereits eingeſteckt.

Sie kehrten in den Hausflur zurück, an der Treppe wies Ilſe auf die Steinplatte, der Doctor kniete nieder, verſuchte und ſagte kleinlaut: „Wieder hohl.“ Ilſe betrat die Treppe.

„Hier oben wohne ich und die Mädchen.“

„Unſere Neugierde hat vorläufig hier ein Ende,“ erwiederte rückſichtsvoll der Profeſſor. „Sie ſehen, auch mein Freund verzichtet.“

„Man hat aber von oben eine Ausſicht,“ ſagte die Führerin, „dieſe wenigſtens müſſen Sie betrachten.“ Sie öffnete eine Thür. „Dies iſt mein Zimmer.“ Die Freunde blieben vor der Schwelle ſtehen. „Kommen Sie herein,“ ſagte Ilſe unbefangen. „Von dieſem Fenſter ſieht man die Straße, auf der Sie zu uns kamen.“ Zögernd traten die Zartfühlenden näher. Es war wieder ein beſcheidener Raum, nicht einmal ein Sopha darin, die Wände mit blauer Farbe geſtrichen, am Fenſter ein Nähtiſch und einige Blumenſtöcke, in einer Ecke das Bett mit weißer Gardine verhüllt.

Die Freunde traten an das Fenſter und ſchauten von der Höhe auf den kleinen Friedhof und die Gipfel der Eichen, auf das Städtchen im Thale und auf die Baumreihe dahinter, welche in gekrümmter Linie bis zu der Höhe lief, wo ſich die Ausſicht in die Ferne ſchloß. Der Blick des Profeſſors haftete

an der alten Holzkirche. Wie hatten ſich in wenig Stunden die Stimmungen geändert! Auf die frohe Erwartung war gefolgt, was beinahe wie Entſagung ausſah, und doch wieder auf die Ungeduld eine wohlthuende Ruhe.

„Das iſt unſer Weg in die Fremde," wies Ilſe, „wir ſehen oft nach der Richtung aus, wenn der Vater verreiſt iſt und wir ihn erwarten, oder wenn wir von dem Poſtboten etwas Gutes hoffen. Und ſo oft Bruder Franz erzählt, daß er einſt in die Welt gehen werde, fort von dem Vater und von uns Geſchwiſtern, dann denkt er ſich die Straßen in der Welt immer wie dieſe ausſieht, als einen Fußſteig mit dicken Weidenköpfen."

„Franz iſt der Liebling?" frug der Profeſſor.

„Er iſt mein Neſthäkchen, wir verloren die gute Mutter, als er noch die Kindermütze trug. Das arme Kind kennt die Mutter gar nicht, und als er einmal von ihr geträumt hatte, da brachten die andern Kinder heraus, daß er ſie im Schlafe mit mir verwechſelte, denn ſie trug mein Kleid und meinen Strohhut. — Dies iſt der Wandſchrank," ſagte ſie traurig, auf eine Holzthür in der Wand deutend. Die Freunde folgten ſchweigend, ohne bei dem Schranke anzuhalten. Vor der gegenüberliegenden Stube blieb ſie ſtehen, die Thür öffnend: „Dies war das Zimmer der Mutter, es iſt unverändert, wie ſie es verließ, nur der Vater bleibt des Sonntags einige Zeit darin."

„Wir geben nicht zu, daß Sie uns weiter führen," ſagte der Profeſſor. „Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie peinlich ich unſere Lage Ihnen gegenüber empfinde. Verzeihen Sie uns das unzarte Eintreten in Ihre Häuslichkeit."

„Wenn Sie das Haus nicht weiter ſehen wollen," erwiederte Ilſe mit dankendem Blick, „ſo geleite ich Sie gern in unſern Garten und durch den Hof. Der Vater wird nicht loben, wenn ich Ihnen etwas vorenthalte."

Eine Hinterthür des Flurs führte in den Garten, die Beete, durch Buchsbaum eingefaßt, waren mit Sommerblumen

beſetzt, mit den altheimiſchen Bewohnern unſrer Gärten. Am Hauſe liefen Weinreben bis unter die Fenſter des Oberſtocks und die grünen Trauben blickten überall aus dem hellen Laub. Eine lebendige Hecke ſchied die Blumenbeete vom Gemüſegarten, wo auch der Hopfen an großen Stangen hinaufkletterte. Weiter ab ſenkte ſich ein großer Obſtgarten mit friſchem Raſengrund einem Seitenthal zu. Es war auch hier nichts Merkwürdiges zu ſehen, gradlinig waren die Blumenbeete, in Reihen ſtanden die Obſtbäume, der ehrwürdige Buchsbaum und die Hecke waren nach der Schnur geſchnitten und ohne Lücken. Die Freunde ſchauten von Beet und Blumen immer wieder auf das Haus zurück und freuten ſich über die braunen Mauern hinter dem ſaftigen Weinlaub und über die Arbeit des Steinmetzen an den Fenſtern und am Giebel.

„Es war zur Zeit unſerer Vorfahren ein Haus der Fürſten," erklärte Ilſe, „und ſie kamen damals alle Jahre zur Jagd hierher. Jetzt aber iſt nur der dunkle Wald dort hinten noch herrſchaftlich, dort ſteht auch noch ein Jagdhaus und der Oberförſter wohnt darin. Und ſelten kommt unſer Fürſt in die Gegend. Es iſt lange Zeit her, daß wir unſern lieben Landesherrn nicht geſehen haben, und wir leben wie arme Waiſen."

„Gilt er hier im Lande für einen gütigen Herrn?" frug der Profeſſor.

„Wir wiſſen nicht viel von ihm, aber wir denken uns, daß er gut iſt. Vor vielen Jahren, als ich noch Kind war, hat er einmal in unſerm Haus gefrühſtückt, weil es in Roſſau keine Gelegenheit gab. Damals war ich erſtaunt, daß er keinen rothen Mantel trug, und er ſtrich mir über den Kopf und gab mir den guten Rath zu wachſen. Das habe ich ſeitdem redlich abgemacht. Und es heißt ſchon, er wird in dieſem Jahre wieder zur Jagd kommen. Kehrt er wieder bei uns ein, dann muß das alte Haus ſeinen beſten Staat anthun und in der Küche giebt's heiße Wangen."

Während ſie friedlich unter den Obſtbäumen dahinſchritten, tönte vom Hofe her eine helle Glocke. „Das iſt der Ruf zum Eſſen," ſagte Ilſe, „ich führe die Herren zu ihrem Zimmer, das Hausmädchen wird ſie abholen."

Die Freunde fanden in der Gaſtſtube ihre Ledertaſchen und wurden kurz darauf durch ein leiſes Klopfen an der Thür geladen und in das Speiſezimmer geführt. Dort wartete ihrer der Gutsherr, ein halbes Dutzend ſonnengebräunte Beamte der Wirthſchaft, die Mamſell, der Hauslehrer und die Kinder. Als ſie eintraten, ſprach der Landwirth mit der Tochter in einer Fenſterniſche; wahrſcheinlich hatte die Tochter günſtig über die Fremden berichtet, denn er kam ihnen mit unumwölkter Miene entgegen, und ſagte in ſeiner kurzen Weiſe: „Nehmen Sie an unſerm Tiſche vorlieb." Dann ſtellte er die Fremden den Anweſenden vor, indem er ihre Namen nannte und hinzufügte: „Zwei gelehrte Herren von der Univerſität." Jedermann ſtand hinter ſeinem Stuhl nach Würde und Alter gereiht, obenan der Wirth, neben ihm Ilſe, auf der andern Seite der Profeſſor und der Doctor, dann zu beiden Seiten die Herren von der Wirthſchaft, dahinter die Mamſell und die Mädchen, der Lehrer und die Knaben. Der kleine Franz am untern Ende des Tiſches trat an ſeinen Teller, faltete über dem Brot die Hände und ſprach eintönig ein kurzes Tiſchgebet. Darauf rückten zu gleicher Zeit alle Stühle, zwei Mädchen in der Tracht der Landſchaft trugen die Speiſen. Es war ein einfaches Mittagsmahl, nur zwiſchen den Fremden ſtand eine Flaſche Wein, die Eingebornen goſſen goldbraunes Bier in die Gläſer.

Schweigend und eifrig verrichtete Jeder ſein Werk, am oberen Ende des Tiſches wurde Unterhaltung geführt. Die Freunde ſprachen dem Landwirth ihre Freude über Haus und Umgebung aus, und der Hausherr lachte ſpöttiſch, als der Doctor die dicken Wände des Hauſes rühmend hervorhob. Dann ſchweifte das Geſpräch auf die Umgegend hinaus, auf den Dialekt und die Art des Landvolks.

„Wieder iſt mir in dieſen Tagen aufgefallen," ſagte der Profeſſor, „wie fremd und mißtrauiſch die Landleute hier uns Städter beobachten. Unſere Sprache, Sitte, Gewohnheit betrachten ſie wie die eines anderen Volkes. Und wenn ich zuſehe, was der Feldarbeiter mit den ſogenannten Gebildeten gemein hat, ſo empfinde ich ſchmerzlich, daß es viel zu wenig iſt."

„Wer iſt daran Schuld," entgegnete der Landwirth, „als die Gebildeten ſelbſt. Nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich Ihnen als einfacher Mann ſage, daß mir dieſe Bildung eben ſo wenig gefällt, als die Unwiſſenheit und Störrigkeit, welche Sie an unſern Landleuten in Erſtaunen ſetzt. Sie ſelbſt z. B. machen eine weite Reiſe, um alte vergeſſene Schriften zu finden, die einſt ein gebildeter Mann in einem untergegangenen Volke geſchrieben hat. Ich aber frage, was haben Millionen Menſchen, die mit Ihnen eine Sprache ſprechen, Ihres Stammes ſind und neben Ihnen leben, von all der Gelehrſamkeit, die Sie für ſich und eine kleine Zahl wohlhabender und müßiger Leute erwerben? Wenn Sie zu meinen Arbeitern reden, die Leute verſtehen Sie nicht. Wenn Sie von Ihrer Wiſſenſchaft etwas erzählen wollten, meine Knechte würden vor Ihnen ſtehen wie Neger. Iſt das ein geſunder Zuſtand? Und ich ſage Ihnen, ſo lange dieſer Zuſtand dauert, ſind wir noch kein rechtes Volk."

„Wenn Ihre Worte einen Vorwurf gegen meinen Beruf enthalten," erwiederte der Profeſſor, „ſo ſind ſie ungerecht. Gerade jetzt iſt man eifrig bemüht, was in der Arbeitsſtube der Gelehrten gefunden wird, auch dem Volke zugänglich zu machen. Daß dafür nach mancher Richtung noch mehr geſchehen ſollte, leugne ich nicht. Aber zu allen Zeiten hat ernſte wiſſenſchaftliche Forſchung, ſelbſt wenn ſie zunächſt nur einem ſehr kleinen Kreiſe verſtändlich iſt, ganz unſichtbar und in der Stille Seele und Leben des geſammten Volkes beherrſcht. Sie bildet die Sprache, ſie richtet die Gedanken, ſie formt allmälig Sitte, Rechtsgefühl und Geſetz nach den Bedürfniſſen

jeder Zeit. Nicht nur die praktiſchen Erfindungen und der ſteigende Wohlſtand werden durch ſie möglich, auch, was Ihnen nicht weniger wichtig erſcheinen wird, die Gedanken des Menſchen über ſein eigenes Leben, die Art, wie er ſeine Pflichten gegen Andere übt, der Sinn, in welchem er Wahrheit und Lüge auffaßt, das alles verdankt jeder von uns der Gelehrſamkeit ſeines Volkes, wie wenig er ſich auch um die einzelnen Forſchungen kümmern möge. Und laſſen Sie mich einen alten Vergleich gebrauchen. Die Wiſſenſchaft iſt wie ein großes Feuer, das in einem Volke unabläſſig unterhalten werden muß, weil ihm Stahl und Stein unbekannt ſind. Ich gehöre zu denen, welche die Pflicht haben, immer neue Scheite in das große Feuer zu werfen. Andere haben die Aufgabe, die heilige Flamme durch das Land, in Dörfer und Hütten zu tragen. Jeder, der an der Verbreitung des Lichtes arbeitet, hat ſein Recht, und keiner ſoll von dem Andern gering denken."

„Darin liegt Wahrheit," ſagte der Landwirth aufmerkſam.

„Wenn das große Feuer nicht brennt," fuhr der Profeſſor fort, „werden die einzelnen Flammen ſich auch nicht verbreiten können. Und glauben Sie mir, was einen ehrlichen Gelehrten bei den ſchwierigſten Unterſuchungen, unter denen ihm das Leben dahinſchwindet, immer erhebt und ſtärkt, das iſt gerade die unerſchütterliche Ueberzeugung, welche durch lange Erfahrung tauſendfach beſtätigt iſt, daß ſeine Arbeit zuletzt doch der ganzen Menſchheit zu Gute kommt; ſie hilft nicht immer neue Maſchinen erfinden und neue Culturpflanzen entdecken, ſie iſt deshalb nicht weniger wirkſam für Alle, auch wo ſie lehrt, was wahr und unwahr, was ſchön und häßlich, was gut und ſchlecht iſt. In dieſem Sinne macht ſie Millionen freier, und dadurch beſſer."

„Ich ſehe wenigſtens aus Ihren Worten," ſprach der Landwirth, „daß Sie Ihren Beruf hoch halten. Und das freut mich überall, denn das iſt die Art eines tüchtigen Mannes."

Bei dieſer Unterredung wurde beiden Männern behag-

licher zu Muthe. Der Inſpector erhob ſich und im Nu rückten ſämmtliche Stühle der Würdenträger und der Kinder, die Mehrzahl der Tiſchgäſte verließ das Zimmer. Nur der Wirth, Ilſe und die Gäſte ſaßen noch einige Minuten bei einander, jetzt in ruhiger fortrollender Unterhaltung. Dann ging man in das Nebenzimmer zu dem angerichteten Kaffeetiſch, Ilſe ſchenkte ein und der Landwirth betrachtete von ſeinem Sitze die unerwarteten Gäſte.

Der Profeſſor ſetzte die leere Taſſe hin und begann: „Unſere Aufgabe hier iſt beendigt, wir haben Ihnen für die gaſtliche Aufnahme zu danken. Ich möchte aber nicht ſcheiden, ohne Sie noch einmal an das zu erinnern —"

„Warum wollen Sie jetzt fort?" unterbrach ihn der Landwirth. „Sie haben heut ſchon einen längern Weg gemacht, Sie finden weder in der Stadt noch in den Dörfern dahinter ein erträgliches Unterkommen, und in dem Drang der Ernte vielleicht nicht einmal eine Fuhre. Laſſen Sie ſich's zur Nacht hier gefallen, wir haben ohnedies noch unſer Geſpräch von heut Morgen aufzunehmen," fügte er mit Laune hinzu, „und mir liegt daran, daß wir in gutem Einvernehmen ſcheiden. Sie begleiten mich ein Stück in das Feld, wo ich allerdings nöthig bin. Wenn ich auf das Vorwerk reite, mag Ilſe wieder meine Stelle vertreten. Am Abend ſprechen wir dann ein verſtändiges Wort mit einander."

Die Freunde waren bereit, auf dieſen Vorſchlag einzugehen. In gutem Einvernehmen ſchritten die Männer durch das Erntefeld. Der Profeſſor freute ſich über die großen Aehren einer neuen Art Gerſte, welche noch ungemäht, dicht wie Rohr vor ihnen ſtand, und der Landwirth ſprach bedächtige Worte über dieſe anſpruchsvolle Halmfrucht des deutſchen Landmanns. Sie blieben ſtehen, wo grade die Arbeiter beſchäftigt waren. Dann trat zuerſt der Beamte, der die Aufſicht führte, dem Gutsherrn entgegen und berichtete, darauf ſchritten ſie über die Stoppeln zu den Garben; der ſchnelle Blick des Landwirths

überſah die zuſammengelegten Mandeln, die emſigen Leute und die harrenden Roſſe am Erntewagen; die Freunde aber betrachteten mit Antheil, wie der Herr des Gutes mit ſeinen Beamten und Arbeitern verkehrte, kurze Befehle und befliſſene Antworten, Eifer der ſchaffenden Leute und frohe Mienen, wenn ſie die Zahl der Garben meldeten, überall ein wohlgefügtes Weſen, ſichere Kraft, ein wackeres Zuſammengreifen. Sie kehrten zurück mit Achtung vor dem Manne, der in ſeinem kleinen Reiche ſo feſt herrſchte. Auf dem Rückwege blieben ſie bei den Füllen ſtehen, welche ſich hinter der Scheuer auf eingezäuntem Raum tummelten, und als der Doctor vor andern zwei galoppirende Braune rühmte, fand ſich's, daß er richtig die beſten Pferde gelobt hatte, und der Landwirth lächelte ihm wohlwollend zu. Am Eingang des Hofes führte ein Knecht das Reitpferd, einen mächtigen Rappen von ſtarken Gliedern und breiter Bruſt, der Doctor klopfte den Hals des Thieres, der Landwirth ſah nach dem Riemzeug. „Ich bin ein ſchwerer Reiter," ſagte er, „und habe Noth, ein dauerhaftes Thier zu finden." Er ſchwang ſich wuchtig in den Sattel und griff an ſeine Mütze: „Auf Wiederſehn heut Abend." Und ſehr ſtattlich ſahen Roß und Reiter aus, als ſie den Feldweg entlang trabten.

„Das Fräulein erwartet Sie," ſagte der Reitknecht, „ich ſoll Sie zu ihr führen."

„Haben wir Fortſchritte gemacht, oder nicht?" frug der Doctor lachend, den Arm des Freundes faſſend.

„Ein Kampf hat begonnen," erwiederte der Freund ernſthaft, „wer mag ſagen, wie der Ausgang ſein wird."

Ilſe ſaß von den Kindern umgeben in einer Gaisblattlaube des Gartens. Es war ein herzerfreuender Anblick, das junge blondhaarige Geſchlecht bei einander zu ſehen. Die Mädchen ſaßen neben der Schweſter, die Knaben trieben ſpielend um die Laube, große Veſperbrote in der Hand. Sieben friſche wohlgeformte Geſichter, einander ähnlich wie Blüthen deſſelben Baumes und doch jedes Leben in einem andern Zeit-

raum ſeiner Entfaltung, von Franz, deſſen runder Kinderkopf einer luſtigen Knospe glich, bis zu der ſchönen Fülle in Antlitz und Gliedern, welche in der Mitte ſaß, am hellſten durch das gebrochene Licht der Sonne beleuchtet. Wieder erregte den Freunden das Ausſehen des Mädchens, der Klang ihrer Worte das Herz, als ſie den kleinen Franz zärtlich ſchalt, weil er dem Bruder das Butterbrot aus der Hand geſchlagen hatte. Wieder ſtarrten die Kinder mißtrauiſch auf die Fremden, aber der Doctor beſeitigte das Ceremoniel der erſten Bekanntſchaft, indem er Franz bei den Beinen nahm, auf ſeine Schultern ſetzte und ſich mit ſeinem Reiter in der Laube niederließ. Der kleine Burſch ſaß einige Augenblicke betroffen auf ſeiner Höhe und die Kinder lachten laut, daß er ſo erſchrocken aus runden Augen auf den fremden Kopf zwiſchen ſeinen Beinchen herabſah. Aber das Gelächter der Andern machte ihm Muth, er begann luſtig mit den Beinen zu baumeln und ſchwenkte ſein Veſperbrot triumphirend um die Locken des Fremden. So war die Bekanntſchaft gemacht, wenige Minuten darauf fuhr der Doctor mit den Kindern durch den Garten, ließ ſich jagen und ſuchte die Jauchzenden zwiſchen den Beeten zu fangen.

„Iſt's Ihnen recht, ſo möchte ich Sie an eine Stelle führen, wo wir am liebſten auf unſer Haus hinſehen," ſagte Ilſe zum Profeſſor. Von den Kindern umſchwärmt, ſchritten die Großen den Weg hinab, der zur Kirche führte, und bogen um den Friedhof herum. Der Fels, auf welchem die Gebäude des Gutes lagen, ſenkte ſich hier ſteil in ein ſchmales Thal, das von der andern Seite durch einen höheren Bergrücken eingeengt wurde. Ein gewundener Fußpfad lief in den Grund hinab, dort umſäumte ein Wieſenſtreif das ſtrudelnde Waſſer des Baches. Aus dieſer Tiefe zog ſich der Pfad auf der andern Seite wieder in den Laubwald hinein, unter Goldweiden und Erlen ſtiegen ſie einige hundert Schritt hinan. Vor ihnen erhob ſich aus dem Geröll und Gebüſch ein Felsblock;

ſie traten um die Ecke und ſtanden an einer Steingrotte. Der Felſen bildete Portal und Wände einer Höhle, welche etwa zehn Schritt in den Berg hineinreichte. Der Boden war eben, mit weißem Sand bedeckt, Brombeeren und wilde Roſen hingen von oben über den Eingang herab, grade in der Mitte hatte ſich ein großer Buſch Weideuröschen angeſiedelt, er ſtand mit ſeinen dichten Blüthenrispen wie ein rother Federſchmuck über dem Felsbogen der Grotte. Die Spur einer alten Mauer an der Seite verrieth, daß die Höhle wohl einmal in arger Zeit die Zuflucht Bedrängter oder Geſetzloſer geweſen war; am Eingange lag ein Stein, deſſen Oberfläche zu einem Sitze geebnet war, in der Dämmerung des Hintergrundes ſtand eine ſteinerne Bank.

„Dort iſt unſer Haus," ſagte Ilſe, und zeigte über das Thal nach der Höhe, wo hinter den Obſtbäumen des Gartens das Giebelhaus emporſtieg. „Hier ſind wir im Gebirge. Sie ſehen, der Hof iſt ſo nahe, daß man einen lauten Ruf von drüben bei ſtiller Luft hören kann."

Aus dem Dämmerlicht der Höhle ſahen die Freunde in das helle Licht des Tages, auf das Steinhaus und auf die Bäume, welche ſeinen Fuß umgrenzten. „Jetzt iſt es ſtill im Walde," fuhr Ilſe fort, „die Vögel ſind faſt alle verſtummt, die kleinen fliegen am Rande des Holzes und ſuchen reifen Samen, denn ihr Hausweſen iſt zu Ende, ſie leben jetzt in der großen Geſellſchaft. Auch die im Garten zahm waren, werden ausgelaſſen, und kümmern ſich wenig um den Menſchen und ſein Futter."

„Dort rauſcht es leiſe, wie gurgelndes Waſſer," ſagte der Profeſſor.

„Ein Quell fließt nebenbei über Steine herab," erklärte Ilſe. „Jetzt iſt er ſchwach, aber im Frühjahr ſtrömt vieles Waſſer von dem Berge zuſammen. Dann iſt das Rauſchen laut, und der Bach im Thale fährt wild über die Steine; dann überdeckt er auch die Wieſen dort unten, er füllt den

ganzen Grund und ſteigt bis an das Gebüſch. — Hier aber iſt für uns alle in warmen Tagen ein lieber Aufenthalt. Als der Vater das Gut kaufte, war die Höhle verwachſen, der Eingang mit Steinen und Erde verſchüttet und die Eulen wohnten darin. Und der Vater hat den Platz geſäubert."

Der Profeſſor trat neugierig in den Raum und ſchlug mit dem Stock an den röthlichen Felſen. Ilſe ſah ihn von der Seite an. Jetzt bekommt auch er das Suchen, dachte ſie bekümmert. „Es iſt alles altes Geſtein," ſagte ſie beruhigend.

Der Doctor war mit den Kindern um die Höhle herumgeklettert, er machte ſich von Hans los, der ihm grade anvertraute, daß er weiter unten in dichtem Erlengeſtrüpp das leere Neſt einer Beutelmeiſe wiſſe.

„Das iſt ein wundervoller Ort für die Sagen der Gegend," rief er bewundernd, „es giebt keine ſchönere Heimath für die Geiſter des Thales."

„Die Leute reden dummes Zeug davon," entgegnete Ilſe abweiſend. „Hier ſollen kleine Zwerge wohnen und ſie ſagen, man kann ihre Fußtapfen im Sande erkennen, und Vater hat den Sand doch erſt hineinfahren laſſen. Aber die Leute fürchten ſich doch, und wenn der Abend kommt, gehen die Frauen und Kinder der Arbeiter nicht gern vorüber. Uns aber verbergen ſie's, denn der Vater leidet den Aberglauben nicht."

„Ich ſehe, die Zwerge ſtehen hier nicht in Gunſt," erwiederte der Doctor.

„Da es keine giebt, ſoll man nicht daran glauben," verſetzte Ilſe eifrig. „Unſre Leute möchten es wohl noch gern thun. Der Menſch ſoll an das glauben, was die Bibel lehrt, nicht an wildes Zeug, das, wie ſie im Dorfe ſagen, durch den Wald und die Nacht dahinfährt. Neulich war eine alte Frau im nächſten Dorfe krank, kein Menſch trug ihr Eſſen, recht häßlich haben ſie ſich über ihre Niederlage gefreut, weil ſie meinten, das arme Weib könne ſich in eine ſchwarze Katze verwandeln und dem Vieh ſchaden. Als wir es erfuhren,

drohte der Frau die Gefahr, in Einſamkeit umzukommen. Und deßhalb iſt es häßliches Geſchwätz.“

Der Doctor hatte ſich unterdeß die Zwerge in der Brieftaſche angemerkt, ſah aber jetzt ohne Freude auf Ilſe, die aus dem Hintergrund der Höhle ſprach, in dem gebrochenen Scheine zwiſchen Fels und Licht ſelbſt einem Sagenbilde ähnlich. „Der alte Scheich Abraham und der Gauner Jacob, der ſeinen blinden Vater mit dem Bocksfell an den Aermeln betrügt, ſind ihr ganz recht, aber unſer Schneewittchen gilt ihr für häßliches Zeug.“ Er ſteckte die Brieftafel ein, und ging mit Hans zur Behauſung der Beutelmeiſe.

Der Profeſſor hatte mit Ergötzen den ſtillen Aerger des Freundes beobachtet, aber Ilſe wandte ſich auch zu ihm: „Mich wundert, daß Ihr Freund ſolche Geſchichten aufſchreibt, das iſt nicht gut, dergleichen muß in Vergeſſenheit kommen.“

„Sie wiſſen, daß er ſelbſt nicht daran glaubt,“ erwiederte der Profeſſor entſchuldigend, „was er aber darin findet, das ſind nur alte Ueberlieferungen des Volkes. Denn dieſe Sagen ſind in einer Zeit entſtanden, wo noch unſer ganzes Volk an dieſe Geiſter ebenſo glaubte, wie jetzt an die Lehren der Bibel. Er ſammelt ſolche Erinnerungen, um zu erkennen, wie Glaube und Poeſie unſerer Vorfahren war.“

Das Mädchen ſchwieg. „Das gehört alſo auch zu dem, was Sie heut Mittag von ihrer Arbeit ſagten,“ begann ſie nach einer Weile.

„Es gehört auch dazu.“

„Es hörte ſich gut an,“ fuhr Ilſe fort, „denn Sie ſprechen anders als wir. Sonſt, wenn man von Einem ſagte, er ſpricht wie gedruckt, meinte ich immer, es ſei ein Vorwurf, aber es iſt das richtige Wort,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „und es macht Freude zu hören.“ Dabei ſah ſie aus der Tiefe der Grotte mit ihren großen Augen auf den Gelehrten, der am Eingange ſtand, an den Stein gelehnt, hell von den Strahlen der Sonne beſchienen.

„Es giebt aber auch sehr viele Bücher, welche schlecht schwatzen," antwortete der Professor lachend, „und nichts ermüdet so sehr, als lange Buchweisheit aus lebendigem Munde."

„Ja, ja," bestätigte Ilse, „wir haben auch eine Bekannte, welche eine gelehrte Frau ist. Wenn die Frau Oberamtmann Rollmaus uns des Sonntags besucht, so setzt sie sich auf dem Sopha zurecht und greift mit einem Gespräch den Vater an. Der Vater mag sich winden, wie er will, um ihr zu entgehen, sie weiß ihn fest zu halten, über Engländer und Tscherkessen, über Kometen und die Dichter. Aber die Kinder sind dahinter gekommen, daß sie ein Lexikon für Conversation hat, daraus nimmt sie Alles. Und wenn sich in einem Lande etwas ereignet, oder die Zeitung von etwas Lärm macht, so liest sie im Lexikon darüber nach. Wir haben dasselbe Buch angeschafft, und wenn ihr Besuch bevorsteht, so wird überlegt, welcher Name grade an der Zeit ist. Dann schlagen die Kinder vorher am Sonnabend Abend diese Sache auf und lesen vor, was nicht gar zu lang ist. Und auch der Vater hört zu und sieht auch wohl noch selbst in das Buch. Und am andern Tage haben die Kinder ihre Freude daran, wenn der Vater die Frau Oberamtmann mit ihrem eigenen Buche überwindet. Denn unser Buch ist neuer, ihres ist schon alt, und die neuen Begebenheiten stehen nicht darin, von diesen weiß sie wenig."

„Also der Sonntag ist die Zeit, wo man hier Ehre einlegen könnte," sagte der Professor.

„Im Winter sieht man sich auch manchmal in der Woche," fuhr Ilse fort. „Aber es ist nicht viel Verkehr in der Umgegend. Und wenn einmal ein Besuch kommt, der uns gute Gedanken zurückläßt, so sind wir dankbar und wir bewahren sie in treuem Herzen."

„Die besten Gedanken sind doch, welche dem Menschen aus seiner eigenen Thätigkeit aufsteigen," sagte der Professor rücksichtsvoll. „Das wenige, was ich von dem Gute hier ge-

ſehen, mahnt, wie ſchön das Leben gedeihen kann, auch wenn es weit von dem lauten Geräuſch des Tages abliegt."

„Das war ein freundliches Wort," rief Ilſe. „Und einſam iſt es hier auch nicht und wir kümmern uns auch um die Landsleute draußen und um die große Welt. Wenn die Herren Landwirthe zum Beſuch kommen, wird nicht immer von der Wirthſchaft geſprochen, und es fällt wohl etwas für uns jüngere ab. Und dann iſt unſer lieber Herr Paſtor, der uns auch zuweilen aus der Fremde erzählt und mit uns zuſammen die Zeitungen lieſt, welche der Vater hält. Und wenn darin zu Beiträgen für einen guten Zweck aufgefordert wird, dann ſind die Kinder am ſchnellſten bei der Hand und jedes giebt ſein Scherflein vom Erſparten, der Vater aber reichlich. Und Hans als der älteſte ſammelt, und hat das Recht ſolches Geld einzupacken, und in den Brief ſetzt er die Anfangsbuchſtaben eines Jeden, der dazu gegeben hat. Kommt dann ſpäter im Gedruckten eine Quittung, ſo ſucht jedes zuerſt ſeinen Buchſtaben. Mehrmals war einer falſch gedruckt, dann ſind die Kinder ärgerlich."

Aus der Ferne hörte man Ruf und Lachen der Kinder, welche mit dem Doctor von ihrem Ausflug zurückkehrten. Das Mädchen erhob ſich, der Profeſſor trat zu ihr und ſagte mit warmer Empfindung: „So oft mir einſt die Bilder dieſes Tages lebendig werden, wird mein Herz voll Dank dieſer Stunde gedenken, wo Sie zu einem Fremden ſo ehrlich über Ihr glückliches Leben geſprochen haben."

Ilſe ſah ihn mit unſchuldigem Vertrauen an. „Sie ſind mir nicht fremd, ich ſah Sie ja am Grabe des Kindes."

Der fröhliche Schwarm ſchloß beide in die Mitte und zog weiter das Thal hinauf.

Es war Abend, als ſie zum Hauſe zurückkehrten, wo der Landwirth ſie bereits erwartete. Nach dem Abendbrot ſaßen die Erwachſenen noch eine Stunde zuſammen. Die Fremden erzählten von ihrer Stadt und Neuigkeiten aus der Welt,

dann wurde, wie Männern ziemt, auch über Politik geſprochen, und Ilſe freute ſich, daß ihr Vater und die Fremden ſich darin vortrefflich verſtanden. Als der Kuckuck über der Hausuhr die zehnte Stunde ausrief, trennte man ſich mit freundlichem Nachtgruß.

Das Hausmädchen hatte den Fremden zur Ruhe geleuchtet, Ilſe ſaß auf dem Stuhl die Hände im Schooß gefaltet und ſah ſchweigend vor ſich hin. Der Gutsherr kam aus ſeinem Zimmer und nahm den Nachtleuchter vom Tiſch. „Biſt noch wach, Ilſe? Nun, wie gefallen dir die Fremden?“

„Gut, Vater,“ ſagte das Mädchen leiſe.

„Sie ſind nicht ſo dumm als ſie ausſehen,“ ſagte der Wirth auf- und abgehend. „Das von dem großen Feuer war recht,“ wiederholte er, „und das über unſere kleinen Regierungen war auch recht. Der Jüngere wäre ein guter Schullehrer geworden, und der Große, es iſt beim Himmel Schade, daß er nicht ein vier Jahr Waſſerſtiefeln getragen hat, er wäre ein geſcheuter Inſpector. Gute Nacht, Ilſe.“

„Gute Nacht, Vater.“

Die Tochter erhob ſich und folgte dem Vater an die Thür. „Bleiben die Fremden morgen hier, Vater?“

„Hm,“ ſagte der Wirth nachdenkend. „Ueber Mittag bleiben ſie jedenfalls, ich will ihnen doch das Vorwerk zeigen. Sorge für etwas Ordentliches zum Eſſen.“

„Vater, der Profeſſor hat noch nie in ſeinem Leben ein Spanferkel gegeſſen,“ ſagte die Tochter.

„Ilſe, wo denkſt du hin, meine Ferkel wegen des Tacitus!“ rief der Landwirth. „Nein, damit komm mir nicht, bleibe bei deinem Federvieh! Halt! noch eins, reiche mir den Band T aus dem Schranke, ich will doch einmal über den Burſchen nachleſen.“

„Hier, Vater, ich weiß, wo es ſteht.“

„Sieh doch!“ ſagte der Vater, „Frau Oberamtmann Rollmaus! gute Nacht.“

Der Doctor ſah durch das Fenſter in den dunklen Hof. Schlaf und Frieden lag über dem weiten Raum, aus der Ferne klang der Schritt des Wächters, der die Hofſtätte umkreiſte, dann bellte halblaut der Hofhund. „Da ſtehen wir," ſagte er endlich, „zwei ächte Abenteurer in der feindlichen Burg. Ob wir etwas daraus forttragen, iſt ſehr zweifelhaft," fügte er hinzu, ſeinen Freund bedenklich anlächelnd.

„Es iſt zweifelhaft," ſagte der Profeſſor, mit großen Schritten die Stube durchmeſſend.

„Was haſt du, Felix?" frug Fritz beſorgt nach einer Pauſe, „du biſt zerſtreut, das iſt ſonſt nicht deine Art."

Der Profeſſor blieb ſtehen. „Ich habe dir nichts zu ſagen. Es ſind ſtarke, aber unklare Empfindungen, welche ich zu bewältigen ſuche. Ich fürchte, dieſer Tag hat eine Bedeutung gewonnen, gegen welche ein vernünftiger Mann ſich zu wehren hat. Frage mich nicht weiter, Fritz," fuhr er fort, und drückte dieſem kräftig die Hand, „ich fühle mich nicht unglücklich."

Fritz verſank in Bekümmerniß, ſetzte ſich zu ſeinem Bett und ſpähte nach einem Stiefelknecht. „Wie gefällt dir unſer Wirth?" fragte er kleinlaut, und ließ, um ſorglos zu erſcheinen, den Stiefel im Holze knarren.

„Ein tüchtiger Mann," erwiederte der Profeſſor, wieder ſtehenbleibend, „ſeine Art iſt anders, als wir's gewöhnt ſind."

„Es iſt altſächſiſcher Stamm," ſetzte der Doctor das Geſpräch fort, „breite Schultern, Hünenwuchs, offene Züge, Wucht in jeder Bewegung. Auch die Kinder ſind von derſelben Art," fuhr er fort, „die Tochter hat etwas von einer Thusnelda."

„Der Vergleich paßt nicht," entgegnete der Profeſſor rauh und ſetzte ſeinen Marſch fort.

Fritz ſpannte den zweiten Stiefel in das Joch und knarrte in den leiſen Mißklang hinein. „Wie gefällt dir der älteſte Knabe? Er hat ganz das helle Haar ſeiner Schweſter."

„Das iſt gar nicht zu vergleichen," ſagte der Profeſſor wieder kurz.

Fritz setzte die beiden Stiefeln vor das Bett, sich selbst darauf und begann entschlossen: „Ich bin bereit deine Stimmung zu achten, auch wenn sie mir nicht ganz verständlich ist, aber ich bitte dich doch daran zu denken, daß wir diese Gastfreundschaft uns eigentlich erzwungen haben, und daß wir sie nicht über die Frühstunden des nächsten Tages in Anspruch nehmen dürfen."

„Fritz," rief der Professor mit tiefer Empfindung, „du bist mein zartfühlender lieber Freund, habe heut Geduld mit mir," und dabei wandte er sich wieder um und trat, das Gespräch abbrechend, an das Fenster.

Fritz gerieth vor Sorgen ganz außer sich; dieser großartige Mann, sicher in allem, was er schrieb, voll von Rath und festem Entschluß vor den dunkelsten Textstellen — und jetzt arbeitete in ihm, was sein ganzes Wesen erschütterte. Wie durfte dieser Mann so gestört werden! Er sah mit majestätischer Klarheit in eine Vergangenheit von mehren tausend Jahren zurück, und jetzt stand er am Fenster, einem Kuhstall gegenüber, und ein Ton klang durch das Zimmer wie ein Seufzen. Was sollte daraus werden? Diesen Gedanken wälzte der Doctor unablässig hin und her.

Lange ging der Professor mit großen Schritten auf und ab, Fritz stellte sich schlafend, sah aber unter der Bettdecke hervor immer wieder auf den kämpfenden Freund. Endlich löschte der Professor das Licht und warf sich auf das Lager. Bald verriethen seine tiefen Athemzüge, daß die wohlthätige Natur auch dies pochende Herz für einige Stunden zu leisem Schlage gebändigt hatte. Aber der Kummer des Doctors hielt hartnäckiger Stand. Von Zeit zu Zeit erhob er den Oberleib aus den Kissen, suchte tastend seine Brille vom nächsten Stuhle, ohne die er den Professor nicht ersehen konnte, und spähte durch die runden Gläser nach dem andern Bette hinüber, nahm die Brille wieder in leisem Seufzen ab und legte sich in die Kissen zurück. Diesen Akt der Freundschaft wiederholte er

mehre Male, bis auch er in festen Schlaf verfiel, kurz bevor die Sperlinge im Rebenlaub ihren Morgengesang anstimmten.

5.

Zwischen Heerden und Garben.

Die Hofuhr schlug, Wagen rollten vor dem Fenster, die Glöckchen der Heerde läuteten, als die Freunde erwachten. Einen Augenblick sahen sie erstaunt auf die Wände des fremden Zimmers und durch das Fenster in den sonnigen Garten. Während der Doctor Notizen einschrieb und das Bündel schnürte, trat der Professor hinaus in das Freie. Draußen hatte längst das Tagewerk begonnen, Beamte und Gespanne waren auf das Feld gezogen, geschäftig eilte der Hofverwalter um die offenen Scheuern, die Schafe drängten sich blökend vor dem Stall zusammen, von den Hunden umkreist.

Die Landschaft glänzte im Licht eines wolkenlosen Himmels. Ueber dem Boden schwebte noch der Dämmer, welcher das Licht der deutschen Sonne auch an hellen Morgen bändigt und mit feinem Grau versetzt. Noch warfen Häuser und Bäume lange Schatten, die Kühle der thauigen Nacht haftete an den schattigen Stellen, und die kleinen Luftwellen trieben bald die Wärme des jungen Tageslichts, bald den erfrischenden Hauch der Nacht dem Gelehrten an die Wange.

Er schritt um die Gebäude und den Hofraum, um sich die Stätte zu begrenzen, die er von jetzt als eine fremdartige Erinnerung in der Seele tragen sollte. Die Menschen, welche hier wohnten, hatten ihm zögernd ihr Wesen aufgeschlossen, manches in diesem einfachen Leben zwischen Haus und Flur erschien ihm lieb und begehrungswerth. Was hier Thätigkeit gab, Eindrücke und Willen, das konnte er zum größten Theil

mit ſeinen Augen überſehen, denn die Aufgaben für jedes Leben, die Pflichten des Tages wuchſen auf dem Hofe und den Beeten der Landſchaft, nach der Ackerſcholle formten ſich die Anſichten über das Fremde, beſchränkte ſich das Urtheil. Und lebhaft empfand er, wie tüchtig und glücklich die Menſchen leben konnten, denen das eigene Sein ſo feſt verwachſen war mit der Natur und den uralten Bedürfniſſen der Menſchen. Er ſelbſt aber, welch andere Gewalten regierten ſein Leben! Er wurde geführt durch tauſend Einwirkungen alter und neuer Zeit, nicht ſelten durch Geſtalten und Zuſtände der fernſten Vergangenheit. Denn was der Menſch treibt, iſt ihm mehr als vergängliche Arbeit des Tages, und alles, was er gethan, wirkt als ein Lebendiges in ihm fort; der Naturforſcher, welchen die Sehnſucht nach einer ſeltenen Pflanze auf die ſteile Höhe führt, von der er den Rückweg nicht findet, der Soldat, den die Erinnerung an alte Kampfaufregung in neue Schlachten wirft, ſie werden geleitet durch die Gewalt der Gedanken, welche ihre Vergangenheit in ihnen lebendig gemacht hat. — Natürlich! der Menſch iſt kein Sclave deſſen, was er gelebt hat, wenn er ſich nicht dazu erniedrigt; ſein Wille iſt frei, er wählt, was er mag, und zerwirft, was er nicht bewahren will. Aber die Geſtalten und Bilder, welche einmal in ſeine Seele gefallen ſind, arbeiten doch unabläſſig ihn zu leiten, oft hat er ſich gegen ihre Herrſchſucht zu wehren, in tauſend Fällen folgt er fröhlich ihrem leiſen Zuge. Alles was war und alles was iſt, das lebt über ſeine Erdentage hinaus fort in jedem neuen Daſein, worein es zu bringen vermag, es wirkt vielleicht in Millionen, durch lange Zeiten, die Einzelnen und die Völker bildend, erhebend, verderbend. So werden die Geiſter der Vergangenheit, die Gewalten der Natur, auch was man ſelbſt geſchaffen und erdacht hat, ein unveräußerlicher, Leben wirkender Beſtandtheil der eigenen Seele. Und lächelnd ſah der Gelehrte, wie fremde, tauſend Jahr alte Erinnerungen ihn ſelbſt hierher unter Landsleute geführt hatten, und wie dem Manne,

der hier herrſchte, ſo ſehr verſchiedene Thätigkeit den Sinn und das Urtheil weit anders geſtaltete.

Zwiſchen ſeine Gedanken tönte behaglich aus dem Stall das Brummen der Rinder. Aufblickend ſah er eine Reihe geſchürzter Mägde, welche die vollen Milcheimer nach dem Gewölbe trugen. Hinter ihnen ging Ilſe im einfachen Morgenkleid, das blonde Haar glänzte gegen die Sonne wie geſponnenes Gold, friſch und kräftig ſchritt ſie dahin wie der junge Tag. Der Gelehrte empfand Scheu, an ſie zu treten, er ſah ihr ſinnend nach; auch ſie war eine der Geſtalten, welche fortan in ſeinem Innern fortleben ſollten, ein Bild ſeiner Träume, vielleicht ſeines Wunſches. Wie lange? wie mächtig? — Er ahnte nicht, daß ſeine römiſchen Kaiſer ſchon in der nächſten Stunde thätig ſein ſollten, dieſe Frage zu beantworten.

Quer über den Hof kam der Landwirth, er rief ihm den Morgengruß zu und frug, ob der Profeſſor ihn auf einem kurzen Gange in's Feld begleiten wolle. Als die beiden Männer neben einander der Sonne entgegen ſchritten, beide tüchtige Männer, und doch ſo verſchieden an Haupt und Gliedern, in Haltung und Inhalt, da hätte wohl mancher den Gegenſatz mit warmem Antheil betrachtet, und nicht zuletzt Ilſe; aber wer nicht die Augen eines Schatzgräbers oder Geiſterbanners hatte, der konnte doch nicht bemerken, wie verſchiedenartig das unſichtbare Gefolge kleiner Geiſter war, welches beiden um Schläfe und Schultern flatterte, Schwärmen unzählbarer Vögel oder Bienen vergleichbar. Die Geiſter des Landwirths waren in heimiſcher Wirthſchaftstracht, blaue Blouſen oder flatternde Kopftücher, darunter wenige Geſtalten in den unbeſtimmten Gewändern von Glaube, Liebe, Hoffnung. Hingegen um den Profeſſor ſchwärmte ein unabſehbares Gewühl fremder Gebilde mit Toga und antiken Helmen, in Purpurgewand und griechiſcher Chlamys, auch nacktes Volk in Athletentracht, und ſolche mit Ruthenbündeln und mit zwei

Fliederwiſchen an den Hüten. Das kleine Gefolge des Landwirths flog unabläſſig auf die Ackerbeete und wieder zurück, der Schwarm des Gelehrten achtete nicht ſehr darauf und hielt ſich geſammelt. Endlich blieb der Landwirth vor einem Flurſtück ſtehen, ſah liebevoll darauf und erzählte, daß er dies Stück durch Unterpflügen grüner Lupinen — einer damals neu eingeführten Cultur — gedüngt habe. Der Profeſſor hielt überraſcht an. In ſeinem Gefolge entſtand ein Durcheinanderſchwärmen, ein kleiner antiker Geiſt flog an die nächſte Erdſcholle und zog vom Haupt des Profeſſors ein zartes Geſpinnſt, das er dort anhing. Unterdeß erzählte der Profeſſor dem Landwirth, wie das Unteracker der grünen Hülſenfrucht einſt bei den Römern bräuchlich geweſen, und wie er erfreut ſei, daß jetzt nach anderthalb Jahrtauſenden dieſer alte Fund in unſern Wirthſchaften wiederum entdeckt ſei. Dabei kam man auf die Veränderungen im Landbau, und der Profeſſor erwähnte, wie auffallend ihm geweſen ſei, daß dreihundert Jahre nach Beginn unſerer Zeitrechnung die Getreidebörſe in den Häfen des ſchwarzen Meeres und Kleinaſiens ſo große Aehnlichkeit mit der modernen von Hamburg und London gehabt habe, während jetzt dort im Oſten auch viele andere Kulturpflanzen gebaut würden. Und endlich berichtete er ihm gar von einem Waarentarif, den ein römiſcher Kaiſer aufgeſtellt hatte, und daß grade die Preiſe des Weizens und der Gerſte, der beiden Früchte, von denen damals die übrigen Preiſe und Löhne abgehangen hätten, auf dem erhaltenen Steine zerſtört wären. Und er ſetzte hübſch auseinander, weßhalb dieſer Verluſt ſo ſehr zu bedauern ſei. Da ging wieder dem Landwirth das Herz auf, und er verſicherte dem Profeſſor, das ſei gar nicht übermäßig zu beklagen, denn man könne dieſe verlorenen Werthe aus den Preiſen der übrigen Früchte mit Halm und Hülſe ſicher beſtimmen, weil alle Früchte unter einander im Großen betrachtet ein feſtes und altes Werthverhältniß haben. Er gab dieſe Verhältniſſe ihres Nahrungswerthes in Zahlen

an, und der Professor erkannte mit freudigem Erstaunen, daß sie wohl auf den Tarif seines alten Kaisers Diocletian passen könnten.

Während die Männer diese anscheinend gleichgültige Unterhaltung führten, flog ein bösartig aussehender Genius, wahrscheinlich Kaiser Diocletianus selber, vom Professor hinüber unter die bäuerliche Genossenschaft des Landwirths, stellte sich in seinem Purpurgewand mitten auf den Kopf des Herrn, stampfte mit den Beinchen an die Hirnschale, und veranlaßte dem Landwirth die Empfindung, daß der Professor ein verständiger und gediegener Mann sei, und daß diesem Mann nützlich sein werde, weitere Belehrungen über Werth und Preise der Früchte zu erhalten. Denn es that dem Landwirth doch sehr wohl, daß er dem Gelehrten auf dessen eigenem Gebiet Bescheid sagen konnte.

Als nach einer Stunde die beiden Wanderer zum Hause zurückkehrten, blieb der Landwirth an der Thür stehen und sagte mit einiger Feierlichkeit zum Professor: „Als ich Sie gestern hier einführte, wußte ich wenig, wen ich vor mir hatte. Es ist mir peinlich, daß ich einen Mann, wie Sie, so unwirsch begrüßt habe. Ihre Bekanntschaft ist mir eine Freude geworden, man findet hier selten Jemanden, mit dem man sich über allerlei so aussprechen kann wie mit Ihnen. Lassen Sie sich's, da Sie doch eine Erholungsreise machen wollen, auf einige Zeit bei uns einfachen Leuten gefallen. Je länger, desto besser. Es ist freilich jetzt nicht die Zeit, wo der Landwirth seinen Gästen das Haus bequem machen kann, Sie würden vorlieb nehmen müssen. Wollen Sie arbeiten und brauchen Sie Bücher, wir lassen sie hierher kommen. Und sehen Sie nach, ob das bei den Römern nicht etwa Wintergerste war, die ist leichter als unsere. — Schlagen Sie ein und machen Sie mir die Freude." Er hielt dem Gelehrten treuherzig die Hand hin.

Ueber das Antlitz des Professors fuhr es wie ein helles Licht. Er ergriff lebhaft die Hand des Gastfreundes: „Wenn

Sie meinen Freund und mich noch einige Tage behalten wollen, ich nehme Ihre Einladung von ganzem Herzen an. Ich darf Ihnen sagen, daß mir der Einblick in einen neuen Kreis menschlicher Interessen werthvoll ist, noch weit mehr aber das Wohlwollen, welches uns hier entgegen kommt."

„Abgemacht," rief der Landwirth heiter, „jetzt rufen wir Ihren Freund."

Der Doctor öffnete seine Thür. Als der Landwirth mit warmen Worten die Einladung gegen ihn wiederholte, sah er einen Augenblick ernsthaft nach dem Freund hinüber. Da dieser ihm freundlich zunickte, nahm auch er für die Tage an, welche ihm vor dem beschlossenen Besuch bei Verwandten noch frei waren. — So geschah es, daß Kaiser Diocletianus, funfzehnhundert Jahre nachdem er die Erde unfreiwillig verlassen hatte, seine tyrannische Macht an dem Professor und dem Landwirthe ausübte. Ob noch andere geheime Arbeit antiker Gewalten dabei thätig war, ist nicht erforscht.

Ilse hörte schweigend den Bericht des Vaters, daß die Herren noch einige Zeit ihre Gäste sein wollten, aber ihr Blick fiel so klar und warm auf die Fremden, daß diese freudig fühlten, sie seien auch hier willkommen.

Sie waren von dieser Stunde wie alte Bekannte eingeführt in das Leben des Hauses, und beiden, die nie auf dem Lande gelebt, war, als müßte das sein, und als wären sie selbst zurückgekehrt in eine Heimath, in der sie sich schon einmal vor Jahren getummelt hatten. Es war ein geschäftiges Treiben, und doch lag auch jetzt, wo die Arbeit heiß drängte, so heitere Ruhe darüber. Ohne viele Worte, sicher verbunden wirkten die Menschen in Haus und Hof neben einander. Das Tageslicht war der oberste Schirmvogt, der aufgehend zur Arbeit trieb, erlöschend die Spannung der Glieder löste. Wie die Arbeiter nach dem Himmel sahen, um ihre Werkstunden zu ermessen, so richteten Sonne und Wolke auch die Stimmungen des Tages nach ihrem Zuge, bald Behagen, bald Sorge dar-

nieder ſendend. Und langſam und leiſe, wie die Natur die Blüthen aus dem Boden treibt und die Früchte zeitigt, wuchſen auch die Empfindungen der Menſchen dort zu Blüthe und Frucht. Im friedlichen Zuſammenleben, aus kleinen Eindrücken ſetzt ſich das Verhältniß der Thätigen zu einander zurecht. Wenige warme Worte, ein freundlicher Blick, der kurze Anſchlag einer Saite, welche im Innern lange nachtönt, genügen, zwiſchen Garben und Heerden, zwiſchen Auszug und Heimfahrt vom Felde ein feſtes Band um verſchiedenartige Naturen zu ſchlingen; ein Band, gewebt aus unſcheinbaren Fäden! aber es erhält dennoch leicht eine Stärke, die durch das ganze Erdenleben dauert.

Auch die Freunde umgab der Frieden, die alltägliche Tüchtigkeit, die kleinen Bilder des Landes. Nur, wenn ſie das alte Haus betrachteten und der Hoffnung gedachten, welche ſie hierher geführt, kam ihnen etwas von der Unruhe, welche Kinder vor einer Weihnachtsbeſcheerung empfinden. Die ſtill arbeitende Phantaſie warf ihren bunten Schein über alles, was dem Hauſe angehörte, bis herab auf den Beller Nero, der ſchon am zweiten Tage durch heftiges Schwenken des Schwanzes den Wunſch ausdrückte, auch von ihnen in die Tiſchgenoſſenſchaft aufgenommen zu werden.

Es war dem Doctor ſehr der Beachtung werth, wie ſtark ſein Freund durch dies ruhige Leben angezogen wurde, und wie fügſam er ſich in die Bewohner des Hauſes ſchickte. Der Gutsherr brachte ihm, bevor er auf das Vorwerk ritt, einige landwirthſchaftliche Bücher und ſprach zu ihm über Getreideſorten, der Profeſſor antwortete ſo beſcheiden, wie ein junger Herr in Stulpſtiefeln, und vertiefte ſich ſogleich ernſthaft in dieſe fremden Intereſſen. Auch zwiſchen Ilſe und dem Profeſſor offenbarte ſich ein Einvernehmen, über deſſen Urſache der Doctor unruhig nachſann. Wenn der Profeſſor zu ihr ſprach, geſchah es mit inniger Verehrung in Stimme und Blick, und auch Ilſe wandte ſich am liebſten zu ihm, und war in der Stille

unabläſſig um ſein Behagen bemüht. Als er ihr bei Tiſche ein Tuch aufhob, überreichte er es mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, wie einer Fürſtin; als ſie ihm ſeine Taſſe in die Hand gab, ſah er ſo glücklich aus, als hätte er den geheimen Sinn einer ſchwierigen Schriftſtelle gefunden. Dann am Abend, als er mit dem Vater im Garten ſaß, und Ilſe hinter ſeinem Rücken aus dem Hauſe trat, verklärte ſich ſein Angeſicht, und er hatte ſie doch gar nicht geſehen. Und da ſie den Kindern das Abendbrot austheilte und den kleinen Franz wieder ſchelten mußte, weil er unartig war, ſah der Profeſſor plötzlich ſo finſter drein, als ob er ſelbſt ein Knabe wäre, den der Unwille der Schweſter beſſern ſollte. Dieſe Beobachtungen gaben dem Doctor zu denken.

Weiter, als kurz darauf der wackere Hans dem Doctor den Vorſchlag machte, bei einem freundſchaftlichen Blindekuhſpiel mitzuwirken, da nahm Fritz als ſelbſtverſtändlich an, daß der Profeſſor unterdeß den Vater in der Laube unterhalten werde. Er ſelbſt hätte ſich's kaum getraut, ſeinen gelehrten Freund zu dieſer Ausſchweifung aufzufordern. Wie erſtaunte er aber, als Ilſe das Tuch zuſammenlegte, zu dem Profeſſor trat und ihn aufforderte, ſich zuerſt als Blindekuh umbinden zu laſſen. Und der Profeſſor ſah auf dieſes Anſinnen ganz glücklich aus, bot Haupt und Hals ſanft wie ein Opferlamm der Verhüllung und ließ ſich von Ilſe in den Kreis der kleinen Wilden führen. Lärmend umringte der Schwarm den Profeſſor, die dreiſten Kinder zupften ihn am Rockſchoß, ſogar Ilſe wußte einen Knopf ſeines Rockes zu faſſen und zog leiſe daran, er aber gerieth über dieſes Zucken in Aufregung, fuhr mit den Händen umher und achtete keinen Angriff der ſchwärmenden Jugend, nur um die Frevlerin zu ergreifen. Als ihm dies nicht gelang, ſchlug er mit dem Stocke auf und ging wie der blinde Sänger Demodokus taſtend umher, um einen Phäaken mit der Stockſpitze zu faſſen. Jetzt traf er richtig auf Ilſe, ſie aber hielt das Stockende ihrer Schweſter hin, und Clara pfiff daran, der Profeſſor

aber rief: „Fräulein Ilſe!“ Und Ilſe freute ſich herzlich, daß er falſch gerathen, und der Profeſſor ſah darüber ſehr betreten aus.

Aber dabei blieb es nicht. Dies Landgeſchlecht muthete dem Profeſſor ferner zu, den Dritten abzuſchlagen, als ſchwarzer Mann zu kommen, und ähnliche anſtrengende Uebungen, bei denen ein Umherhuſchen, Umwenden, Laufen und ein Hüpfen über die Grenze unvermeidlich wer. Alles dies machte der Profeſſor recht lüderlich mit. Ja, er bewies darin eine Kunſtfertigkeit, welche die Kinder bezauberte. Er ſprang wie ein Knabe über die Buchsbaumbeete, unternahm das Kunſtſtück, mit jeder Hand eines zu fangen, ſchlug mit dem zuſammengedrehten Taſchentuch kräftigſt auf die Rückſeite der Knaben, und traf Ilſens Hände mit einem ſo achtungsvollen Schlag, daß Bruder Franz erzürnt ausrief: „Das gilt nicht, das war zu wenig.“ Ilſe aber bekannte ſich getroffen, nahm das Tuch und ſchenkte es jetzt dem Profeſſor gar nicht, ſondern ſchlug ihn damit herzhaft auf die Schultern, und als er ſich erſtaunt umdrehte, lächelte ſie ihm ein wenig zu und übergab ihm das Tuch wieder.

Es war unleugbar, die laute Fröhlichkeit der wohlgebildeten Kinder war anſteckend, auch der Doctor wurde bald von einer derben ländlichen Luſtigkeit erfaßt. Auch er ſprang und klatſchte in die Hände und boxte während des gemeinſamen Spiels noch zum Privatvergnügen mit Hans dem älteſten, ſo oft ſie nebeneinander zu ſtehen kamen. Während er ſelbſt lachte und auf einem Beine herumſprang, freute er ſich als beobachtender Weiſer über die großen und kleinen Mädchen, wie gut ihnen die kräftigen Bewegungen des wilden Spiels ſtanden. Denn es war unverkünſtelte Natur und volle Hingabe an das Spiel. Wenn Clara, die zweite, dem Bruder entlief oder im Kreiſe umherfuhr, ſo war ſie bis auf ihr beſcheidenes Röckchen einer ſpartaniſchen Wettläuferin wohl zu vergleichen. Als Ilſe darauf am Baum ſtand, und mit der Hand einen Aſt über ſich

faßte, um ſich zu ſtützen, ſo ſah ihr geröthetes Antlitz, von den Blättern des Nußbaums bekränzt, ſo ſchön und glücklich in die Welt, daß auch der Doctor ganz davon hingeriſſen wurde.

Bei ſolcher Bacchantenſtimmung war es nicht zu verwundern, daß der Profeſſor zuletzt Hanſen zum Wettlauf herausforderte: zweimal im Viereck, längs dem Zaune. Unter dem Jubel der Kinder verlor Hans ſeine Wette, wie er ſelbſt behauptete, weil er die innere Seite des Vierecks gehabt hatte, aber die allgemeine Stimme verwarf durchaus dieſe Entſchuldigung. Als die Wettläufer wieder bei der Laube ankamen, reichte Ilſe dem Profeſſor ſeinen Ueberziehrock, den ſie unterdeß vom Kleiderrechen des Hausflurs geholt hatte: „Es wird ſpät, Sie dürfen ſich bei uns nicht erkälten.“ Und es war gar nicht kalt, er aber zog den Rock auf der Stelle an, knöpfte ihn von oben bis unten zu und ſchüttelte ſeinen Mitſtreiter Hans vergnügt an den Schultern. Darauf ſetzten ſich alle in der Laube nieder, um abzukühlen. Hier mußte auf die ſtürmiſche Forderung der Kleinen unter allgemeinem Chorgeſange ein Thaler wandern, und von dem ſtrengen Theil der Familie wurde laut gerügt, daß der Thaler zweimal zwiſchen Ilſe und dem Profeſſor auf die Erde fiel, weil ſie einander den geheimen Läufer nicht feſt genug in die Hand gegeben hatten. Durch dies Spiel war die Geſangesluſt der Jugend erweckt worden, Klein und Groß ſang zuſammen aus voller Kehle ſolche Lieder, welche ſich als gemeinſames Gut erwieſen: „An der Saale kühlem Strande,“ das Mantellied, und: „die Glocke von Capernaum,“ dieſes als Canon. Darauf ſangen Ilſe und Clara, von dem Doctor erſucht, zweiſtimmig ein Volkslied, ſehr einfach und ſchmucklos, und vielleicht traf eben deßhalb die melancholiſche Weiſe das Herz, ſo daß es nach dem Lied ſtill wurde und die fremden Herren gewiſſermaßen gerührt vor ſich hinſahen, bis der Landwirth die Gäſte aufforderte, auch etwas zum Beſten zu geben. Sogleich ſtimmte der Profeſſor, aus ſeiner Bewegung auftauchend, mit wohltönendem

Baſſe an: „Im kühlen Keller ſitz' ich hier," daß die Knaben begeiſtert die Reſte aller Milch austranken und mit den Gläſern auf den Tiſch ſtampften. Wieder äußerte ſich die Geſellſchaft als Chor, ſie unternahmen das liebe alte Fragezeichenlied: „des Deutſchen Vaterland," ſoweit die Kenntniß der Verſe reichte, und zum Schluß verſuchte ſich alles zuſammen an Lützows verwegener Jagd. Der Doctor hielt als feſter Chorſänger die Melodie bei den ſchwierigen Noten ſchön zuſammen und der Refrain klang wundervoll in der ſtillen Abendluft, die Töne zogen das Weinlaub der Mauer entlang und über die Gipfel der Obſtbäume bis an das Gehölz des nächſten Hügels und kamen von dort als Echo zurück.

Nach dieſem Hauptſtück trieb Ilſe die Kinder zum Aufbruch und geleitete die Unzufriedenen in das Haus, die Männer aber ſaßen noch lange im Geſpräch zuſammen, ſie hatten mit einander gelacht und geſungen und ihre Herzen waren geöffnet. Der Landwirth erzählte aus ſeinen früheren Tagen, wie er ſich da und dort verſucht hatte und endlich hier feſtgeſetzt. Der Kampf um das Leben war auch ihm ſchwer und langwierig geweſen, er erinnerte ſich in dieſer Stunde gern daran und ſprach darüber in der guten Weiſe eines thätigen Mannes.

So verlief der zweite Tag auf dem Gute zwiſchen Sonne und Sternen, zwiſchen Garben und Heerden.

Am nächſten Morgen weckte den Profeſſor ein lauter Geſang der geflügelten Hofgenoſſen. Der Hahn flog auf einen Stein unter dem Fenſter der Gaſtſtube und ließ gebieteriſch ſeinen Morgenruf erſchallen, die Hennen und junges Hühnervolk ſtanden im Kreiſe um ihn her und verſuchten dieſelbe Geſangskunſt zu üben. Dazwiſchen ſchrieen die Sperlinge, welche im Weinlaub geſchlafen hatten, aus vollem Halſe, aber ſie drangen nicht durch; dann flogen die Tauben heran und gurrten die Triller. Zuletzt kam noch eine Heerde Enten zu dem Sängerbund und begann ſchnatternd den zweiten Chor.

Der Professor sah sich genöthigt, das Lager zu räumen, und der Doctor rief unwillig im Bett: „Das kommt von dem gestrigen Singsang. Jetzt lärmt der Brotneid aller zünftigen Hofmusikanten.“ Darin aber war er im Irrthum, das kleine Volk des Hofes sang nur aus Amtseifer, es meldete zuerst dem Gute, daß ein unruhiger Tag bevorstehe.

Als der Professor in das Freie trat, glühte noch die Morgenröthe mit feurigem Schein am Himmel, und der erste Lichtstrahl fuhr über die Felder, gebrochen und zitternd wie in Wellen. Der Grund war trocken, an Blatt und Rasen hing kein Thautropfen. Auch die Luft war schwül, und matt nickten die Blumenköpfe an den Stielen. Hatte in der Nacht eine zweite Sonne geschienen? Vom Gipfel eines alten Kirschbaumes aber klang unaufhörlich das helle Pfeifen der Golddrossel. Der alte Gartenarbeiter Jacob sah kopfschüttelnd nach dem Baume: „Ich dachte, der Spitzbub wäre fortgezogen, er hat unter den Kirschen arg gewirthschaftet, jetzt giebt er vor seiner Reise noch eine Nachricht, heut kommt etwas.“

Schnell rollten die Wagen auf das Erntefeld, die Pferde waren unruhig, schüttelten die Köpfe und schlugen mit dem Schwanze die Flanken, und die Knechte klatschten ohne Aufhören mit der Peitsche. „Heut stechen die Fliegen,“ sagte im Vorbeifahren grüßend der Großknecht, „es kommt ein Wetter.“ Der Landwirth trat aus dem Hause, statt des Morgengrußes rief er dem Professor zu: „Das Wetterglas ist gefallen, es ist etwas im Anzuge.“ Ilse kam von der Molkerei: „Die Kühe sind unruhig, sie brüllen und arbeiten gegen einander.“

Roth hob sich die Sonne aus trockenem Qualm, die Arbeiter im Felde fühlten die Mattigkeit in den Gliedern und hielten immer wieder bei der Arbeit an, das Antlitz zu trocknen. Der Schäfer war heut mit der Heerde unzufrieden, seine Hammel waren auf Kraftübungen versessen; statt zu fressen, stießen sie mit den Köpfen zusammen, und das Jungvieh hüpfte und tänzelte wie an Drähten in die Höhe gezogen. Unordnung

und Widerſetzlichkeit waren nicht zu bändigen, der Hund umkreiſte die Aufgeregten unaufhörlich mit hängendem Schwanze, und wenn er heut ein Schaf in das Bein zwickte, ſo merkte es lange den Schaden.

Höher ſtieg der Sonnenball am wolkenloſen Himmel, heißer wurde der Tag, ein leichter Dunſt hob ſich vom Boden und machte die Ferne undeutlich, die Sperlinge flogen unruhig um die Baumgipfel, die Schwalben fuhren längs dem Boden und zogen ihre Kreiſe um die Menſchen. Die Freunde ſuchten ihr Zimmer auf, auch hier empfand man die ermattende Schwüle, der Doctor, welcher einen Plan des Hauſes entwarf, legte den Bleiſtift hin, der Profeſſor las von Ackerbau und Viehzucht, aber er ſah oft über ſein Buch nach dem Himmel, öffnete das Fenſter und ſchloß es wieder. Das Mittagsmahl war ſtiller als ſonſt, der Landwirth ſah ernſt drein, ſeine Beamten nahmen ſich kaum Zeit, ihre Teller zu leeren. „Es kommt heut ungelegen," ſagte der Hausherr beim Aufſtehen zu der Tochter, „ich reite an die Grenze; bin ich nicht vor dem Wetter zurück, ſo ſieh nach Haus und Hof." Und wieder zogen die Menſchen und Roſſe auf das Feld, aber heut war ihnen der Weg zur Arbeit ſauer.

Die Hitze wurde unerträglich, die Nachmittagsſonne brannte auf die Haut, Fels und Mauer fühlten ſich heiß an, den Himmel überzog ein weißes Gewölk, das ſich zuſehends verdichtete und zuſammenfuhr. Eifrig trieb der Knecht die Pferde zur Scheuer, die Arbeiter haſteten, die Garben abzuladen, im ſchnellen Trabe fuhren die Wagen, noch eine Ladung unter das ſchützende Dach zu retten.

Die Freunde ſtanden vor der Hofthür und blickten auf die ſchweren Wolken, welche vom Himmelsrande herauf zogen. Das gelbe Sonnenlicht kämpfte kurze Zeit gegen die dunkeln Schatten der Höhe, endlich verſchwand auch der letzte grelle Schein, glanzlos und trauernd lag die Erde. Ilſe trat zu ihnen: „Seine Zeit iſt gekommen, gegen vier Uhr ſteigt es

herauf, ſelten zieht es aus dem Morgen über das ebene Land, dann aber wird es jedesmal ſchwer für uns, denn die Leute ſagen, es kann nicht über die Berghöhe, auf die Sie vom Garten aus ſehen. Dann hängt es lange über unſerm Felde. Und der Donner, ſagt man, rollt bei uns ſtärker als anderswo."

Die erſten Stöße des Windes fuhren heulend an das Haus. „Ich muß durch den Hof, zum Rechten ſehen," rief Ilſe, band ſchnell ein Tuch um das Haupt und drang, von den Männern begleitet, gegen den Sturm vorwärts zu dem Hofgebäude, in welchem die Spritze ſtand, ſie ſah zu, ob die Thür geöffnet und Waſſer in den Tonnen war. Dann eilte ſie vorwärts nach den Ställen, während die Strohhalme im Wirbel um ſie herumfuhren, mahnte die Mägde noch einmal durch muntern Zuruf, ſprach ſchnell einige Worte mit den Beamten und kehrte nach dem Hauſe zurück. Sie warf einen Blick in die Küche und nach dem Herde und öffnete die Thür des Kinderzimmers, ob alle Geſchwiſter beim Lehrer verſammelt waren. Zuletzt ließ ſie noch den Hund herein, der an der geſchloſſenen Hofthür ängſtlich bellte, und trat dann wieder zu den Freunden, welche vom Fenſter der Wohnſtube in den Aufruhr der Elemente blickten. „Das Haus iſt verwahrt, ſo gut die Hand des Menſchen vermag, wir aber vertrauen auf ſtärkeren Schutz."

Langſam wälzte ſich das Wetter näher, eine ſchwarze Maſſe nach der andern ſchob ſich heran, unter ihnen ſtieg ein fahler Dunſtſchleier wie ein ungeheurer Vorhang höher und höher, der Donner rollte, kürzer die Pauſen, wilder ſein Dröhnen, der Sturm heulte um das Haus, jagte zornig dicke Staubwolken um die Mauern, Blätter und Halme flogen in wildem Tanze dahin.

„Der Löwe brüllt," ſagte Ilſe, die Hände faltend. Sie neigte auf einige Augenblicke das Haupt. Dann ſah ſie ſchweigend zum Fenſter hinaus. „Der Vater iſt auf dem Vorwerk unter Dach," begann ſie wieder, einer Frage des Profeſſors zuvorkommend.

Ein tüchtiges Wetter tobte um das alte Haus. Die es zum erstenmal an dieser Stelle hörten, auf freier Höhe, an der Seite des Bergrückens, von dem das wirbelnde Getöse des Donners zurückschallte, meinten solche Gewalt der Natur noch nicht erlebt zu haben. Während der Donner tobte, ward es plötzlich finster in der Stube wie bei einbrechender Nacht, und immer wieder wurde die unheimliche Dämmerung durch den Schein der feurigen Schlangen zerrissen, welche über den Hof dahinfuhren.

In der Kinderstube war es laut geworden, man hörte das Weinen der Kleinen. Ilse ging an die Thür und öffnete. „Kommt zu mir," rief sie. Aengstlich liefen die Kinder herein und drängten sich um die Schwester, sie faßten ihre Hände, die jüngsten klammerten sich an ihr Gewand. Ilse nahm die kleine Schwester und legte sie in die Hände des Professors, der neben ihr stand. „Seid still und sagt leise euren Spruch," mahnte sie, „jetzt ist keine Zeit, zu weinen und zu klagen."

Plötzlich ein Licht so blendend, daß es zwang, die Augen zu schließen, ein kurzer markerschütternder Krach, der in mißtönendem Knattern endete. Als der Professor die Augen öffnete, sah er in dem Schein eines neuen Blitzes Ilse neben sich stehen, das Haupt ihm zugewendet, mit strahlendem Blick. „Das hat eingeschlagen," rief er besorgt.

„Nicht in den Hof," versetzte das Mädchen unbeweglich.

Wieder ein Schlag und wieder ein Feuerschein und ein Schlag, wilder, kürzer, schärfer. „Es schwebt über uns," sagte Ilse ruhig, und drückte das Haupt des kleinen Bruders an sich, als wollte sie ihn schützen.

Der Professor konnte den Blick nicht abwenden von der Gruppe in der Zimmermitte. Die edle Gestalt des Weibes vor ihm, hoch aufgerichtet, unbeweglich, umringt von den angstvollen Geschwistern, gehoben das Antlitz und um den Mund ein stolzes Lächeln. Sie hatte in unwillkürlicher Empfindung eines der theuren Leben seiner Obhut anvertraut, er stand in

der Noth des Augenblicks neben ihr als einer der Ihrigen. Auch er hielt das Kind fest, das ihn ängstlich umschlang. Es waren kurze Augenblicke, aber zwischen Blitz und Schlag schlug die Gluth in ihm zu hellen Flammen auf. Die neben ihm stand im Wetterschein, von blendendem Licht umgossen, sie war es, die er sich forderte für sein Leben.

Länger dröhnte der Donner, der Regen schlug an das Fenster, ein Wasserguß rasselte und klatschte um das Haus, die Fenster zitterten in einem wüthenden Anprall des Sturmes.

„Es ist vorüber," sagte die Jungfrau leise. Die Kinder fuhren auseinander und liefen an das Fenster. „Nach oben, Hans," rief die Schwester, und eilte mit dem Bruder aus dem Zimmer, um zu sehen, ob das Wasser doch irgendwo Eingang gefunden. Der Professor sah sinnend nach der Thür, aus der sie geschwunden war, der Doctor aber, der unterdeß das Knie in den Händen ruhig auf dem Stuhl gesessen, begann kopfschüttelnd: „Diese Naturerscheinung ist für uns ungemüthlich. Seit die Blitzableiter in Mißcredit gekommen sind, hat man nicht einmal den Trost, daß solche Stange dem Codex Sicherheit gegen die Zudringlichkeit von oben gewährt. Das ist ein schlechter Aufenthalt, mein Freund, für unser armes altes Manuscript, und es ist wahrlich Christenpflicht, das Buch so schnell als möglich aus diesem Donnerwinkel zu retten. Wie kann man ferner noch mit Gemüthsruhe eine Wolke am Himmel sehen? Wir werden immer daran denken müssen, was hier alles möglich ist."

„Das Haus hat doch bis jetzt vorgehalten," erwiederte der Professor lächelnd, „überlassen wir die Handschrift unterdeß den guten Gewalten, denen die Menschen selbst hier so fest vertrauen. — Sieh, schon bricht der Sonnenstrahl durch den Dunst."

Eine halbe Stunde später war alles vorüber, über den Bergen lag noch die dunkle Wolke, und aus der Ferne tönte gefahrlos der Donner. In dem leeren Hofe regte sich wieder das Leben. Zuerst zog in fröhlichem Eifer der Entenchor aus

ſeinem Verſteck, putzte die Federn, unterſuchte die Waſſerlachen und ſchnatterte längs den Wagengleiſen. Dann kam der Hahn mit ſeinen Hühnern vorſichtig ſchreitend und die eingeweichten Körner pickend, die Tauben flogen an Vorſprünge der Fenſter, wünſchten einander mit Verbeugungen Glück und breiteten die Federn im neuen Sonnenlicht, Nero fuhr in kühnem Sprunge aus dem Hauſe, trottete durch den Hof und bellte herausfordernd in die Luft, um die feindliche Wolke vollends zu verſcheuchen. Dann ſchritten die Mägde und Arbeiter wieder rührig über den Platz und athmeten erfriſcht den Balſam der feuchten Luft. Der Hofverwalter kam und berichtete, daß es zweimal in den Berg nebenan geſchlagen. Auch der Landwirth ritt in ſtarkem Trabe herein, tüchtig durchnäßt, um zu ſehen, ob Haus und Hof ihm unverſehrt geblieben. Er ſprang fröhlich vom Pferde und rief: „Es hat draußen eingeweicht, aber Gottlob, daß es ſo vorübergegangen. Solch Wetter iſt hier ſeit Jahren nicht erlebt.“ Die Leute hörten noch eine Weile, wie der Großknecht erzählte, daß er eine Waſſerſäule geſehen, die als ein großer Sack vom Himmel bis zur Erde hing, und daß es jenſeit der Grenze ſtark gehagelt. Dann traten ſie gleichmüthig in die Ställe und genoſſen die Ruheſtunde, die ihnen das Unwetter vor der Zeit verſchaffte. Und während der Landwirth zu ſeinen Beamten ſprach, rüſtete ſich der Doctor, mit den Knaben und dem Lehrer in das Thal hinabzuſteigen und dort die Ueberſchwemmung des Baches zu betrachten.

Der Profeſſor aber und Ilſe blieben im Obſtgarten, und der Profeſſor erſtaunte über die Menge der braunen Hausträgerinnen, der Schnecken, welche jetzt überall hervorkamen und langſam über den Weg zogen; er nahm eine nach der andern und ſetzte ſie vorſichtig aus dem Wege, aber die Unverſtändigen kehrten immer wieder auf den feſten Kies zurück, und erhoben den Anſpruch, daß die Fußgänger ihnen auswichen. Dann ſahen die beiden nach, wie die Fruchtbäume das Unwetter ertragen hatten. Sie waren arg zerzauſt, beugten ihre Aeſte

tief herab, und viel unreifes Obst lag abgeschlagen im Grase. Der Professor schüttelte vorsichtig an den regenschweren Aesten, um sie von der fremden Last zu befreien, er holte einige Stangen und unterstützte einen alten Apfelbaum, der unter seiner Last zu erliegen drohte, und beide lachten herzlich, als ihm bei der Arbeit das Wasser aus den Blättern, wie aus kleinen Rinnen, auf Haar und Rock hinablief.

Ilse schlug bedauernd die Hände zusammen über die vielen gefallenen Früchte, es hing aber doch noch viel an den Bäumen, und es war immer noch eine reiche Ernte zu hoffen. Der Professor gab ihr theilnehmend den Rath, das gefallene Obst zu backen, und Ilse lachte wieder darüber, weil das meiste noch zu unreif sei. Da gestand ihr der Professor, daß auch er als Knabe geholfen habe, wenn seine liebe Mutter das Obst auf dem Trockenbrett ordnete. Denn seine Eltern hatten auch einen großen Garten an der Stadt gehabt, in welcher sein Vater Beamter gewesen. Und Ilse hörte mit leidenschaftlichem Antheil zu, als er weiter erzählte, daß er als Knabe den Vater verloren und wie lieb und gescheut seine Mutter um ihn gesorgt, und wie innig sein Verhältniß zu ihr gewesen, und daß ihr Verlust der größte Schmerz seines Lebens sei. Dabei schritten sie den langen Kiesweg auf und ab, und in beiden klang durch die heitere Stimmung der Gegenwart ein Ton des Leides aus vergangenen Tagen, grade wie in der Natur die Bewegung des heftigen Unwetters leise nachzitterte und das reine Licht des Tages von unzähligen blitzenden Edelsteinen auf Laub und Halm erglänzte.

Ilse öffnete eine Pforte, welche aus dem untern Theil des Obstgartens in's Freie führte, sie stand still und begann mit zögernder Bitte: „Ich habe einen Gang vor in das Dorf, um zu sehen, wie der Herr Pfarrer das Wetter überstanden hat. Wird Ihnen recht sein, unsern guten Freund kennen zu lernen?"

„Wenn er Ihnen lieb ist, so bin ich dankbar, daß Sie mich zu ihm führen," antwortete der Professor.

Auf feuchtem Fußpfade schritten sie in die gewundene Verlängerung des Thals, welche sich an der Seite des Friedhofs hinzog. Dort lag mit zusammengedrängten Häusern ein kleines Dorf, meist von Arbeitern des Gutes bewohnt. Das erste Gebäude unter der Kirche war das Pfarrhaus, mit Holzdach und kleinen Fenstern, wenig von den Wohnungen der Landleute verschieden. Ilse öffnete die Thür, eine alte Magd eilte mit vertraulichem Gruß entgegen. „Ach, Fräulein," rief sie, „das war heut schlimm, ich dachte, der jüngste Tag wäre vor der Thür. Der Herr hat immer an dem Kammerfenster gestanden und nach dem Schloß hinaufgesehen und für Sie die Hände in die Höhe gehoben. — Jetzt ist er im Garten." — Durch die Hinterthür traten die Gäste in einen kleinen Raum zwischen Giebeln und Scheuern der Nachbarhöfe, wenige niedrige Fruchtbäume standen an den Blumenbeeten. Der alte Herr in dunklem Hausrock stand vor einem Spalier und arbeitete emsig. „Mein liebes Kind," rief er aufsehend, und sein gutherziges Angesicht lachte vor Freude unter dem weißen Haar, „ich wußte, daß Sie heut kommen würden." Er verneigte sich vor dem fremden Gast und wandte sich nach den Begrüßungsworten wieder zu Ilse. „Denken Sie das Unglück, der Sturm hat unsern Pfirsichbaum geknickt, das Geländer ist abgerissen, die Zweige zerschlagen, der Schaden ist unersetzlich." Er beugte sich zu seinem kranken Baume herab, dem er grade mit Baumwachs und Bast einen Verband aufgelegt hatte. „Es ist der einzige Pfirsich hier," klagte er dem Professor, „auf dem ganzen Gute haben sie keinen, und in der Stadt vollends nicht. Aber ich darf Sie nicht mit meinen kleinen Leiden belästigen," fuhr er muthiger fort, „bitte, kommen Sie mit mir in die Stube." Ilse trat in eine Seitenthür neben dem Hause. „Was macht Flavia?" frug sie die Magd, welche den Besuch erwartend an der Pforte stand.

„Munter," antwortete Susanne, „und der Kleine auch."

„Es ist die gelbe Kuh und ein junges Ochsenkalb," er-

klärte der Paſtor dem Profeſſor, während Ilſe mit der Magd in den engen Hofraum trat. „Ich ſehe nicht gern, wenn die Leute dem Vieh chriſtliche Namen geben, da muß unſer Latein aushelfen.“

Ilſe kehrte zurück. „Es iſt Zeit, daß das Kalb fortkommt, es iſt ein unnützer Broteſſer.“

„Das hab' ich auch geſagt,“ ſchaltete Suſanne ein, „aber der Herr Pfarrer will ſich nicht dazu entſchließen.“

„Sie haben Recht, mein liebes Kind,“ erwiederte der Pfarrer, „nach menſchlicher Weisheit wäre es rathſam, das Oechslein dem Schlächter zu überliefern. Aber das Oechslein ſieht die Sache ganz anders an, und es iſt eine muntere Kreatur.“

„Wenn man's aber darum frägt, erhält man keine Antwort,“ ſagte Ilſe, „und deßwegen muß ſich's gefallen laſſen, was wir wollen. Erlauben Sie, Herr Pfarrer, daß ich das mit Suſanne hinter Ihrem Rücken abmache. Unterdeß holſt du die Milch von oben.“

Der Pfarrer führte in ſeine Stube. Es war ein kleiner Raum, weiß getüncht, dürftig möblirt, darin ein alter Schreibtiſch, ein ſchwarzbeſtrichenes Bücherbrett mit einer kleinen Anzahl ältlicher Bücher, Sopha und Stühle mit buntem Kattun überzogen. „Hier iſt ſeit vierzig Jahren mein Tusculum,“ ſagte der Paſtor vergnügt zum Profeſſor, der verwundert auf den dürftigen Hausrath blickte. „Es würde größer ſein, wenn der Anbau zu Stande gekommen wäre, es waren auch ſchon Pläne gemacht, und mein Herr Nachbar hat ſich ſehr darum bemüht, aber ſeit meine ſelige Frau dort hinaufgezogen iſt“ — er ſah nach der Höhe des Friedhofs — „will ich nichts mehr davon hören.“

Der Profeſſor ſah zum Fenſter hinaus. Vierzig Jahre in dem engen Bau, dem ſchmalen Thal, zwiſchen dem Friedhof, den Hütten, dem Wald! Ihm wurde gedrückt zu Muth. „Es ſcheint, die Gemeinde iſt arm,“ ſagte er, „zwiſchen den Bergen liegt nur wenig Feld. Und wie iſt's im Winter?“

„Ei, die Füße tragen noch," erwiederte der geiſtliche Herr, „man beſucht dann auch gute Freunde; nur der Schnee wird zuweilen läſtig, einmal waren wir ganz eingeſchneit, und Herr Bauer hat uns herausſchaufeln müſſen." Er lächelte behaglich bei der Erinnerung. „Es iſt nicht einſam, wenn man lange Jahre an einem Orte gelebt hat, man hat die Großväter gekannt, die Väter aufgezogen, man lehrt die Kinder und hier und da ſchon die Enkel, man ſieht, wie die Menſchen ſich von der Erde erheben und wieder hinabſinken, gleich den Blättern der Bäume. Und man merkt, daß Alles eitel iſt und eine kurze Vorbereitung. Liebes Kind," ſagte er zu Ilſe, welche jetzt eintrat, „ſetzen Sie ſich zu uns, ich habe Ihr liebes Geſicht ſeit drei Tagen nicht geſehen, und wollte nicht heraufkommen, weil ich hörte, daß Beſuch bei Ihnen iſt. Ich habe auch etwas für Sie," fuhr er fort, und holte einen beſchriebenen Bogen vom Pult, „es iſt Poeſie dabei."

„Denn auch der Muſengeſang fehlt uns nicht," fuhr er gegen den Profeſſor fort. „Freilich iſt er demüthig, und von der bukoliſchen Art. Aber glauben Sie mir, für einen, der ſein Dorf kennt, giebt es wenig Neues unter der Sonne. Es iſt im Kleinen hier Alles, wie in der übrigen Welt im Großen, der Schmidt iſt ein heftiger Politikus, und der Schultheiß möchte gern ein Dionyſius von Syrakus ſein. Auch den reichen Mann der Schrift haben wir, freilich auch mehre Lazaruſſe, zu welchen dieſer Dichter gehört; und unſer Tüncher iſt im Winter ein Muſikus, er ſpielt gar nicht ſchlecht auf der Zither. Das alles arbeitet durcheinander und möchte gern oben hinaus, und es macht zuweilen Mühe, die gute Nachbarſchaft unter ihnen zu erhalten."

„Er will ſeine grüne Wand wieder haben, ſoviel ich verſtehe," ſagte Ilſe von dem Blatt aufſehend.

„Seit ſieben Jahren liegt er in ſeiner Kammer, zur Hälfte gelähmt, mit heftigen Schmerzen und unheilbar," erklärte der Pfarrer dem Gaſt, „er ſieht durch ein kleines Fenſterloch in

die Welt, auf die Lehmwand gegenüber und die Menſchen, welche davor ſichtbar werden. Und die Wand gehört dem Nachbar, ſie war durch mein liebes Kind mit wildem Wein bezogen. In dieſem Jahr aber hat der Nachbar — unſer reicher Mann — daran gebaut und das Grüne abgeriſſen. Das ärgert den Kranken. Ihm iſt ſchwer zu helfen, denn jetzt iſt nicht die Zeit, Neues zu pflanzen."

„Es muß doch Rath werden," warf Ilſe ein. „Ich will mit ihm darüber reden. Verzeihen Sie, es ſoll nicht lange dauern."

Sie verließ das Zimmer. „Iſt's Ihnen recht," ſagte der Pfarrer geheimnißvoll zu ſeinem Gaſt, „ſo zeige ich Ihnen dieſe Wand, denn ich habe mir die Sache viel überlegt, aber ich finde keinen Rath." Schweigend ſtimmte der Profeſſor bei. Die Männer ſchritten die Dorfgaſſe entlang, an der Ecke faßte der Pfarrer den Arm ſeines Begleiters. „Hier liegt der Kranke," begann er halblaut, „er hört ſchwer in ſeiner Schwäche, aber wir müſſen doch leiſe auftreten, daß er uns nicht merkt; denn das ſtört ihn."

Der Profeſſor ſah dichtbei am dürftigen Hauſe ein kleines Schiebfenſter geöffnet und Ilſe davor ſtehen, von ihnen abgewandt. Während der Pfarrer ihm die Lehmwand zeigte und die Höhe, welche für die Laubumkleidung nöthig ſei, hörte er auf das Geſpräch am Fenſter. Ilſe ſprach laut hinein und von dem Lager antwortete eine ſchrille Stimme. Erſtaunt vernahm er, daß nicht vom Weinlaub die Rede war. — „Und hat der Herr ein gutes Gemüth?" frug die Stimme. „Er iſt ein gelehrter Mann und ein guter Mann," antwortete Ilſe. „Wie lange bleibt er bei Ihnen?" frug der Kranke. „Ich weiß nicht," war Ilſens zögernde Antwort. „Er ſoll ganz bei Ihnen bleiben, denn er iſt Ihnen lieb," ſagte der Kranke. „Ach, das dürfen wir gar nicht hoffen, lieber Benz. Aber dies Geſpräch hilft nicht zu guter Ausſicht auf gegenüber," fuhr Ilſe fort. „Mit dem Nachbar rede ich, aber zwiſchen heut und morgen

wächst doch nichts. Da habe ich mir ausgedacht, der Gärtner schlägt hier draußen unter dem Fenster ein kleines Brett fest, und wir setzen unterdeß die Blumenstöcke aus meiner Stube darauf." — „Das benimmt mir die Aussicht," entgegnete die Stimme unzufrieden, „ich kann dann die Schwalben nicht mehr sehen, wenn sie vorbeifliegen, und ich sehe wenig von den Köpfen der Leute, die vorbeigehen." „Das ist richtig," versetzte Ilse, „aber wir machen das Brett so niedrig, daß nur die Blumen durch's Fenster gucken." „Was sind's für Blumen?" frug Benz. „Ein Myrtenstock," sagte Ilse. „Der blüht nicht," versetzte Benz mürrisch. — „Aber zwei Rosen blühen und ein Vanillestrauch." — „Den kenne ich nicht," warf der Kranke ein. „Er riecht wundergut," sagte Ilse empfehlend. „Dann kann er kommen," bewilligte Benz, „aber Basilikum muß auch dabei sein." — „Wir wollen sehen, ob's zu haben ist," erwiederte Ilse, „und um das Fensterholz zieht euch der Gärtner eine Epheuranke." „Der ist mir zu schwarz," widersprach der ungenügsame Benz. „Ei was," entschied Ilse, „wir probiren's. Ist's euch nicht recht, so wird's geändert." Damit war der Kranke einverstanden. „Aber der Gärtner soll mich nicht warten lassen," rief er, „ich möchte es morgen haben." „Gut," sagte Ilse, „am frühen Morgen." — „Und meinen Vers zeigen Sie Niemand," bat Benz, „auch dem fremden Herrn nicht, er ist nur für Sie." „Das bleibt unter uns," sagte Ilse. „Ruft eure Tochter Anna, lieber Benz."

Sie rüstete sich zum Aufbruch, der Pfarrer zog seinen Gast leise zurück. „Wenn der Kranke solches Gespräch gehabt hat," erklärte er, „ist er für den nächsten Tag zufrieden. Und morgen macht er ihr wieder einen Vers. Er schreibt, unter uns gesagt, manchmal Nonsens, aber es ist gut gemeint, und ihm ist es die beste Unterhaltung. Nämlich die Leute im Dorfe scheuen sich, an sein Fenster zu treten, und sie gehen auch nicht gern vorüber. — Für mein Amt aber ist dies die härteste Arbeit. Denn die Leute sind in dem Aberglauben verstockt,

daß Krankheit und Erdenleid von bösen Mächten ſtammen, und daß ſie durch Haß angethan werden, oder zur Strafe für begangenes Unrecht. Wenn ich ihnen predige ohne Aufhören, daß Alles nur eine Prüfung iſt für das Jenſeits, die Lehre iſt ihnen zu groß und hoch, nur die Schwachen glauben ſie, wer aber geſund und trotzig daſteht, der ſträubt ſich gegen die Wahrheit und das Heil."

Der Gelehrte ſah nach dem kleinen Fenſter, aus dem der Kranke auf eine Lehmwand blickte; und er ſah wieder nach dem geiſtlichen Herrn, der in dem Thal ſeit vierzig Jahren für die heilbringende Wahrheit kämpfte. Ihm wurde das Herz ſchwer, und ſein Auge flog aus der dämmernden Tiefe zu den Berggipfeln, welche noch im frohen Licht der Abendſonne glänzten. Da trat ſie wieder zu ihm, ſie, welche herabgeſtiegen war, die Hülfloſen und Armen zu bewachen, und als er neben ihr der Höhe zuſchritt, da war ihm, als ob ſie beide aus dumpfer Erdennoth emportauchten in leichtere Luft. Aber auch die jugendliche Geſtalt, das ſchöne ruhige Antlitz neben ihm glänzte vom Abendlicht umſäumt ſo fremdartig, ſeinem irdiſchen Weſen ungleich, ähnlich einem der Boten, welche einſt Jehova in die Zelte ſeiner Getreuen ſandte. Und er freute ſich, als ſie über die luſtigen Sprünge des Hundes lachte, der ihnen bellend entgegenfuhr.

So ſchwand wieder ein Tag dahin zwiſchen Sonnenlicht und Wolkenſchatten, in kleinen Erlebniſſen, in ſtillem Sein. Wenn die Feder davon erzählt, iſt es gering, wenn aber ein Menſch darin lebt, treibt es ihm den Strom des Blutes kräftig durch die Adern.

6.

Eine gelehrte Frau vom Lande.

Es war Sonntag und auch das Gut trug sein Festgewand. Auf dem Hofe standen die Scheuern geschlossen, Knechte und Mägde schritten in ihrem besten Staat daher, nicht wie geschäftige Arbeiter, sondern in der behaglichen Muße, welche dem deutschen Landmann die Poesie des mühevollen Lebens ist. Von dem Kirchthurm rief das Glöckchen zum Gottesdienst, Ilse ging mit den Schwestern, das Gesangbuch in der Hand, langsam den Fels hinunter, in kleinen Gruppen folgten die Mägde und Männer. Heut blieb der Gutsherr in seiner Arbeitsstube, um die aufgelaufene Schreiberei zu erledigen. Vorher aber klopfte er an das Zimmer der Freunde und machte ihnen einen kurzen Morgenbesuch. „Heut kommen Gäste, Oberamtmann Rollmaus mit seiner Frau, er ist ein tüchtiger Wirth, die Frau ist sehr auf Bildung versessen. Nehmen Sie sich in Acht, sie wird Ihnen zusetzen.“

Schlag zwölf Uhr fuhren zwei wohlgenährte Braune einen halbgedeckten Wagen vor das Haus. Die Kinder eilten an das Fenster. „Die Frau Oberamtmann kommt!“ riefen aufgeregt die jüngsten. Ein stämmiger Mann in dunkelgrünem Rock stieg aus dem Wagen, eine kleine Dame in schwarzer Seide folgte mit Sonnenschirm und einer großen Schachtel. Der Hausherr und Ilse traten ihnen in der Hausthür entgegen, der Wirth rief lachend seinen Willkomm zu und führte den Oberamtmann in das Familienzimmer. Der Herr Oberamtmann trug unter seinem schwarzen Haar ein rundes Angesicht, das durch Luft und Sonne mit gleichmäßigem Rothbraun dauerhaft übermalt war, dazu kleine scharfe Augen, Nase und Lippen reichlich und röthlich hervorstehend. Als er Stand und Namen der beiden Fremden erfuhr, verbeugte er sich zwar ein wenig, sah aber mißfällig, daß diese beiden Städter in den

anſpruchsvollen ſchwarzen Frack gekleidet waren, und da er eine unbeſtimmte aber kräftige Abneigung gegen alle unnützen Schreiber und Hungerleider hatte, welche ſo hier und da die Güter beſuchen, etwa um Bücher zu ſchreiben, oder auch weil ſie ſonſt keinen rechten Aufenthalt haben, ſo nahm er gegen beide eine mürriſche und beobachtende Haltung an. Erſt nach einer Weile erſchien die Frau Oberamtmann, ſie hatte unterdeß mit Ilſe's Hülfe ihre gute Haube, ein Kunſtwerk mit zwei dunkelrothen Roſen, aus der Schachtel geholt, und ſie drang jetzt mit ihrem ſpitzen Näschen in die Geſellſchaft, vom Kopf bis zum Fuß geglättet, rauſchend, knixend, lächelnd. Schnell fuhr ſie von einem zum andern, küßte die Mädchen auf den Mund, erklärte den Knaben, daß ſie in den letzten Wochen ſehr gewachſen ſeien, und hielt endlich erwartungsvoll vor den beiden Fremden. Der Landwirth ſtellte vor und verfehlte nicht wieder beizufügen: „Zwei Herren von der Univerſität.“ Die kleine Dame ſpitzte gleichſam die Ohren und ihre grauen Augen erglänzten. „Von der Univerſität!“ rief ſie, „ei welche Ueberraſchung! Dieſe Herren ſind ſeltene Gäſte in unſerer Gegend. Es iſt freilich auch bei uns für gelehrte Herren wenig zu holen, denn der Materialismus herrſcht bei uns, und die Leſebibliothek in Roſſau iſt wirklich nicht in den beſten Händen, neue Sachen ſind niemals zu haben. Darf ich mir noch die Frage erlauben, welches Studium die Herren haben, Wiſſenſchaft im Allgemeinen oder etwas Beſonderes?“

„Mein Freund mehr das Allgemeine, ich das Beſondere,“ erwiederte der Profeſſor, „außerdem etwas alte Sprachen, dieſer Herr Indiſch.“

„Wollen Sie nicht die Güte haben, auf dem Sopha Platz zu nehmen?“ begann Ilſe dazwiſchen tretend. Die Frau Oberamtmann folgte mit Widerſtreben.

„Alſo Indiſch,“ rief ſie niederſitzend und ihr Gewand zurechtſtreichend. „Das iſt eine ſeltene Sprache. Sie tragen ja wohl Federbüſchel und ihre Kleidung iſt mangelhaft, und

die Beinkleider, wenn man das erwähnen darf, hängen herunter, wie bei manchen Tauben, welche auch lange Federn an den Beinen haben. Man ſieht ſie zuweilen abgebildet; in dem Bilderbuch meines Karl vom letzten Weihnachten ſind dieſe wilden Männer deutlich zu ſehen. Sie haben barbariſche Sitten, liebe Ilſe."

„Warum iſt aber Karl nicht mitgekommen?" frug Ilſe, um die Herren von der Unterhaltung zu löſen.

„Es war nur wegen der Rückfahrt im Finſtern. Denn der Wagen iſt zweiſitzig, und neben Rollmaus kann kein Drittes eingeſchachtelt werden. Da muß Karl beim Kutſcher ſitzen, und das arme Kind wird Abends immer ſo ſchläfrig, daß ich Sorge habe, es fällt herunter."

Als die Oberamtmann die Ausſicht eröffnete, bei finſterer Nacht heimzufahren, ſah der Doctor den Freund mitleidig an, aber der Profeſſor hörte ſo aufmerkſam nach der Unterhaltung, daß er das Bedauern gar nicht bemerkte. Ilſe frug weiter, und die Frau Oberamtmann ſtand ihr allerdings Rede, ſah aber zuweilen begehrlich nach dem Doctor, deſſen Verhältniß zu den Indianern in Karls Bilderbuch ihr lehrreich erſchien. Unterdeß waren die Landwirthe ſogleich in ein Geſpräch über die Eigenſchaften eines Roſſes geſunken, das irgendwo in der Nähe zu gemeinnütziger Thätigkeit aufgeſtellt war, ſo daß der Doctor ſich zuletzt an die Kinder wandte und mit Clara und Luiſe plauderte.

Nachdem eine halbe Stunde ruhiger Vorbereitung vergangen war, erſchien das Dienſtmädchen an der Thür des Speiſezimmers. Der Landwirth lud ein, zu Tiſche zu gehen, und bot ritterlich der Frau Oberamtmann ſeinen Arm über die Sophalehne. Die Dame knixte und fuhr neben ihm durch die Thür, der Profeſſor führte Ilſe, der Doctor aber Schweſter Clara, welche erröthete und ſich ſträubte, bis er Luiſe und Riekchen an ſeinen andern Arm hing, worauf auch noch Franz ſeinen Rockzipfel faßte und ihm auf dem Wege hinter ſeinem

Rücken zuraunte: „Heut giebt's einen Truthahn.“ Der Oberamtmann aber, welcher das Führen der Damen als eine läſtige Erfindung betrachtete, machte einſam den Schluß, und begrüßte im Saale die aufgeſtellten Herren von der Wirthſchaft mit den Worten: „Iſt das Korn herein?“ — „Verſteht ſich,“ grüßte der Inſpector dagegen. Wieder nahm Alles nach Rang und Würden Platz, auf dem Ehrenſitz die Frau Oberamtmann, zwiſchen ihr und Ilſe der Profeſſor.

Es war für dieſen kein ruhiger Mittag, zwar Ilſe war ſtiller als gewöhnlich, aber ſeine neue Nachbarin ſtellte ihm wiſſenſchaftliche Aufgaben. Sie zwang ihn von der Einrichtung ſeiner Univerſität zu erzählen, und in welcher Weiſe die Studenten belehrt würden. Der Profeſſor that das ausführlich und mit guter Laune. Es gelang ihm aber nur kurze Zeit, ſich und Andern die peinliche Empfindung fern zu halten, welche die Reden der Frau Oberamtmann wohl verurſachten. „Alſo philoſophiſch ſind Sie?“ ſagte die Rollmaus. „Das iſt ja ſehr intereſſant. Ich habe es auch mit der Philoſophie verſucht, aber der Stil iſt zu unverſtändlich. Was enthält denn eigentlich die Philoſophie?“

„Sie giebt ſich Mühe, die Menſchen über das Leben ihres eigenen Geiſtes zu belehren, und dadurch feſter und vielleicht beſſer zu machen,“ beantwortete der Profeſſor geduldig die mißliche Frage.

„Das Leben des Geiſtes,“ rief die Oberamtmann aufgeregt, „aber glauben Sie denn auch, daß die Geiſter nach dem Tode der Menſchen erſcheinen können?“

„Haben Sie Beiſpiele davon?“ frug der Profeſſor. „Es würde gewiß Allen willkommen ſein, darüber zu hören. Iſt dergleichen hier in der Gegend vorgekommen?“

„Weniger mit Geiſtern,“ erwiederte Frau Oberamtmann, mißtrauiſch nach dem Hausherrn blickend, „aber mit Ahnungsvermögen, und was man Sympathie nennt. Denken Sie einmal, in unſerm Hauſe diente ein Mädchen, ſie hätte es nicht

nöthig gehabt, aber die Eltern wollten ſie auf einige Zeit von ſich thun. Denn im Dorfe war ein armer Burſch, der aber ein großer Geiger war, der ſtrich Morgens und Abends mit der Violine um ihr Haus, und wenn das Mädchen hinauskommen konnte, ſaßen ſie miteinander hinter einem Buſch, er ſpielte auf der Geige und ſie hörte zu. Deßwegen konnte ſie nicht von ihm laſſen. Sie war ein ſauberes Mädchen und ſchickte ſich im Hauſe zu allem, nur daß ſie immer traurig war. Und der Geiger wurde zu den Huſaren genommen, wozu er auch paßte, weil er ſehr entſchloſſen und unterminirt war. Nach einem Jahre kommt die Köchin zu mir und ſagt: „Frau Oberamtmann, ich halte es nicht länger aus, die Jette treibt Nachtwandel. Sie ſteigt aus dem Bette und ſingt das Lied von einem Soldaten, den der Hauptmann erſchießen läßt, weil es nicht anders ſein konnte, und ſtöhnt dazu, daß es einen Stein erbarmen möchte, und am Morgen weiß ſie nichts von ihrem Singen, aber ſie weint immer ſtill fort.“ Das war die Wahrheit. Ich rufe ſie und frage ſie ernſthaft: Was haſt du? Ich kann das myſterielle Weſen nicht ausſtehen, du biſt mir eine Charade. Darauf jammerte ſie ſehr und meinte, ich ſolle ſie doch nicht für ſo etwas halten, ſie ſei ein ehrliches Mädchen, aber ſie hätte eine Erſcheinung gehabt. Und nun kam alles heraus. Der Gottlob war in der Nacht an ihrer Kammerthür erſchienen, ganz hager und traurig, und hatte geſagt: „Jette, es iſt vorbei mit mir, morgen muß ich dran glauben.“ Ich ſuchte ihr das Zeug auszureden, aber ihre Angſt ſteckte mich an, ich ſchrieb an einen Offizier, den Rollmaus von der Haſenjagd kannte, und fragte, ob das eine Dummheit wäre, oder von dem ſogenannten Ahnungsvermögen herkäme. Da ſchrieb er mir ganz erſtaunt zurück, es wäre richtig Ahnungsvermögen, an demſelben Tage war der Geiger vom Pferde geſtürzt, hatte ein Bein gebrochen und lag in dem Lazareth zum Tode. Jetzt bitte ich Sie, ob das nicht eine Naturerſcheinung war.“

„Was wurde aus den armen Leuten?“ frug der Professor.

„Ach die!“ erwiederte die Frau Oberamtmann, „es ließ sich helfen. Denn ein Kamerad von dem Gebrochenen war aus unserm Dorf, welcher eine kranke Mutter hatte; dem schrieb ich die Forderung, daß er jeden dritten Tag einen Brief an mich schickte, wie es dem Kranken ging, und es konnte mit Speck und Mehl gut gemacht werden. Da schrieb er, und die Sache dauerte viele Wochen. Endlich aber wurde der Geiger geheilt und kam am Stock zurück. Beide waren so blaß wie dieses Tuch, als sie zusammen trafen, und fielen einander vor meinen Augen ohne Rücksicht um den Hals, worauf ich mit den Eltern des Mädchens ein Wort sprach, welches wenig nutzte. Dann aber mit Rollmaus, dem unsere Dorfschenke gehört, und der grade einen guten Pächter suchte. Das brachte die Geschichte zum Ende, oder wie man zu sagen pflegt, zum commencement du pain. Denn Rollmaus war zwar mit der Geige nicht zufrieden, weil er meinte, diese sei ein Anzeichen von leichtem Geblüt, aber die Leutchen halten sich ordentlich. Dann zuerst war ich Pathe, dann Rollmaus. Es sind aber keine Erscheinungen mehr vorgekommen.“

„Das war von Ihnen brav und liebevoll gehandelt,“ rief der Professor kräftig.

„Man ist ja bei alledem auch Mensch,“ entschuldigte sich die Frau Oberamtmann.

„Und ich hoffe ein guter Mensch,“ versetzte der Professor. „Glauben Sie mir, verehrte Frau, in der Philosophie und anderer Gelehrsamkeit giebt es verschiedene Ansichten. Man streitet sich über vieles, und leicht hält Einer den Andern für unwissend. Aber was Redlichkeit heißt und Menschenfreundlichkeit, darüber sind die Ansichten selten verschieden gewesen, und wo man diese Eigenschaften findet, hat Jedermann Freude und Hochachtung, und diese habe ich jetzt vor Ihnen, Frau Oberamtmann.“

Das sagte er herzlich der gelehrten Frau. An seiner

andern Seite hörte er ein leiſes Rauſchen des Gewandes, und als er ſich zu Ilſe wandte, begegnete er einem Blick ſo voll von demüthiger Dankbarkeit, daß er mit Mühe ſeine Haltung bewahrte.

Die Frau Oberamtmann aber ſaß lächelnd und zufrieden mit dem philoſophiſchen Syſtem ihres Nachbars. Wieder kehrte ſich der Profeſſor zu ihr und ſprach mit ihr davon, daß es gar nicht leicht ſei, Hülfloſen auf die rechte Art wohlzuthun. Die Frau Oberamtmann gab zu, daß die Leute ohne Bildung ihre eigene Art hätten, aber „man kann leicht mit ihnen fertig werden, wenn ſie nur erkennen, daß man's gut meint." Und der Profeſſor veranlaßte allerdings noch ein kleines Mißverſtändniß, als er der Oberamtmann achtungsvoll in ſeiner Sprache bemerkte: „Ganz recht, zuletzt iſt auch auf dieſem Gebiet geduldige Liebe die Vorausſetzung einer fruchtbaren Thätigkeit."

„Ja," beſtätigte die Rollmaus verlegen, „allerdings; dieſe gewiſſe Thätigkeit, welche Sie erwähnen, fehlt bei uns gar nicht, und ſie heirathen meiſt grade noch zur rechten Zeit, aber die geduldige Liebe, welche Sie ſehr richtig Vorausſetzung nennen, iſt bei unſern Landleuten nicht immer vorhanden, denn ſie ſorgen bei einer Heirath oft mehr um Geld als um Liebe."

Wenn aber auch einzelne Noten in dem Concert am obern Tiſch nicht recht zu einander ſtimmten, ſo verging doch der Truthahn und die Sahnmehlſpeiſe — ein Meiſterwerk aus Ilſe's Küche — ohne widerwärtigen Zuſammenſtoß des gelehrten Wiſſens. Und Alle erhoben ſich wohl mit einander zufrieden. Nur die Kinder, deren unſchuldige Bosheit am dauerhafteſten iſt, empfanden ein Mißfallen, daß heut Frau Oberamtmann in keinen Kampf eintrat, in welchem das Converſationslexikon als oberſter Kampfrichter waltete. Während nun die Männer im Nebenzimmer Kaffee tranken, ſaß Frau Rollmaus wieder auf dem guten Sopha, und Ilſe hatte einen harten Stand die neugierigen Fragen zu beantworten, mit denen ſie jetzt

wegen der beiden Fremden angegriffen wurde. Unterdeß belagerten die Kinder das Sopha, und lauerten auf eine Gelegenheit, um selbst einen kleinen Feldzug gegen die ahnungslose Frau Oberamtmann zu unternehmen.

„Also sie forschen nach, und in unserer Gegend. Nach Indianern kann es nicht sein, ich wüßte nicht, daß hier herum welche aufgetreten wären. Es müßte denn ein Irrthum sein, und sie müßten Zigeuner meinen, solche kommen vor. Denken Sie, liebe Ilse, erst vor vierzehn Tagen ein Mann und zwei Weiber, jede mit einem Kinde. Die Weiber sagten wahr; was sie dem Hausmädchen prophezeit haben, ist wirklich merkwürdig, und am Abend fehlten zwei Hühner. Sollte es wegen der Zigeuner sein? aber das kann ich nicht glauben, da dies blos Kesselflicker sind, und nichtnutzige Leute. Nein, deretwegen forschen sie nicht."

„Wer sind denn aber die Zigeuner?" frug Clara.

„Liebes Kind, sie sind Vagabonden, welche früher ein Volk waren und sich verbreiteten. Sie hatten einen König und Briefe und Jagdhunde, obgleich sie große Spitzbuben waren. Ursprünglich aber sind sie Egypter, eigentlich aber auch Indianer."

„Wie können sie Indianer sein," rief Hans ohne alle Ehrerbietung, „die Indianer wohnen ja in Amerika. Wir haben auch ein Conversationslexikon, und wir wollen gleich nachsehen."

„Ja, ja," riefen die Kinder und liefen mit dem Bruder zum Bücherschrank. Triumphirend brachte jedes einen Band getragen und stellte die neuen Einbände zwischen den Kaffeetassen vor Frau Rollmaus auf. Diese blickte keineswegs erfreut auf die geheime Quelle ihrer Kraft, welche hier vor aller Augen bloßgelegt wurde.

„Und unseres ist neuer als das Ihre," rief der kleine Franz die Hand schwenkend. Vergebens bemühte sich Ilse durch abweisende Winke diesen Ausbruch des Familienstolzes zu unterdrücken. Hans hielt, das Wort Zigeuner suchend, den letzten

Band feſt in ſeinen Händen, und eine Niederlage der Frau Oberamtmann war nach menſchlichem Dafürhalten nicht mehr abzuwehren. Aber plötzlich ſprang Hans auf, hielt den Band in die Höhe und rief: „Hier ſteht der Herr Profeſſor!“ — „Unſer Herr Profeſſor ſteht im Converſationslexikon!“ ſchrieen die Kinder. Familienfehde und Zigeuner waren vergeſſen, Ilſe nahm dem Bruder das Buch aus der Hand, die Oberamtmann ſtand auf, um die merkwürdige Stelle über Ilſe's Schultern ſelbſt zu leſen, alle Kinderköpfe drängten ſich um das Buch, daß ſie wieder ausſahen wie ein Bündel Knospen am Fruchtbaum, und alle ſpähten neugierig nach den Zeilen, die für ihren Gaſt und ſie ſelbſt ſo ruhmvoll waren. In dem Artikel ſtanden die gewöhnlichen kurzen Notizen, welche über lebende Gelehrte gegeben werden, Ort und Tag ſeiner Geburt und die — meiſt lateiniſchen — Titel ſeiner Schriften. Alle dieſe Titel wurden trotz der unleſerlichen Sprache mit Jahreszahl und Format laut abgeleſen. Ilſe ſah lange in das Buch, dann reichte ſie es der erſtaunten Frau Oberamtmann, dann zogen die Kinder den Band einander aus den Händen. Das Ereigniß machte auf Groß und Klein einen Eindruck, der in literariſchen Kreiſen niemals erreicht werden konnte. Am glücklichſten war die Frau Oberamtmann, ſie hatte neben einem Manne geſeſſen, der nicht nur ſelbſt nachſchlug, ſondern auch nachgeſchlagen werden konnte. Er war jetzt für ſie berühmt im Allgemeinen, ohne Einſchränkung, und ſie empfand zum erſten Male in ihrem Leben, daß ſich mit ſolchem gedruckten Mann recht behaglich verkehren ließe. „Welch ein ausgezeichneter Gelehrter!“ rief ſie. „Wie waren doch die Titel ſeiner Schöpfungen, liebe Ilſe?“ Ilſe wußte es nicht, Auge und Gedanken waren ihr an den kurzen Bemerkungen über ſeine Lebensverhältniſſe feſtgeheftet.

Dieſe Entdeckung hatte die gute Folge, daß Frau Oberamtmann für heut gänzlich die Waffen ſtreckte und ſich beſchied keine Kenntniſſe zu verrathen, denn ſie ſah ein, daß heut eine

Concurrenz mit dieſer Familie unmöglich war, und ſie ließ ſich zu einer anſpruchsloſen Unterhaltung über Hausangelegenheiten herab. Die Kinder aber ſtellten ſich in achtungsvoller Entfernung vor dem Profeſſor auf und betrachteten ihn neugierig noch einmal von oben bis unten, und Hans theilte dem Doctor leiſe die Neuigkeit mit, und war ſehr betroffen, daß dieſer nichts daraus machte.

Nach dem Kaffee ſchlug der Landwirth ſeinen Gäſten vor, den nahen Berg zu beſteigen und den Schaden zu betrachten, welchen der Blitz angerichtet. Ilſe belud eine Magd mit dem Abendbrot und einigen Flaſchen Wein, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Vom Felſen ging es in das Thal hinab über den Wieſenſtreif und den Bach, dann die Berglehne hinauf durch Unterholz in den Schatten hochſtämmiger Fichten. Der Regen hatte die ſteilen Wege ausgeſpült und unregelmäßige Waſſerrinnen furchten den Kies. Auch die Frauen ſchritten tapfer über die feuchten Stellen. Wer aber nicht aus Tracht und Haltung des Profeſſors erkannte, daß er in ſicherem Gefühl ſeiner Männlichkeit auftrat, der hätte wohl argwöhnen dürfen, daß zwar die Frau Oberamtmann ein verkleideter Herr ſei, der Herr Profeſſor aber eine weichbeſchuhte Dame. Denn die Rollmaus umſchwebte ihn ehrerbietig und war nicht von ſeiner Seite zu bringen. Sie machte ihn auf Steine aufmerkſam, bezeichnete mit der Spitze ihres Schirmes die trockenſten Stellen, blieb zuweilen ſtehen und ſprach die Befürchtung aus, daß ihn der Weg zu ſehr angreifen werde. Der Profeſſor ließ ſich die Huldigung der kleinen Dame erſtaunt gefallen und ſah nur einige Male fragend auf Ilſe, über deren Geſicht dann ein ſchalkhaftes Lächeln flog. Auf der Höhe wurde der Pfad bequemer, einzelne Laubbäume unterbrachen das dunkle Grün der Fichten. Der Gipfel ſelbſt war gelichtet, zwiſchen den Steinen breitete das Haidekraut ſeine dichten Büſchel, an denen noch die erbleichenden Blüthen des Jahres hingen. Ringsumher überſah man die Landſchaft mit ihren Höhen und

Thälern, in der Tiefe den Bach und ſeinen grünen Saum, das Gut mit ſeinen Feldern, das Thal von Roſſau. Auf die ſinkende Sonne zu aber hob ſich in langgeſchwungenen Bogen eine Erdwelle hinter der andern, jede nach der Entfernung anders mit dämmerigem Blau gefärbt bis in das helle Grau der Gebirgskette am Horizont. Das war unter heiterem Himmel, in reiner Bergluft ein erfriſchender Anblick, und die Geſellſchaft lagerte vergnügt im Haidekraut, wo es die weichſten Polſter bot.

Nach kurzer Raſt brach die Geſellſchaft, von Hans geführt, zu der Stelle auf, an welcher der Wetterſtrahl den Baum gefällt hatte. In einem Schlag hoher Nadelbäume war der Ort der Verwüſtung. Eine ſtarke geſunde Fichte war durch den Strahl erſchlagen und zerworfen, ein wüſtes Durcheinander von Zweigen und rieſigen Splittern des weißen Holzes lag im Umkreis des gebrochenen Stammes, der ohne Krone, geſchwärzt, bis auf den Grund geſpalten noch etwa haushoch über die Trümmer hervorragte. Aus dem Gewirr der Aeſte am Boden erkannte man, daß auch der Grund aufgewühlt war bis unter die Wurzeln der nächſten Bäume. Ernſthaft ſahen die Erwachſenen auf die Stätte, wo ein Augenblick das kräftige Leben in häßliche Unform verwandelt hatte. Die Kinder aber drangen jauchzend in das Dickicht, griffen nach den ſchuppigen Zapfen des vergangenen Jahres und ſchnitten Aeſte von dem Gipfel, jeder bemüht, das größte Gehänge der gelben Schuppenfrüchte davon zu tragen.

„Es iſt nur einer von Hunderten," ſagte der Landwirth finſter, „aber es thut doch weh, ſolche Verwüſtung gegen die gewohnte Ordnung zu betrachten, und an das Verderben zu denken, das ſo nahe über unſern Häuptern dahinfuhr."

„Macht dieſe Erinnerung nur Mißbehagen?" frug der Profeſſor, „iſt ſie nicht auch erhebend?"

„Die Hörner des Widders hängen an den Zweigen," ſprach Ilſe leiſe zum Vater, „er wurde das Opfer, damit wir verſchont blieben."

„Ich meine auch der Menſch, der von ſolchem Strahl getroffen wird, er ſollte, wenn dieſer Augenblick noch zu einem letzten Gedanken Zeit läßt, ſich ſelbſt ſagen: es iſt ganz in der Ordnung.“

Der Landwirth ſah den Profeſſor fragend an: „Sprechen Sie darüber zu uns einige Worte,“ begann er feierlich. „Man hat an dieſem Orte einen Wunſch nach einem gemeinſamen Gedanken, der von dem Mißbehagen frei macht.“

„Ich bin nicht geübt in der Sprache erbaulicher Betrachtung,“ ſagte der Gelehrte, „und ich vermag nur weltliche Worte zu reden. Wir vergeſſen leicht im Behagen des Tages, was wir immer im fröhlichen Herzen tragen ſollten, daß wir nur unter Bedingungen leben, wie Alles andere auf Erden und am Himmel. Zahlloſe Kräfte, fremdartige Gewalten ſind um uns in unaufhörlicher Arbeit, jede nach feſten ihr eigenen Geſetzen wirkend, auch unſer Leben erhaltend, tragend, beſchädigend. Die Kälte, welche den Kreislauf des Blutes hemmt, die einbrechende Woge, in welcher der menſchliche Leib verſinkt, der ſchädliche Dampf des Bodens, der den Athem vergiftet, ſie ſind keine zufälligen Erſcheinungen, die Geſetze, in deren Zwange ſie auf uns eindringen, ſind ebenſo uralt und eben ſo heilig, als unſer Bedürfniß nach Speiſe und Trank, nach Schlaf und Licht. Und wenn der Menſch ſeine Stellung unter den Gewalten der Erde erwägt, ſo heißt leben nichts Anderes, als thätig gegen ſie kämpfen und denkend ſie verſtehen. Wer das Brot ſchafft, das uns nährt, und das Holz zieht, das uns wärmt, jede nützliche Thätigkeit hat keinen anderen Zweck als uns zu vertheidigen und ſtärker zu machen durch freundliche Benutzung oder Ueberwindung dieſer Mächte. Schon bei dieſer Arbeit merken wir, daß zwiſchen jeder lebendigen Regung in der Natur und in unſerem eigenen Geiſte eine geheime Verbindung iſt, und daß alles Lebendige, wie feindlich es im Einzelnen ſich befehde, doch zuſammen eine große unermeßliche Einheit bildet. Und Ahnung und Gedanke dieſer Einheit ſind zu allen Zeiten das Herrlichſte geweſen, was der Menſch in ſich

hervorzurufen vermochte. Deßhalb iſt dem Menſchen die zweite Aufgabe geworden, eine unwiderſtehliche Sehnſucht und ein unwiderſtehlicher Trieb, den innern Zuſammenhang dieſer Lebensgewalten zu erfaſſen. Und das iſt es, was uns fromm macht. — Nicht bei jedem Menſchen iſt die Arbeit die gleiche, aber das Ziel iſt daſſelbe. Die warme Empfindung des einen ahnt ewige Vernunft in allem, was ihm unbegreiflich erſcheint, und er nennt dieſe in kindlichem Vertrauen mit dem ehrwürdigſten und herzlichſten Namen. Und wieder andere ſuchen emſig die einzelnen Geſetze und Kräfte des Lebens zu beobachten und ihren großen Zuſammenhang ehrfurchtsvoll zu verſtehen, und dieſe ſind es, welche der Wiſſenſchaft dienen. Wer glaubt und wer forſcht, beide thun im Grunde daſſelbe, ſie üben die höchſte Beſcheidenheit, denn ſie empfinden, daß alles einzelne Leben, eigenes und fremdes, unendlich klein iſt gegen das große Ganze. Und wer, vom Blitzſtrahl getroffen, noch zu glauben vermöchte, ich gehe zum Vater, und wer in ſolchem Augenblick mit Intereſſe zu beobachten vermöchte, wie ſein Nervenleben aufhört, ſie haben beide ein gottſeliges Ende."

So ſprach der Profeſſor vor der geborſtenen Fichte, die letzte Aeußerung Ilſe's im Herzen. Die Kinder hörten dem kräftigen Tonfall ſeiner Worte ein Weilchen zu, dann wurde ihnen die Sache lang, Hans fuhr den Schweſtern mit ſeinem Nadelzweige in die Aermel, ſie ſchlugen mit ihrer Fichtenruthe nach ihm, die Brüder kamen zu Hülfe, und ein Gefecht mit grünen Zweigen zog ſich von dem Stamme abwärts in das Dickicht. Der Oberamtmann ſah verwundert auf den Redner, und faßte den Verdacht, dieſer Mann gehöre zu einer neuen Klaſſe von Volksapoſteln, die zur Zeit hier und da auftauchten. Seine Frau ſtand, die Hände über dem Sonnenſchirm gefaltet, andächtig da, und nickte zuweilen beſtätigend mit dem Kopfe, bis ſie endlich den Gutsherrn leiſe anſtieß und flüſterte: „Das gehört zu der Philoſophie, von der wir ſprachen." Der Landwirth jedoch erwiederte nichts, ſondern hörte mit geneigtem

Haupt, um dem Sinn beſſer zu folgen. Ilſe aber wandte die Augen nicht von dem Sprechenden ab, fremdartig klang ſeine Rede, und einiges regte ihr geheimes Bangen auf, ſie wußte nicht weßhalb. Aber ſie hätte nichts dagegen ſagen können, denn der Quell warmen Lebens, der aus dieſer Menſchenſeele hervorbrach, wirkte wie ein Zauber auf ſie. Die Wahl der Worte, die neuen Gedanken, der edle Ausdruck ſeines feſten Antlitzes nahmen ſie unwiderſtehlich gefangen. Es war nach der Anſicht des Doctors eine ſeltſam zuſammengeladene Geſellſchaft für den ſchwerverſtändlichen Vortrag eines Profeſſors, und der Redner hatte, an eine einzige denkend, als ein ſorgloſer Säemann geſäet. Aber wer vermag zu ſagen, wie das Saatkorn der Worte in den Hörern haftet und aufblüht, vielleicht verdorrte es auf dem Stein, vielleicht auch entwickelte ſich's in einer Seele zu neuem Leben.

Die Geſellſchaft kehrte zu dem Lager auf dem Gipfel zurück. Hinter den Bergen ſank die Sonne und von ihr her ſtrich der Wind über die Höhen, der milde Abendſchein vergoldete zuerſt die Spitzen des Haidekrauts und die Geſtalten der Menſchen, dann ſtieg er hinauf über ihre Häupter bis zu den Gipfeln der Bäume, und bläulicher Schatten deckte den Boden, die Baumſtämme, die Fernſicht. Oben aber am Himmel ſchwebten die kleinen Lichtwolken aus Gold und Purpur, bis auch dort die glühenden Farben in roſiger Dämmerung erblaßten. Der Nebel ſtieg aus der Tiefe und im einförmigen Grau ſchwanden die Farben des Himmels und der Erde.

Lange ſah die Geſellſchaft in die wechſelnden Lichter des Abends, endlich rief der Gutsbeſitzer nach dem Inhalt des Korbes, die Kinder waren geſchäftig auszupacken, und die kalten Speiſen in der Runde zu bieten. Der Landwirth goß den Wein in die Gläſer, ſtieß kräftig mit ſeinen Gäſten an und freute ſich des guten Abends. Hans lief auf einen Wink des Vaters in's Gebüſch und holte einige Kienfackeln hervor. „Es iſt heut keine Gefahr," ſagte der Landwirth zum Oberamtmann,

während er die Fackeln anzündete. Die Kinder drängten sich zum Fackeltragen, aber nur Hans wurde mit diesem Ehrenamte betraut, die Herren vom Lande trugen die anderen selbst.

Langsam wand sich der Zug den Bergpfad hinab, die Fackeln warfen ihr grelles Licht auf Nadelbüschel und Steine und auf die Gesichter der Menschen, welche in den Biegungen des Weges roth leuchteten wie der aufgehende Mond, und wieder in Finsterniß verschwanden. Die Frau Oberamtmann hatte schon einige Mal versucht, auch den zweiten der großen Fremden zum Gespräch heranzuziehen, jetzt gelang es ihr bei einer schlechten Wegstelle. „Was Ihr Freund sprach," begann sie, „war sehr schön, denn es war lehrreich. Er hatte ganz Recht, man soll gegen die Gewalten kämpfen und man soll den Zusammenhang suchen. Aber ich versichere Sie, einer Frau wird das schwer. Denn Rollmaus, der doch für mich die erste Naturgewalt ist, hat einen Haß gegen Gründe, er ist immer dafür, daß alles nach seinem Kopfe geht. Und als ein rechtschaffner Mann hat er darin auch Recht, aber für Wissenschaft ist er nicht sehr, und auch wegen eines Claviers für die Kinder habe ich meine Noth mit ihm. Und ich suche wohl die Gründe und Kräfte, und was man sonst Zusammenhang nennt, und man liest, was man kann, denn man will doch auch wissen, was in der Welt vorgeht, und sich aus dem Gewöhnlichen erheben. Aber manchmal versteht man's nicht, und wenn man's auch zweimal liest. Und wenn man's hat, dann ist's vielleicht schon veraltet, und es gilt nichts mehr, und man möchte gar alles Forschen aufgeben."

„Thun Sie das doch nicht," ermahnte der Doctor, „es ist immer eine geheime Freude, wenn man etwas weiß."

„Nicht wahr;" fuhr die Frau Oberamtmann fort, „wenn ich in der Stadt lebte, ich würde mich ganz in die Wissenschaft vertiefen, aber auf dem Lande ist man zu allein, und dann die große Wirthschaft, und auch der Mann, und man hat zu thun, daß man's dem recht macht. Denn Sie glauben nicht,

was für ein tüchtiger Wirth er ist. — Rollmaus, halt deine Fackel zur Seite, der ganze Rauch schlägt dem Herrn Doctor in's Gesicht." Rollmaus wandte mit leisem Gebrumm die Fackel ab. Seine Frau drängte sich an ihn, faßte seinen Arm und hob sich zu seinem Ohr: „Ehe wir wegfahren, mußt du die fremden Herren zu uns einladen, damit die Schicklichkeit beobachtet wird."

„Er ist ein freier Winkelprediger," antwortete der Oberamtmann mürrisch.

„Um Gotteswillen, Rollmaus, begehe keine Ruchlosigkeit und blasvomire nicht," fuhr sie fort, ihm den Arm drückend, „er steht ja im Lexikon."

„In deinem?" frug der Gatte.

„In dem hiesigen," versetzte die Frau, „was auf eins herauskommt."

„Es stehen Viele in Büchern, die weniger werth sind, als andere, die nicht darin stehen," sagte der Mann ungerührt.

„Damit widerlegst du mich nicht," versetzte die Frau, „ich sage dir und ich avertire dich, er ist ein berühmter Mann, und der Anstand verlangt, daß wir darauf Rücksicht nehmen. Und du weißt, was den Anstand betrifft" —

„Sei nur ruhig," besänftigte Rollmaus; „ich habe ja nichts dagegen, wenn es sein muß. Ich habe deinetwegen schon in ganz andere saure Aepfel gebissen."

„Meinetwegen?" frug die Oberamtmann gekränkt. „Bin ich unvernünftig, bin ich ein Tyrann, bin ich eine Eva, welche mit ihrem Manne unter dem Baume steht, mit lüderlichem Haar, und nicht einmal mit einem Hemde? Willst du dich und mich mit solchen alten Zuständen vergleichen?"

„Na," sagte Rollmaus, „gieb dich zufrieden, wir wissen ja, wie wir mit einander stehen."

„Siehst du wohl, daß ich Recht habe?" versetzte besänftigt die Frau Oberamtmann. „Und glaube mir, ich weiß auch, wie andere mit einander stehen, und ich sage dir, ich habe so eine Ahnung, es spinnt sich etwas an."

„Wer ſpinnt?“ frug Rollmaus.

„Es iſt zwiſchen Ilſe und dem Herrn Profeſſor.“

„Das wäre der Teufel!“ rief der Oberamtmann lebhafter, als er den ganzen Tag geweſen war.

„Still, Rollmaus, man hört dich, vernachläſſige nicht die Discretion.“

Ilſe war zurückgeblieben, ſie führte den jüngſten Bruder, dem Ermüdung den Schritt unſicher machte. Ritterlich weilte der Profeſſor neben ihr. Er machte ſie aufmerkſam, wie gut ſich der Zug ausnehme, die Fackeln wie große Glühwürmer an der Spitze, dahinter die ſcharf beleuchteten Geſtalten, der wechſelnde Feuerſchein an Baumſtämmen und grünen Zweigen. Ilſe hörte längere Zeit ſchweigend zu, endlich begann ſie: „Und das Liebſte am heutigen Tage war, daß Sie ſo gütig zu unſerer Nachbarin ſprachen. Als ſie neben Ihnen ſaß, war mir weh zu Muth. Denn mir kam vor, als wäre demüthigend für Sie, die ungeſchickten Fragen unſerer Freundin zu hören, und auf einmal war mir, als ob Sie auch gegen uns eine immerwährende Nachſicht üben müßten, und das quälte mich. Weil Sie aber ſo freundlich das Gute anerkannten, das unſere Frau Oberamtmann hat, merkte ich doch, daß es Ihnen keine Ueberwindung koſtet, mit uns einfachen Leuten zu verkehren.“

„Liebes Fräulein,“ rief der Profeſſor erſchrocken, „ich hoffe, Sie ſind überzeugt, daß ich der wackern Dame nur ſagte, was wahre Herzensmeinung war.“

„Ich weiß es,“ fuhr Ilſe lebhaft fort, „und die treue Seele vor uns fühlt es auch. Sie war heut den ganzen Tag ruhiger und heiterer, als ſie ſonſt iſt. Und dafür muß ich Ihnen danken. Ach, von Herzen,“ fügte ſie leiſe hinzu.

Da Lob aus geliebtem Munde nicht die kleinſte Freude des Menſchen iſt, ſah der Profeſſor glücklich auf ſeine Nachbarin, welche jetzt im Dunkeln den Bruder zu ſchnellerem Schritte trieb. Er wagte das Schweigen nicht zu brechen, beiden waren die reinen Herzen geöffnet, und ohne ein Wort zu reden fühlten

ſie den Strom warmer Empfindungen, der von einem zum andern zog. „Wer aus ſeinen Büchern unter andere Menſchen tritt," begann endlich der Profeſſor, „dem macht die pedantiſche Gewohnheit des Bücherleſens zuweilen leichter, aus einem fremden Leben heraus zu holen, was ihm für das eigene dienlich ſein kann. Denn zuletzt iſt in jedem Leben etwas Ehrwürdiges, wie oft es auch durch wunderliche Zuthat verdeckt iſt."

„Uns iſt geboten, den Nächſten zu lieben," ſagte Ilſe, „und wir mühen uns, das zu thun; aber wenn man findet, daß dieſe Liebe ſo heiter, ſo hoch und ſicher gegeben wird, iſt es doch rührend. Und wo man ſolche Geſinnung vor ſich ſieht, wird ſie ein Beiſpiel und erhebt das Herz. — Komm Franz," ſagte ſie zum Bruder gewandt, „es iſt nicht mehr weit nach Haus." Aber Franz ſtolperte und erklärte ſchlaftrunken, daß ihn ſeine Beine ſchmerzten. „Auf, kleiner Herr," rief der Profeſſor, „laß dich tragen."

Aengſtlich wehrte Ilſe: „Das kann ich nicht zugeben, es iſt nur der Schlaf, der ihn träge macht."

„Bis wir im Thale ſind," ſagte der Profeſſor, und hob den Knaben an ſeine Schulter. Franz ſchlug ihm den Arm um den Hals, drückte ſich an ihn und war bald feſt entſchlafen. Sie kamen an eine ſteile Biegung des Weges, der Profeſſor bot ſeiner Gefährtin den freien Arm, ſie aber weigerte ſich und ſtützte ſich nur ein wenig auf die dargebotene Hand. Und ihre Hand glitt hinab und blieb in der des Mannes liegen. Hand in Hand ſchritten beide den letzten Theil des Berges abwärts in das Thal, keines ſprach ein Wort. Unten löſte Ilſe leiſe ihre Hand aus der ſeinen, er ließ ſie los ohne Wort und Druck, aber die wenigen Minuten umfaßten für beide eine Welt von ſeligen Gefühlen. „Komm herab, Franz," bat Ilſe, und nahm den ſchlafenden Bruder vom Arm ihres Freundes. Sie beugte ſich zu dem Kleinen nieder und ſprach ihm Muth ein, und weiter ging es zu der Geſellſchaft, welche am Bach die Zurückgebliebenen erwartete.

Der Wagen des Oberamtmanns fuhr vor. Wortreich waren die Abschiedsgrüße der Frau Oberamtmann; auch der Starrsinn des Gatten war durch die Vorstellungen seiner Frau gemildert, und als er die Mütze in der Hand hielt, bequemte er sich mit erträglichem Anstande zum Biß in den erwähnten sauren Apfel. Er trat auf die Schreiberleute aus der Stadt zu, und ersuchte sie, auch ihm das Vergnügen ihres Besuches zu schenken, und als er die freundlichen Worte sprach, übte die Einladung selbst auf sein ehrliches Gemüth eine weitere besänftigende Wirkung, er streckte auch noch die Hand aus, und als diese ihm kräftig geschüttelt wurde, näherte er sich der Ansicht, daß die Fremden im Grunde auch nicht so übel wären. Der Gutsherr begleitete die Gäste zu dem Wagen, Hans reichte die Schachtel hinein, und beide Landwirthe beobachteten unter dem letzten Gutnachtruf noch mit Kennerblicken, wie die Braunen anzogen.

7.

Neue Feindseligkeit.

Während zwischen dem Professor und dem Doctor eine helle Frauengestalt aufstieg, wollte das Schicksal, daß zwischen den beiden Nachbarhäusern eine neue Fehde entbrannte Und das ging so zu.

Herr Hahn hatte die Abwesenheit seines Sohnes zu einer Verschönerung des Grundstücks benutzt. Sein Garten lief nach dem Parke spitz zu, und er hatte viel darüber nachgedacht, wie diese Spitze zu einer guten Wirkung verwerthet werden könnte. Denn die kleine Erhöhung, die er dort aufgeworfen und mit Rosen besetzt hatte, erwies sich als ungenügend. Er beschloß also ein hübsches wasserdichtes Sommerhaus für solche Besucher des Gartens zu zimmern, welche nicht geneigt waren,

bei ſchlechtem Wetter nach der nahen Wohnſtube zurückzugehen. Alles war ſchon vor der Abreiſe des Sohnes weislich überlegt, den Tag darauf ließ er einen ſchlanken Holzbau errichten, mit kleinen Fenſtern nach der Straße, oben ſtatt des Daches eine Plattform mit luftigen Bänken, deren Latten über die Holzwände und den Gartenzaun kühn in die Luft der Straße vorſprangen. Die Sache ſah gut aus. Als aber Herr Hahn herzlich vergnügt ſeine Gattin eine kleine Seitentreppe auf die Plattform hinaufführte und die wohlgerundete Frau Hahn, nichts Arges ahnend, auf der Luftbank niederſaß, und von dort oben verwundert auf die Welt herunterblickte, da ergab ſich, daß die Spaziergänger grade unter ihr wegſchritten, und wer längs dem Zaun ging, ſah den Himmel über ſich verdunkelt durch das Gefieder des großen Vogels, der auf ſeinem hohen Sitz der Straßenwelt den Rücken kehrte. Da klangen ſchon in der erſten Viertelſtunde ſo ſpitze Reden herauf, daß die argloſe Frau Hahn dem Weinen nahe war und ihrem Hausherrn mit ungewohnter Energie erklärte, ſie werde ſich nie wieder als Henne behandeln laſſen und die Plattform nicht wieder beſteigen. Die Familienſtimmung wurde dadurch nicht beſſer, daß Herr Hummel während dieſer Ausſtellung der Frau Hahn am Zaune des Nachbargartens geſtanden und über die nichtswürdigen Redensarten des Volkes recht höhniſch gelacht hatte.

Hahn aber, nach kurzem Kampfe zwiſchen Stolz und Rückſicht, gab der beſſeren Stimme ſeines Innern Gehör, entfernte die Bänke und Plattform und errichtete über dem Sommerhauſe ein ſchönes chineſiſches Dach. An die Vorſprünge des Daches aber hing er kleine Glocken. Wenn ſich der Wind erhob, tönten die Glocken leiſe. Dieſer Einfall wäre eine entſchiedene Verbeſſerung geweſen. Aber die Schlechtigkeit der Menſchen gönnte dem Kunſtwerk keine Ruhe. Denn die Straßenjungen machten ſich ein Vergnügen daraus, einzelne Glocken durch lange Gerten in Bewegung zu erhalten. Und in einer

der nächsten Nächte wurde die Nachbarschaft sogar durch ein vielstimmiges Glockenconcert aus dem Schlummer geweckt.

Herrn Hahn däuchte im Schlafe, daß der Winter gekommen sei und eine lustige Gesellschaft Schlitten fahrend sein Haus umkreise; er horchte auf und erkannte mit Entrüstung die aufgeregte Thätigkeit seiner Glocken. Im Nachtkleide eilte er in den Garten und rief zornig in die Luft hinaus: „Wer ist hier?" Augenblicklich verstummte das Geläut, ringsum tiefes Schweigen, friedliche Stille. Er stieg zum Gartenhaus hinauf und sah die unsichern Umrisse seiner Glocken, welche noch unter dem Nachthimmel schwangen, aber rund umher war Niemand zu entdecken. Er ging nach seinem Bett zurück, aber kaum hatte er sich zurecht gelegt, so fing der Lärm wieder an, hastig und rufend, als sollte eine Weihnachtsbescheerung eingeläutet werden. Und es wurde auch eine eingeläutet, aber keine fröhliche. Wieder stürmte er in's Freie, und wieder schwieg der Lärm, aber als er sich über das Gitter erhob und umherspähte, sah er im Garten gegenüber die breite Gestalt des Herrn Hummel am Zaun stehen, und hörte eine dröhnende Stimme rufen: „Was sind das für verrückte Phantastereien?"

„Es ist unerklärlich, Herr Hummel," rief Herr Hahn begütigend über die Straße hinüber.

„Unerklärlich ist nichts," rief Herr Hummel, „als der Unfug, Glocken auf offner Straße in die freie Luft zu hängen."

„Ich verbitte mir Ihre Ausfälle," rief Herr Hahn tief verletzt, „ich habe das Recht, auf meinem Grundstück aufzuhängen, was ich will."

Und nun begann ein Kampf der Ansichten über die Straße, schrecklich und kläglich zugleich. Dort Hummels Baß, hier Hahns scharfe Stimme, welche in hohe Tenorlagen hinüberhüpfte; beide Nachtgestalten in langen Schlafröcken, getrennt durch Straße und Verschanzungen, aber wie zwei antike Helden mit starken Worten gegen einander fechtend. Wenn man auch nicht den wilden Anstrich erkennen konnte, den Herr Hahn

durch die rothe Farbe ſeines Schlafrocks erhielt, ſo ragte er doch auf der Höhe neben ſeinem chineſiſchen Tempel, und ſeine Arme hoben ſich imponirend von dem dämmerigen Horizonte ab, Herr Hummel aber ſtand im Finſtern überſchattet von wildem Wein. „Ich werde Sie bei der Polizei belangen, weil Sie die bürgerliche Ruhe ſtören," rief Herr Hummel zuletzt und fühlte in ſeinem Rücken die kleine Hand ſeiner Frau, die ihn beim Schlafrock faßte und ihn umdrehte und leiſe beſchwor keine Scene zu geben.

„Und ich werde vor Gericht fragen, wer Ihnen das Recht giebt, Ihre Injurien über die Straße zu werfen," rief Herr Hahn ebenfalls auf dem Rückzuge, denn unter dem Getöſe des Kampfes hatte er häufig die leiſen Worte gehört: „Komm zurück, Hahn," und ſeine Frau händeringend hinter ſich geſehen. Er war aber nicht in der Stimmung das Schlachtfeld zu verlaſſen. „Licht her und eine Leiter," rief er, „ich will dieſe Schändlichkeit ermitteln." Eilfertig erſchienen Leiter und Laterne, von dem erſchrockenen Dienſtmädchen zugetragen. Herr Hahn ſtieg zu ſeinen Glocken hinauf und ſuchte lange vergeblich, endlich entdeckte er, daß Jemand ein Geflecht von Pferdehaaren mit den einzelnen Glocken in Verbindung gebracht und dieſelben von außen wie an einem Strange geläutet hatte.

Auf dieſe wilde Nacht folgte ein wüſter Morgen. „Gehen Sie zu dem Manne hinüber, Gabriel," ſagte Herr Hummel, „und fragen Sie ihn um des lieben Friedens willen, ob er gutwillig ſogleich die Glocken abnehmen will. Ich fordere meinen Schlaf. Und ich leide nicht, daß Nachtgeſindel an mein Haus gelockt wird, um den Zaun ſtreift, in meinem Garten die Pflaumen ſtiehlt und in meine Fabrik einbricht. Dieſer Mann läutet die Spitzbuben aus der ganzen Umgegend zuſammen."

Gabriel verſetzte: „Um des lieben Friedens willen gehe ich hinüber, aber nur wenn ich mit Höflichkeit ſagen darf, was ich für gut halte."

„Mit Höflichkeit?“ wiederholte Hummel und blinzte dem Vertrauten ſchlau zu. „Sie verſtehen Ihren Vortheil nicht. Eine ſo ſchöne Gelegenheit, deutlich zu werden, kommt Ihnen ſo bald nicht wieder. Und es wäre jammerſchade, wenn man ſich das entgehen ließe. Aber ich habe ſo meine Ahnungen, Gabriel, höflich oder nicht, mit dem Manne werden wir nicht fertig. Er iſt boshaft und ſtörrig und verbiſſen. Er iſt ein Bulldog, Gabriel, da haben Sie ſeinen Charakter.“

Gabriel trat bei dem armen Herrn Hahn ein, der noch leidend vor dem unberührten Frühſtück ſaß und mißtrauiſch auf den Bewohner des feindlichen Hauſes blickte. „Ich komme nur zu fragen,“ begann Gabriel ſchlau, „ob Sie vielleicht durch Ihren Herrn Sohn Nachricht von meinem Profeſſor bekommen haben.“

„Keine,“ verſetzte Herr Hahn traurig, „es giebt Zeiten, wo alles quer geht, lieber Gabriel.“

„Ja, das war heut Nacht ein ſchlechter Schabernack,“ bedauerte Gabriel.

Herr Hahn ſprang auf. „Unſinnig hat er mich genannt, einen Phantaſten hat er mich genannt. Darf ich mir das gefallen laſſen? Als Geſchäftsmann, und in meinem eigenen Garten? — Wegen dem Spielwerk mögen Sie Recht haben, man muß nicht zu viel Vertrauen auf die Menſchen ſetzen. Jetzt aber iſt meine Ehre gekränkt, und ich ſage Ihnen, die Glocken bleiben, und ſollte ich alle Nächte einen Wächter dazu ſtellen.“

Vergebens ſprach Gabriel verſtändige Worte. Herr Hahn blieb unerbittlich und rief dem Abgehenden noch nach: „Sagen Sie ihm, vor Gericht ſehen wir uns wieder.“

In der That ging er zu ſeinem Sachwalter und beſtand auf einer Klage wegen nächtlicher Injurien.

„Gut,“ ſagte Hummel, als Gabriel von ſeiner fruchtloſen Geſandtſchaft zurückkehrte. „Dieſe Leute zwingen mich, Sicherheitsmaßregeln für mich ſelbſt zu treffen, ich will dafür ſorgen,

daß keine fremden Pferdehaare an mein Haus gebunden werden. Wenn bei denen drüben die Spitzbuben mit den Schellen läuten, so sollen bei mir die Hunde bellen. Wurst wider Wurst, Gabriel."

Düster ging er in seine Fabrik und schnaubte wild umher. Sein Buchhalter, der das Ansehen eines gedrückten Mannes hatte, weil er neben Herrn Hummel nie recht aufkommen konnte, fühlte sich verpflichtet zeitgemäß zu reden und bemerkte schüchtern: „Die Einfälle von A. C. Hahn sind abgeschmackt, alle Welt hält sich darüber auf." Aber die Rede gedieh ihm nicht. „Was kümmern Sie dieses Mannes Einfälle?" rief Hummel, „sind Sie Hausbesitzer und sind Sie Principal dieses Geschäfts oder bin ich es? Wenn ich mich ärgern will, so ist das meine Sache und geht Sie gar nichts an. Sein neuer Commis Knips trägt einen frisirten Lockenkopf und riecht nach kölnischem Wasser. Machen Sie sich doch über den lustig, das ist Ihre Gerechtsame. Und was die übrige Welt betrifft, so ist ihr Schelten auf dieses Mannes Erfindungen grade so viel werth, als ob ein Sperling vom Dache schreit. Wenn er alle Tage ein Schellengeläut auf seine Schultern hängt und damit in sein Comptoir geht, so bleibt er für dieses Straßenvolk immer ein reputirlicher Bürger. Nur mir gegenüber ist das ein ander Ding. Ich bin sein Nachbar bei Tag und bei Nacht. Und wenn er Suppen einbrockt, so fällt auch mir der Löffel hinein. Im Uebrigen verbitte ich mir alle Verleumdungen auf Mitmenschen. Was gesagt werden muß, besorge ich allein, ohne Associé. Merken Sie sich das."

An einem der nächsten Abende stand Gabriel vor der Thür, sah auf den Himmel und wartete, ob eine kleine schwarze Wolke, welche dort oben langsam dahinschiffte, das Bild des Mondes verdecken würde. Grade als dies Ereigniß eintrat, und die Straße und die beiden Häuser im Dunkel lagen, fuhr ein Wagen vor das Haus und die Stimme des Hausbesitzers frug hinter dem Leder hervor: „Alles in Ordnung?"

„Alles in Ordnung," erwiederte Gabriel, und knöpfte den

Schurz auf. Herr Hummel ſtieg ſchwerfällig herab, hinter ihm klang ein unwilliges Knurren. „Was ſteckt da in der Finſterniß?“ frug Gabriel neugierig, und griff in den Wagen, aber er zog ſchnell die Hand zurück: „Das Grobzeug will beißen.“

„Ja, das hoffe ich,“ verſetzte Herr Hummel, „es ſoll beißen. Ich bringe Wachhunde mit gegen die Glockenſpieler.“ Er zerrte am Strick zwei undeutliche Geſtalten heraus, welche auf dem Boden mit heiſerem Gekläff umherfuhren, Gabriels Beine bösartig umkreiſten und den Strick wie eine Schlinge um ihn zogen. „Die Menge muß es bringen,“ rief Gabriel, „zwei Stück!“ Der Mond hatte die Wolke überwunden und beleuchtete hell die beiden Hunde. „Das ſind ſeltſame Thiere, Herr Hummel, es iſt eine ſchwierige Race. Zwei Köter,“ fuhr er abſchätzend fort, „kaum von Mittelgröße, es iſt dickes Format, und ihr Haar iſt zottig, über die Schnauze hängen die Borſten wie ein Schnurrbart. Die Mutter war eine Pudelin, der Vater ein Affenpintſch, auch ein Mops muß mit in der Verwandtſchaft geweſen ſein, und der Urgroßvater war ein Dachshund. Ein ſchöner Bau, Herr Hummel, ſo etwas iſt ſelten. Wie ſind Sie zu dieſen Mondkälbern gekommen?“

„Das war ein eigener Zufall. Im Dorfe hatte ich für heute keinen Hund erhalten; als ich durch den Wald zurückfuhr, ſcheuten die Pferde und wollten nicht vorwärts. Während der Kutſcher mit ihnen hantirte, ſah ich auf einmal neben dem Wagen einen großen ſchwarzen Mann ſtehen, wie aus dem Boden heraufgeſchoſſen. Er hielt die zwei Hunde am Stricke und lachte höhniſch über die Schelte des Kutſchers. Was ſoll's? rief ich ihn an, wohin führt Ihr die Hunde? „„Dem, der ſie haben will,““ rief der Schwarze.“

„Hebt ſie in den Wagen, ſagte ich.“

„„Ich reiche nichts,““ brummte der Fremde, „„Ihr müßt ſie euch holen.““ Ich ſtieg ab und frug: „Was verlangt Ihr dafür?“

„„Nichts!““ ſagte der Mann. Die Sache wurde mir bedenklich, aber ich dachte, man kann's doch probiren, ich trug die Burſchen in den Wagen, ſie waren lammfromm. „Wie heißen die Hunde?“ rief ich aus dem Wagen.

„„Bräuhahn und Goſe,““ ſagte der Mann, und lachte wie ein Teufel.

„Das ſind keine Hundenamen, Herr Hummel,“ warf Gabriel kopfſchüttelnd ein.

„Das ſagte auch ich dem Manne, und er verſetzte: „„Getauft ſind ſie nicht.““ Aber der Strick iſt euer, ſagte ich, und denken Sie, Gabriel, dieſer ſchwarze Kerl antwortete mir: „„Behaltet ihn, Ihr könnt euch dran hängen.““ Ich wollte ihm die Hunde wieder aus dem Wagen werfen, da war der Mann im Walde verſchwunden wie ein Irrwiſch.“

„Das iſt eine niederträchtige Geſchichte,“ rief Gabriel bekümmert, „dieſe Hunde ſind in keinem chriſtlichen Hauſe gewachſen. Und wollen Sie wirklich ſolche Geſpenſter behalten?“

„Ich will's probiren,“ ſagte Herr Hummel. „Zuletzt iſt ein Hund ein Hund.“

„Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Hummel, in den Thieren ſteckt etwas.“

„Dummes Zeug!“

„Sie ſind ſcheuſälig,“ fuhr Gabriel fort, und zählte an den Fingern: „ſie haben keine menſchlichen Hundenamen, ſie ſind angeboten ohne Geld, kein Menſch weiß, was dieſe Beſtien freſſen.“

„Auf den Appetit werden Sie nicht lange zu warten haben,“ verſetzte der Hausherr. Gabriel zog ein Stück Semmel aus der Taſche, die Hunde ſchnappten darnach. „In dieſer Weiſe ſind ſie zuverläſſig,“ ſagte er ein wenig beruhigt. „Aber wie ſoll man ſie in Ihrem Hauſe rufen?“

„Der Bräuhahn mag bleiben, was er iſt,“ verſetzte Herr Hummel, „aber in meiner Familie ſoll kein Hund Goſe heißen. Ich leide dieſes Getränk nicht.“ Er ſah feindſelig auf das

Nachbarhaus hinüber. „Andere Leute laſſen ſich das Zeug täglich über die Straße holen, das iſt für mich kein Grund, ein ſolches Wort in meinem Haushalt zu dulden. Der Schwarze heißt von jetzt ab Bräuhahn und der Rothe Speihahn. Damit abgemacht.“

„Aber, Herr Hummel, das ſind lauter injuriöſe Namen,“ rief Gabriel, „damit wird das Uebel ärger.“

„Das iſt meine Sorge,“ ſagte Herr Hummel entſchloſſen. „Bei Nacht bleiben ſie im Hofe, ſie ſollen das Haus bewachen.“

„Wenn ſie nur leibhaftig aushalten,“ wandte Gabriel ein, „die Art kommt und verſchwindet wie ſie will, und nicht wie wir wollen.“

„Sie werden doch nicht des Teufels ſein,“ lachte Herr Hummel.

„Wer ſpricht vom Teufel?“ verſetzte Gabriel ſchnell. „Einen Teufel giebt es nicht, das leidet der Profeſſor nimmer, aber von Hunden hat man Beiſpiele.“

Damit zog Gabriel die Thiere in den Hausflur, Herr Hummel rief in die Stube: „Guten Abend, Philippine, hier habe ich dir etwas mitgebracht.“

Frau Hummel trat mit dem Lichte in die Thür und ſah erſtaunt auf das Geſchenk, das zu ihren Füßen winſelte. Durch dieſe Demuth wurde das ſtolze Herz der Hausfrau zum Wohlwollen geſtimmt. „Aber ſie ſind häßlich,“ ſagte ſie zweifelnd, als der Rothe und der Schwarze zu ihren beiden Seiten niederſaßen, das Geſäß geſenkt, mit dem Schwanze wedelnd und unter den langen Augenhaaren zu ihr aufblickend. „Und warum zwei?“

„Sie ſind nicht für die Ausſtellung gearbeitet,“ entgegnete Herr Hummel begütigend, „es iſt Landwaare. Der eine iſt nur Erſatzmann.“

Nach dieſer Vorſtellung wurden ſie in einen Verſchlag getragen, Gabriel prüfte noch einmal ihre Fähigkeit im Freſſen und Saufen, ſie erwieſen ſich durchaus als regelmäßige, wenn

auch nicht durch Leibesſchönheit ausgezeichnete Hunde, und Gabriel ſtieg ſorglos zu ſeiner Kammer hinauf.

Als die Uhr zehn ſchlug und das Gitterthor, welches den Hof von der Straße ſchied, geſchloſſen wurde, ging Herr Hummel ſelbſt zum Hundezwinger hinab, um die neuen Wächter in ihren Beruf einzuweihen. Aber er erſtaunte ſehr, als er ihnen die Thür öffnete. Denn ohne ſein ermunterndes Herrenwort abzuwarten, ſtürzten die beiden Creaturen zwiſchen ſeinen Füßen in den Hof hinaus. Wie von einer unſichtbaren Peitſche getrieben, fuhren ſie um das Haus und die Fabrik herum, ohne Aufhören, immer neben einander. Und keineswegs ſtillſchweigend. Sie waren bis dahin gedrückt und kleinlaut geweſen, jetzt wurden ſie, entweder wegen guter Leibesnahrung, oder weil ihre nächtliche Stunde gekommen war, ſo geräuſchvoll, daß ſogar Herr Hummel erſtaunt zurücktrat; ihr heiſeres ſcharfes Gebell übertönte das Horn des Nachtwächters und die Rufe des Hausherrn, welcher ihnen Mäßigung anempfehlen wollte. Ohne Aufhören ging die wilde Jagd im Hofe herum und ein unendliches Gekläff begleitete den Sturmlauf. Die Fenſterflügel des Hauſes öffneten ſich. „Das wird eine lebendige Nacht, Herr Hummel," rief Gabriel hinunter.

„Aber Heinrich, das iſt ja unerträglich," rief die Gattin aus der Schlafſtube.

„Es iſt nur die erſte Freude," tröſtete Herr Hummel, und zog ſich in das Haus zurück.

Aber dieſe Anſicht erwies ſich als ein Irrthum. Durch die ganze Nacht klang das Gebell der Hunde aus dem Hofe. Auch in den Häuſern der Nachbarſchaft wurden Läden aufgeriſſen und laute Scheltworte nach dem Hof des Herrn Hummel geworfen. Am nächſten Morgen ſtand Herr Hummel unſicher auf. Selbſt ihm war ſein kräftiger Bürgerſchlaf durch die Vorwürfe der Gattin geſtört worden, welche jetzt zornig und mit Kopfſchmerzen behaftet beim Frühſtück ſaß. Und als er in den Hof trat und die Beſchwerden einſammelte, welche ihm

ſeine Leute von der Außenwelt zutrugen, da war auch er einen Augenblick ſchwankend, ob er die Hunde für eine Bereicherung ſeines Hausſtandes halten dürfe.

Das Unglück wollte, daß grade in dieſer Stunde der Markthelfer des Herrn Hahn mit herausfordernder Miene in den Hof trat und meldete: Herr Hahn müſſe darauf beſtehen, daß Herr Hummel das unerhörte Gebell abſchaffe, er werde ſich ſonſt genöthigt ſehen, ſein Recht bei der Polizei zu ſuchen.

Dieſer Angriff des Gegners entſchied den innern Kampf des Herrn Hummel. „Wenn ich das Bellen meiner Hunde ertrage, ſo können's andere Leute auch ertragen. Dort ſpielen die Glocken, hier ſingen die Hunde, und wenn jemand vor der Polizei meine Anſicht hören will, ſo ſoll er genug zu hören bekommen." Er ging in das Haus zurück und trat würdig vor ſeine leidende Hausfrau. „Du biſt meine Frau, Philippine, du biſt eine kluge Frau und ich gebe dir nach in jedem Dinge, worin du mir einen verſtändigen Willen zeigſt."

„Sollen zwei Hunde zwiſchen dich und mich treten?" frug mit ſchwacher Stimme die Gattin.

„Niemals," verſetzte Hummel, „Hausfriede muß ſein, und dein Kopfſchmerz iſt mir nicht recht. Und ich wollte dir zu gefallen die Bieſter ſchon wieder abſchaffen. Da begegnet mir dies mit dieſen Phantaſten. Zum zweiten Mal bedrohen ſie mich mit Juſtiz und Polizei. Jetzt ſteht meine Ehre auf dem Spiel und ich kann nicht mehr nachgeben. Sei mein gutes Weib, Philippine, verſuch's einige Nächte mit Baumwolle in den Ohren, bis ſich die Hunde an ihre Arbeit gewöhnt haben."

„Heinrich," verſetzte die Gattin matt, „ich habe nie an deinem Herzen gezweifelt, aber dein Charakter iſt rauh. Und die Hunde haben eine zu häßliche Stimme. Willſt du, um deinen Willen durchzuſetzen, deine Frau durch Schlafloſigkeit leiden ſehen und immer kränker werden ſehen, ſo ſag's. Willſt du, um deinen Charakter zu behaupten, den Frieden mit der Nachbarſchaft opfern, ſo ſag's."

„Ich will nicht, daß du krank wirſt, und ich will die Hunde nicht weggeben," verſetzte Herr Hummel, ergriff ſeinen Filzhut und ging mit ſtarken Schritten nach der Fabrik.

Wenn ſich aber Herr Hummel der Hoffnung hingab, den ſchwerſten Hauskampf als Sieger beendet zu haben, ſo wandelte er in großem Irrthum. Noch war eine andere Macht innerhalb ſeiner Grenzen übrig, und dieſe eröffnete den Feldzug auf ihre Weiſe. Als Hummel in ſeinem kleinen Comptoir an das Pult trat, ſah er neben dem Dintenfaß einen Blumenſtrauß. An dem roſa Seidenband hing ein kleiner Brief, geſiegelt mit der Oblate Vergißmeinnicht, überſchrieben: „Meinem lieben Papa." „Das iſt mein Blitzmädel," murmelte er, öffnete das Billet und las folgende Zeilen: „Lieber Papa, guten Morgen, die Hunde machen uns große Sorgen, ſie ſind gar zu häßlich, und ihr Gebell iſt gräßlich. Was den Unfrieden mehrt, und die Nachbarn ſtört, behalte nicht in Hof und Hut. Sei edel, Vater, hilfreich und gut."

Hummel lachte kräftig, daß die Arbeit in der Fabrik ſtockte, und Jedermann über die gute Laune verwundert war. Dann bezeichnete er den Zettel mit dem Datum des Empfanges, ſteckte ihn in die Brieftaſche und begab ſich nach Durchſicht der eingelaufenen Briefe in den Garten. Er ſah ſeine kleine Hummel mit der Gießkanne über die Beete fahren und Vaterſtolz ſchwellte ihm das Herz. Wie behend ſie ſich drehte und beugte, wie ihr die dunkeln Löckchen um das blühende Antlitz hingen, wie geſchäftig ſie die Kanne hob und ſchwenkte! Und als ſie ihn erblickte, das Gefäß hinſetzte und ihm mit dem Finger drohte, da wurde er vollends bezaubert. „Wieder Verſe," rief er ihr entgegen, „es iſt Numro neun, die ich kriege."

„Und du wirſt mein guter Papa ſein," rief Laura auf ihn zueilend und ſtreichelte ſein Kinn. „Schaffe ſie ab."

„Siehſt du, Kind," ſagte der Vater behaglich, „ich habe ſchon mit deiner Mutter darüber geſprochen, und ich habe ihr auseinander geſetzt, weßhalb ich ſie nicht abſchaffen kann. Jetzt

darf ich doch nicht dir zu gefallen thun, was ich deiner Mutter nicht zugeben konnte. Das wäre gegen die Hausordnung. Respectire deine Mutter, kleine Hummel."

„Du bist hartherzig, Vater," versetzte die Tochter schmollend. „Und sieh, du hast in dieser Sache Unrecht."

„Oho," rief der Vater, „kommst du mir so?"

„Was that uns das Glockenspiel drüben zu Leid? Das Häuschen ist hübsch, und wenn wir Abends im Garten sitzen und der Wind geht und die Glocken leise bimmeln, das hört sich gut an, es ist wie in der Zauberflöte."

„Hier ist keine Oper," rief Hummel ärgerlich, „sondern offene Straße. Und wenn meine Hündlein bellen, so kannst du ja auch deine Theaterideen haben und denken, daß du in der Wolfschlucht bist."

„Nein, mein Vater," erwiederte die Tochter eifrig. „Du hast Unrecht gegen die Leute. Denn du willst ihnen einen Possen thun. Das kränkt mich in tiefstem Herzen. Und das leide ich nicht an meinem Vater."

„Du wirst's doch leiden müssen," erwiederte Hummel verstockt. „Denn dies ist ein Streit zwischen Männern, hier finden Paragraphen der Polizeiordnung statt, da bleibe du mit deinen Versen hübsch davon. Was die Namen angeht, so ist wohl möglich, daß andere Wörter, wie Adolar und Ingomar und Marquis Posa euch Weibern besser klingen. Dies aber ist für mich kein Grund, meine Namen sind praktisch. In deinen Blumen und Büchern will ich dir Vieles zu Gefallen thun, aber Poesie bei Hunden beachte ich nicht." Damit kehrte er der Tochter den Rücken, bemüht, dieses Streites ledig zu werden.

Laura aber eilte in die Stube zur Mutter und die Frauen traten in Berathung. „Der Lärm war arg," klagte Laura, „aber schrecklicher ist der Name. Mutter, ich kann dieses Wort nicht aussprechen, und du darfst nicht leiden, daß unsere Leute die Hunde so nennen."

„Liebes Kind," erwiederte die erfahrene Frau, „man erlebt

auf Erden viel Unbilliges, aber am meiſten ſchmerzt, was gegen die Würde der Frauen im eigenen Hauſe geübt wird. Ich ſpreche mich darüber nicht weiter aus. Was nun den Namen Bräuhahn betrifft, ſo hat dieſer, welcher, wie ich höre, ein benachbartes Getränk iſt, manches, was zu ſeiner Entſchuldigung geſagt werden kann, und etwas müſſen wir darin dem Vater nachgeben. Die andere Bezeichnung aber, darin gebe ich dir Recht, wäre eine Beſchimpfung der Nachbarn. Doch wenn der Vater merkt, daß wir hinter ſeinem Rücken den rothen Hund Phöbus oder Azor nennen, ſo wird das Uebel ärger."

„Den böſen Namen wenigſtens ſoll Niemand in den Mund nehmen, dem an meiner Freundſchaft gelegen iſt," entſchied Laura, und eilte in den Hof.

Gabriel benutzte ſeine einſame Muße, die neuen Ankömmlinge zu beobachten. Es zog ihn öfter nach dem Hundeſtall, dort die irdiſche Beſchaffenheit der Fremdlinge feſtzuſtellen.

„Was iſt Ihre Meinung?" frug Laura zu ihm tretend.

„Ich habe ſo meine Meinung," antwortete der Diener, in die Tiefe des Stalles ſpähend. „Nämlich in den da ſteckt doch etwas. Haben Sie heut Nacht den Geſang dieſer Raben beachtet? So bellt kein richtiger Hund. Sie winſeln und jammern, dazwiſchen krächzen ſie und ſprechen wie kleine Kinder. Ihr Freſſen iſt gewöhnlich, aber ihre Lebensart iſt unmenſchlich. Sehen Sie, jetzt ducken ſie ſich, wie auf's Maul geſchlagen, weil die Sonne auf ſie ſcheint. — Und dann, liebes Fräulein, der Name!"

Laura ſah neugierig auf die Thiere. „Wir ändern den Namen in der Stille, Gabriel, dieſer hier ſoll nur der Rothe heißen."

„Das wäre ſchon beſſer, es wäre wenigſtens nicht injuriös für Herrn Hahn, ſondern nur für die Kellerwohnung."

„Wie meinen Sie das?"

„Da doch drüben der Markthelfer Rothe heißt."

„Dann alſo," entſchied Laura, „wird das rothe Unthier

von jetzt ab nur das Andere genannt, und so sollen ihn unsere Leute rufen. Sagen Sie das auch den Arbeitern in der Fabrik."

„Andres?" versetzte Gabriel. „Der Name wird ihm schon recht sein. Dies Gesindel hat's nicht gern, wenn es mit ordentlichem Zeichen gerufen wird. Dieses Andere wird am besten wissen, woher das Eine stammt, dem es zugehört. Na, die Nachbarschaft wird meinen, daß er Andreas heißt, damit geschieht ihm immer noch zu viel Ehre."

So war billiger Sinn geschäftig, die böse Vorbedeutung des Namens abzuwenden. Vergebens. Denn, wie Laura richtig im Tagebuch bemerkte, wenn der Ball des Unheils unter die Menschen geworfen wird, so trifft er erbarmungslos die Guten wie die Bösen. Der Hund wurde mit dem unscheinbarsten Namen versehen, der gar kein Name war. Aber durch eine unbegreifliche Verbindung der Ereignisse, welche allen menschlichen Scharfsinn höhnte, geschah es, daß Herr Hahn selbst den Vornamen Andreas führte. So wurde der Doppelname des Geschöpfes eine doppelte Kränkung des Nachbarhauses, und Alles schlug zu schrecklichem Unglück um, Tort und gute Meinung kochten zusammen zu einer dicken schwarzen Suppe des Hasses.

Gleich in der Frühe, als Herr Hummel vor die Thür trat und trotzig wie Ajax die beiden Hunde mit ihren feindlichen Namen rief, vernahm Markthelfer Rothe im Kellerstock den Ruf, eilte in die Stube seines Hausherrn und meldete diese häßliche Kränkung. Frau Hahn versuchte, die Sache nicht zu glauben, und setzte durch, daß wenigstens eine Bestätigung abgewartet wurde. Aber diese Bestätigung blieb nicht aus. Denn am Nachmittag öffnete Gabriel die Thür des Zwingers und zwang die Geschöpfe, sich auf eine Viertelstunde dem Sonnenlicht des Gartens auszusetzen. Laura, welche unter ihren Blumen saß, und grade nach ihrem stillen Ideal, einem berühmten Sänger, blickte, der mit geölten schwarzen

Locken und einem Feldherrnblick vorüberschritt, verzichtete als wackeres Mädchen darauf, ihrem Liebling durch das Weinlaub nachzuspähen, und wendete sich zu den Hunden. Und um den Rothen an seinen neuen Namen zu gewöhnen, lockte sie ihn mit einem Stückchen Kuchen und rief ihm einigemal das ungeschickte Wort „Andres" zu. In demselben Augenblick stürzte Dorchen zu Frau Hahn: „Es ist richtig, jetzt ruft ihn gar Fräulein Laura mit dem Vornamen unseres Herrn." Frau Hahn fuhr erschrocken an das Fenster und vernahm selbst den Namen ihres lieben Mannes. Sie trat eben so schnell zurück, denn diese Unmenschlichkeit der Nachbarn preßte ihr Thränen aus und sie suchte nach ihrem Taschentuch, um die Thränen heimlich vor dem Mädchen abzuwischen. Madame Hahn war eine gute Frau, ruhig, gleichmäßig, mit einer hübschen kleinen Anlage zur Beleibtheit und einer unabläßigen Neigung, den Staub der Erde mit weißen Läppchen geräuschlos abzuwischen. Aber diese Herzlosigkeit auch der Tochter entflammte ihren Zorn. Sie holte augenblicklich ihre Mantille aus dem Schranke und ging zum Aeußersten entschlossen über die Straße in den feindlichen Garten.

Erstaunt sah Laura von den garstigen Hunden auf den unerhörten Besuch, welcher mit starken Schritten gegen sie eindrang.

„Ich komme, mich bei Ihnen zu beklagen, Fräulein," begann Frau Hahn ohne Gruß. „Was in diesem Hause meinem Manne zum Hohn gethan wird, ist unerträglich. Für das Benehmen Ihres Vaters können Sie nicht, aber daß auch Sie sich auf solche Beschimpfungen einlassen, finde ich an einem jungen Mädchen doch zu schrecklich."

„Was meinen Sie damit, Madame Hahn?" frug Laura mit flammendem Gesicht.

„Die Beleidigung eines Menschen durch Hundenamen meine ich. Sie rufen Ihren Hund mit allen Namen meines Mannes."

von jetzt ab nur das Andere genannt, und so sollen ihm unsere Leute rufen. Sagen Sie das auch den Arbeitern in der Fabrik."

„Andres?" versetzte Gabriel. „Der Name wird ihm schon recht sein. Dies Gesindel hat's nicht gern, wenn es mit ordentlichem Zeichen gerufen wird. Dieses Andere wird am besten wissen, woher das Eine stammt, dem es zugehört. Na, die Nachbarschaft wird meinen, daß er Andreas heißt, damit geschieht ihm immer noch zu viel Ehre."

So war billiger Sinn geschäftig, die böse Vorbedeutung des Namens abzuwenden. Vergebens. Denn, wie Laura richtig im Tagebuch bemerkte, wenn der Ball des Unheils unter die Menschen geworfen wird, so trifft er erbarmungslos die Guten wie die Bösen. Der Hund wurde mit dem unscheinbarsten Namen versehen, der gar kein Name war. Aber durch eine unbegreifliche Verbindung der Ereignisse, welche allen menschlichen Scharfsinn höhnte, geschah es, daß Herr Hahn selbst den Vornamen Andreas führte. So wurde der Doppelname des Geschöpfes eine doppelte Kränkung des Nachbarhauses, und Alles schlug zu schrecklichem Unglück um, Tort und gute Meinung kochten zusammen zu einer dicken schwarzen Suppe des Hasses.

Gleich in der Frühe, als Herr Hummel vor die Thür trat und trotzig wie Ajax die beiden Hunde mit ihren feindlichen Namen rief, vernahm Markthelfer Rothe im Kellerstock den Ruf, eilte in die Stube seines Hausherrn und meldete diese häßliche Kränkung. Frau Hahn versuchte, die Sache nicht zu glauben, und setzte durch, daß wenigstens eine Bestätigung abgewartet wurde. Aber diese Bestätigung blieb nicht aus. Denn am Nachmittag öffnete Gabriel die Thür des Zwingers und zwang die Geschöpfe, sich auf eine Viertelstunde dem Sonnenlicht des Gartens auszusetzen. Laura, welche unter ihren Blumen saß, und grade nach ihrem stillen Ideal, einem berühmten Sänger, blickte, der mit geölten schwarzen

Locken und einem Feldherrnblick vorüberschritt, verzichtete als wackeres Mädchen darauf, ihrem Liebling durch das Weinlaub nachzuspähen, und wendete sich zu den Hunden. Und um den Rothen an seinen neuen Namen zu gewöhnen, lockte sie ihn mit einem Stückchen Kuchen und rief ihm einigemal das ungeschickte Wort „Andres" zu. In demselben Augenblick stürzte Dorchen zu Frau Hahn: „Es ist richtig, jetzt ruft ihn gar Fräulein Laura mit dem Vornamen unseres Herrn." Frau Hahn fuhr erschrocken an das Fenster und vernahm selbst den Namen ihres lieben Mannes. Sie trat eben so schnell zurück, denn diese Unmenschlichkeit der Nachbarn preßte ihr Thränen aus und sie suchte nach ihrem Taschentuch, um die Thränen heimlich vor dem Mädchen abzuwischen. Madame Hahn war eine gute Frau, ruhig, gleichmäßig, mit einer hübschen kleinen Anlage zur Beleibtheit und einer unabläßigen Neigung, den Staub der Erde mit weißen Läppchen geräuschlos abzuwischen. Aber diese Herzlosigkeit auch der Tochter entflammte ihren Zorn. Sie holte augenblicklich ihre Mantille aus dem Schranke und ging zum Aeußersten entschlossen über die Straße in den feindlichen Garten.

Erstaunt sah Laura von den garstigen Hunden auf den unerhörten Besuch, welcher mit starken Schritten gegen sie eindrang.

„Ich komme, mich bei Ihnen zu beklagen, Fräulein," begann Frau Hahn ohne Gruß. „Was in diesem Hause meinem Manne zum Hohn gethan wird, ist unerträglich. Für das Benehmen Ihres Vaters können Sie nicht, aber daß auch Sie sich auf solche Beschimpfungen einlassen, finde ich an einem jungen Mädchen doch zu schrecklich."

„Was meinen Sie damit, Madame Hahn?" frug Laura mit flammendem Gesicht.

„Die Beleidigung eines Menschen durch Hundenamen meine ich. Sie rufen Ihren Hund mit allen Namen meines Mannes."

auf der Straße in ein kleines Gespräch kamen. Dorchen begann bittere Klage über die Bosheit der Hummeln, Gabriel aber mahnte herzlich: „Lassen Sie sich durch diesen Krieg nicht fortreißen. Es muß auch solche geben, welche neutral bleiben. Seien Sie ein Engel, Dorchen, welcher den Frieden und die Kränze in das Haus trägt. Nämlich die Tochter ist unschuldig.“ Darauf wurde die Namengebung noch einmal durchgesprochen, und Laura ehrenvoll gerechtfertigt. Als Gabriel später im Vorbeigehen sagte: „diese Sache ist in Ordnung, und Herr Hahn hat gesagt, ihm wäre gleich unwahrscheinlich gewesen, daß Sie es so übel mit ihm meinten,“ da fiel ihr zwar die schwerste Last vom Herzen, und wieder klang ihr leiser Gesang durch das Haus, aber ruhig wurde sie deßhalb doch nicht. Denn immer noch blieb ihr Haus gegen die Nachbarn im Unrecht, die Menschen von jenseits wurden durch den Zorn des Vaters schwer gekränkt. Ach, dies gewaltige Gemüth konnte sie nicht bändigen, aber sie mußte versuchen, in der Stille sein Unrecht zu sühnen. Darüber grübelte sie noch am späten Abend beim Auskleiden. Und als sie bereits im Bette lag und vieles gefunden und verworfen hatte, da kam ihr der rechte Einfall, und sie sprang noch einmal auf, zündete das Licht an und lief im Hemde nach dem Schreibtisch. Dort schüttelte sie ihr Beutelchen aus, und überzählte die neuen Thaler, die ihr der Vater zu Weihnacht und am Geburtstage geschenkt hatte. Diese Thaler beschloß sie zu einer geheimen Abbitte zu verwenden. Vergnügt nahm sie den Perlenbeutel zu sich in's Bett, legte ihn unter das Kopfkissen, und schlief darüber in Frieden ein, obgleich wieder die wilde Jagd der Gespensterhunde um das Haus tobte, greulich und unaufhörlich.

Am nächsten Morgen schrieb Laura mit großen steifen Buchstaben Name und Wohnung des Herrn Hahn auf ein leeres Couvert, siegelte dasselbe mit einem Veilchen, welches die Umschrift trug: „ich verberge mich.“ und steckte die Adresse

in ihre Tasche. Als sie wegen eines Einkaufs nach der Stadt ging, machte sie auf eigene Gefahr einen Seitenweg zu einem Handelsgärtner, mit dem sie persönlich nicht bekannt war. Dort kaufte sie den dicken Busch einer Zwergorange voll von Blüthen und goldenen Früchten, ein Prachtstück des Glashauses, sie fuhr den Strauch mit pochendem Herzen in geschlossener Droschke, bis sie einen Lohnträger fand, und empfahl mit einer außerordentlichen Vergütigung dem Träger, Strauch und Couvert ohne Gruß und Wort im Hause des Herrn Hahn niederzusetzen.

Redlich führte der Mann den Auftrag aus. Dorchen entdeckte den Stock im Hausflur und in der Familie Hahn begann eine kleine sehr behagliche Aufregung, fruchtloses Sinnen, wiederholte Besichtigung, eitles Vermuthen. Als Laura am Mittag durch das Weinlaub in den Garten hinüberspähte, hatte sie die Freude, den Orangenstrauch auf einem ausgezeichneten Platz vor der weißen Muse zu erblicken. Allerliebst leuchtete der Busch in Weiß und Gold über die Straße. Und Laura stand lange hinter den Ranken und faltete unwillkürlich die Hände. Das Unrecht war von ihrer Seele genommen. Dann wandte sie sich in gehobener Stimmung ab von dem feindlichen Hause.

Unterdeß hing eine Polizeibeschwerde und eine gerichtliche Klage zwischen den beiden Häusern. Die letztere wurde durch Einfügung des Namens Speihahn noch an demselben Tage gefährlich verschärft.

Und der Frieden im Hause und in der Nachbarschaft blieb gestört. Zuerst hatte das Glockenspiel die allgemeine Meinung gegen Herrn Hahn aufgeregt, aber durch die Hunde wurde die Stimmung gründlich geändert, die ganze Straße zog sich nach dem Stroh hinüber, der Filz hatte alle Welt gegen sich. Herrn Hummel kümmerte das wenig. Des Abends saß er im Garten auf dem umgestürzten Kahn und sah stolz auf das Nachbarhaus, während Bräuhahn und das Andere zu

ſeinen Füßen lagen und nach dem Mond blinzten, der in ſeiner gewohnten Weiſe boshaft herniederblickte auf Huntmel, auf Hahn, auf die übrige Welt.

Es geſchah aber, daß in einer der nächſten Nächte unter Hundegebell und Mondſchein am chineſiſchen Bau des Herrn Hahn alle Glocken abgeriſſen und geſtohlen wurden.

8.

Noch einmal Tacitus.

Unſer Volk weiß, daß alle verlorenen Dinge unter den Krallen des Böſen liegen. Wer etwas ſucht, der hat zu rufen: „Teufel, nimm die Pratze weg.“ Dann liegt's plötzlich da vor den Augen der Menſchen, es war ſo leicht zu finden, man iſt hundertmal herum gegangen, man hat darüber und darunter geſehen, das Unwahrſcheinlichſte hat man durchſucht und an das Nächſte nicht gedacht. Zuverläſſig war es mit der Handſchrift nicht anders, ſie lag unter der Tatze des Böſen oder eines Kobolds ganz in der Nähe der Freunde; wenn man die Hand ausſtreckte, war ſie zu faſſen; der Erwerb wurde nur noch durch ein Bedenken aufgehalten, durch die Frage: wo? Ob dieſe Verzögerung für beide Gelehrte die große oder kleine Frage peinlicher Tortur werden ſollte, das allein war noch zweifelhaft. Indeß auch über dieſe Unſicherheit konnte man hinwegkommen; die Hauptſache war, daß die Handſchrift ſelbſt wirklich und vorhanden da lag. Und kurz, die Sache ſtand im Ganzen ſo gut als irgend möglich, es fehlte nur noch eben die Handſchrift.

„Ich ſehe,“ ſagte der Doctor dem Freunde, „du biſt angeſtrengt befliſſen, die Erwachſenen zu bilden, ich ſenke den Codex in die Seelen der nächſten Generation. Hans der älteſte iſt weit entfernt, die Auffaſſung des Vaters und der Schweſter

zu theilen, er zeigt Gemüth für den alten Schatz. Und wenn uns ſelbſt nicht gelingt, die Entdeckung zu machen, er wird einmal die Hausmauer nicht ſchonen."

Im Einvernehmen mit Hans nahm der Doctor ganz in der Stille ſeine Nachforſchungen wieder auf. In ruhigen Stunden, wo der Landwirth arglos bei ſeiner Ernte umherritt und der Profeſſor im Zimmer arbeitete oder in der Gaisblattlaube ſaß, ſtrich der Doctor ſpionirend im Innern des Hauſes. In dem Kittel eines Arbeiters, den Hans auf ſein Zimmer gebracht hatte, durchforſchte er die ſtaubigen Höhen und Tiefen des Raumes. Und mehr als einmal erſchreckte er die dienenden Frauen der Wirthſchaft, wenn er plötzlich hinter einer alten Tonne des Kellers auftauchte, oder wenn er rittlings auf einem Balken des Dachſtuhls dahinfuhr. Bei dem Milchkeller war für Anbau einer Eisgrube ein Loch gegraben, die Arbeiter hatten ſich in der Mittagsſtunde entfernt, und die Mamſell ging arglos in der Nähe der bloßgelegten Mauer vorüber. Da erblickte ſie plötzlich einen Kopf ohne Leib, mit feurigen Augen und geſträubtem Haar, welcher langſam auf dem Erdboden dahinwandelte und hohnlachend das Geſicht auf ſie zukehrte. Sie ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſtürzte in die Küche, wo ſie auf einem Schemel in Ohnmacht ſank und erſt durch vieles Zureden und Begießen mit Waſſer zum Leben erweckt wurde. Beim Mittageſſen war ſie ſo verſtört, daß ſie jedermann auffiel, und da ergab ſich endlich, daß der teufliſche Kopf auf den Schultern ihres Tiſchnachbars ſaß, der heimlich in das Loch geſtiegen war, um das Mauerwerk zu unterſuchen.

Bei dieſer Gelegenheit entdeckte der Doctor mit einiger Schadenfreude, daß das gaſtliche Dach, welches ihn und den Codex vor Regen ſchützte, über einem anerkannten Geſpenſterhauſe ſtand. Es ſpukte heftig in dem alten Bau, Geiſter wurden häufig geſehen, und die Berichte gingen nur darin auseinander, ob es ein Mann in grauer Kutte, ein Kind in weißem Hemdchen, oder ein Kater von der Größe eines Eſels ſei. Jedermann

wußte, daß ab und zu ein unerklärliches Klopfen, Rasseln, Donnern und unsichtbares Steinwerfen stattfand, zuweilen war das ganze Ansehen des Landwirths und seiner Tochter nöthig, um den Ausbruch eines panischen Schreckens unter den Dienstboten zu verhindern. Auch die Freunde hörten in stiller Nacht unberechtigte Töne, Geächz, Gepolter und herausforderndes Geklopf an den Wänden. Diese Unarten des Hauses erklärte der Doctor zur Zufriedenheit des Landwirths aus seiner Theorie der alten Mauern. Er erläuterte, daß viele Geschlechter von Wieseln, Ratten und Mäusen den dicken Steinbau canalisirt und ein System von bedeckten Gängen und Burgen angelegt hatten. Deßhalb wurde jedes gesellige Vergnügen und jede Zänkerei, welcher sich die Insassen der Mauer ergaben, durch dumpfes Getöse bemerkbar. Aber in der Stille horchte der Doctor doch ärgerlich auf das geheime Rumoren seiner Wandnachbarn. Denn wenn diese so aufgeregt um den Codex herumtobten, drohten sie die spätere Arbeit der Wissenschaft sehr zu erschweren. So oft er heftig knabbern hörte, mußte er denken, sie fressen wieder eine Zeile weg, jedenfalls wird eine Menge Conjecturen nöthig werden. Und es war nicht das Nagen allein, wodurch dies Mausevolk den Codex, der unter ihnen lag, verunzierte.

Aber für die große Geduld, welche in dieser Angelegenheit nöthig war, wurde der Doctor durch andere Entdeckungen entschädigt. Er beschränkte sich nicht auf Haus und Hof, sondern durchsuchte auch die Umgegend nach alten Volkserinnerungen, welche noch hie und da am Rocken der Spinnstuben hingen und sich um den Kochtopf alter Mütterchen kräuselten. Gleich am zweiten Tage machte er durch geheime Vermittelung der Taglöhnerfrau die Bekanntschaft einer Mährchenerzählerin im nächsten Dorfe. Nachdem die liebe alte Frau den ersten Schreck vor dem Titel des Doctors und die Furcht überwunden hatte, er wolle ihr wegen unbefugter ärztlicher Praxis zu Leibe gehen, sang sie ihm mit zitternder Stimme die Liebeslieder ihrer Ju-

gend und erzählte mehr, als der Hörer nachzuſchreiben vermochte. Jeden Abend brachte der Doctor beſchriebene Blätter nach Hauſe, ſehr bald fand er in ſeiner Sammlung alle bekannten Charaktere unſerer Volksſagen, einen wilden Jäger, einige Frau Hollen, drei weiße Fräulein, mehre Mönche, einen undeutlichen Nix, der in der Geſchichte zwar als Handwerksburſche auftrat, aber ganz unleugbar urſprünglich ein Waſſermann geweſen war, und zuletzt viele kleine Zwerge. Zuweilen begleitete ihn auf dieſen Ausflügen Hans, der älteſte, der den Doctor bei den Landleuten einführte, und ſich hütete, dem Vater und der Schweſter über dieſe Jagdzüge eine Mittheilung zu gönnen. Nun iſt allerdings möglich, daß hier und da ein Erdloch oder ein Brunnen im Felde ohne Berechtigung mit einem Geiſte verſehen wurde. Denn als die weiſen Frauen des Dorfes merkten, wie ſehr der Doctor ſich über ſolche Mittheilungen freute, wurde in ihnen die uralte Erfindungskraft des Volkes aus langem Schlummer geweckt, und es kam ihnen ſo vor, als ob noch hie und da etwas von dem Geiſtervolk ſtecken müſſe. Im Ganzen aber bewieſen beide Theile einander deutſche Treue und Gewiſſenhaftigkeit, und zuletzt war der Doctor auch kein Mann, den man leicht hintergehen konnte.

Als er einſt von ſolchem Beſuche nach dem Schloß zurückkehrte, begegnete er auf einſamem Fußpfad der Taglöhnerfrau. Sie ſah ſich vorſichtig um und geſtand ihm endlich, wenn er ſie nicht dem Gutsherrn verrathen wolle, ſo könne ſie ihm wohl etwas mittheilen. Der Doctor gelobte unverbrüchliche Verſchwiegenheit. Darauf erzählte die Frau, im Keller des Schloſſes, auf der Seite gegen Morgen in der rechten Ecke ſei ein Stein, mit drei Kreuzen bezeichnet. Dahinter liege der Schatz. Das habe ſie von ihrem Großvater gehört, und der habe es von ſeinem Vater, und dieſer ſei im Schloß in Dienſten geweſen, und zu deſſen Zeit hätte der damalige Oberamtmann den Schatz heben wollen; als ſie aber deßhalb in den Keller gingen, habe es einen fürchterlichen Knall und ein ſolches Ge-

töse gegeben, daß sie entsetzt zurückgelaufen seien. Das aber mit dem Schatz sei sicher, denn sie habe den Stein selbst angefühlt, die Zeichen seien deutlich eingegraben. Jetzt sei der Weinkeller dort, der Stein durch ein Holzgestell verdeckt.

Der Doctor nahm diese Mittheilung mit Ruhe auf, beschloß aber, ganz für sich Nachforschungen anzustellen. Er sagte weder dem Professor, noch seinem Hans ein Wort, lauerte aber auf eine Gelegenheit. Seine Vertraute trug den Wein, welcher unabänderlich vor dem Platz der Gäste stand, zuweilen selbst aus dem Keller und wieder zurück. Am nächsten Morgen folgte er ihr kühnlich, die Frau sprach kein Wort als er hinter ihr in den Verschlag trat, sondern wies scheu in eine Ecke der Wand. Der Doctor ergriff die Lampe, hob ein Dutzend Flaschen von ihrer Stelle und tastete an dem Gestein; es war ein großer behauener Stein mit drei Kreuzen. Er sah die Frau bedeutungsvoll an, — sie hat später im engsten Vertrauen erzählt, die gläsernen Schilde vor seinen Augen hätten in diesem Augenblick so schrecklich gegen die Lampe geleuchtet, daß ihr ganz angst geworden sei, — er aber ging schweigend herauf, entschlossen, die Entdeckung bei erster Gelegenheit gegen den Landwirth zu benutzen.

Doch die größte Ueberraschung stand dem Doctor noch bevor, seine stille Arbeit wurde durch den seligen Frater Tobias selbst unterstützt, ja durch das Lebensende dieses frommen Märtyrers gleichsam geweiht. Die Freunde stiegen nämlich nach Rossau hinab, von dem Landwirth, den ein Geschäft zur Stadt führte, begleitet. Der Landwirth führte die Freunde zum Bürgermeister und ersuchte diesen, den Herren, als zuverlässigen Männern, vorzulegen was etwa in dem städtischen Bereich von alten Schriften vorhanden sei. Der Bürgermeister, ein ehrlicher Gerber, fuhr in seinen Rock und brachte die Gelehrten zunächst vor das alte Klostergebäude. Es war nicht viel daran zu sehen, ein neues Dach, innerer Umbau, nur die Mauern standen noch, kleine Beamte des Landesherrn wohnten in den Zellen. Ueber

das Rathsarchiv ſtellte der Bürgermeiſter die Muthmaßung auf, daß wohl nicht viel darin ſein werde, er empfahl die Herren in dieſer Angelegenheit dem Stadtſchreiber und ging ſelbſt nach dem Schießhauſe, um ſich nach ſchwerem Regierungsakt eine Partie Solo anzuthun. Der Stadtſchreiber neigte ſich reſpectvoll vor ſeinen Collegen von der Feder, ergriff ein roſtiges Schlüſſelbund, und öffnete das kleine Gewölbe des Rathhauſes, wo alte Akten in dicker Staubhülle die Zeit erwarteten, in welcher ihr Stillleben unter dem Stampfer einer Papiermühle enden würde. Die Stadtſchreiberei wußte ein wenig unter den alten Papieren Beſcheid, begriff auch vollſtändig die Wichtigkeit der Mittheilungen, welche von ihr erwartet wurden, verſicherte aber der Wahrheit gemäß, daß durch zwei Stadtbrände ſowie durch Unordnung in früherer Zeit jede alte Nachricht verloren ſei. Man kannte auch keinerlei Aufzeichnung in einem Privathauſe, nur in der gedruckten Chronik einer Nachbarſtadt waren einige Notizen über das Schickſal Roſſaus im dreißigjährigen Kriege erhalten. Darnach war der Ort durch einige Jahre ein Trümmerhauf und faſt unbewohnt geweſen. Im Uebrigen lebte das Städtchen geſchichtslos fort und der Stadtſchreiber betheuerte, man wiſſe hier nichts von der alten Zeit und kümmere ſich gar nicht darum. Vielleicht ſei in der Reſidenz etwas über die Stadt zu erfahren.

Die Freunde ſchritten unermüdlich von einem klugen Mann zum andern, und frugen wie im Mährchen nach dem Vogel mit goldenen Federn. Zwei Erdmännchen hatten nichts gewußt, jetzt blieb noch das dritte. Sie ließen ſich alſo zu dem katholiſchen Pfarrer führen. Ein kleiner alter Herr empfing ſie mit tiefen Bücklingen, der Profeſſor ſetzte ihm auseinander, daß er über die letzten Schickſale des Kloſters Auskunft ſuche, vor Allem, was aus einem der letzten Mönche, dem ehrwürdigen Bruder Tobias Bachhuber, in ſeinen Jahren geworden ſei.

„Aus ſo entlegener Zeit werden keine Totenſcheine verlangt," verſetzte der Geiſtliche, „ich kann den hochverehrten Herren

deßhalb keinerlei Beſcheid verſprechen. Dennoch, wenn es Ihnen nur darum zu thun, und Sie nichts der Kirche Nachtheiliges aus alten Schriften eruiren wollen, bin ich gewillt, denſelben das älteſte der vorhandenen Bücher zu präſentiren." Er ging in eine Kammer und brachte ein langes ſchmales Buch hervor, dem der Moder des feuchten Raumes die Ränder beſchädigt hatte. „Anhier ſind einige Notata meiner im Herrn ruhenden Vorgänger, vielleicht daß den verehrten Herren dieſes dienen kann. Weiteres bin ich nicht im Stande, weil Aehnliches nicht mehr vorhanden."

Auf dem Vorſetzblatt ſtand ein Verzeichniß geiſtlicher Würdenträger des Ortes in lateiniſcher Sprache. Eine der erſten Notizen war: „Im Jahre des Herrn 1637 im Monat Mai iſt der verehrungswürdige Bruder Tobias Bachhuber, der letzte Mönch hieſigen Kloſters, an der Seuche der Peſtilenz geſtorben. Der Herr ſei ihm gnädig." Der Profeſſor wies dem Freunde ſchweigend die Stelle, der Doctor ſchrieb die lateiniſchen Worte ab, ſie gaben dankend das Buch zurück und empfahlen ſich.

„Und die Handſchrift liegt doch in dem Hauſe," rief der Profeſſor auf der Straße. Der Doctor dachte an die drei Kreuze und lächelte vor ſich hin. Er war keineswegs mit den taktiſchen Maßregeln einverſtanden, welche er ſeinen Freund zur Rettung des Codex ausführen ſah. Wenn der Profeſſor behauptete, daß ihre einzige Hoffnung auf dem Antheil beruhe, den ſie nach und nach dem Hausherrn beibringen könnten; ſo hegte der Doctor den Verdacht, daß ſein Freund zu dieſer langſamen Kriegführung nicht durch reinen Eifer für die Handſchrift gebracht werde.

Der Landwirth aber beobachtete über die Handſchrift ein hartnäckiges Schweigen; warf der Doctor einmal eine Anſpielung hin, ſo verzog der Wirth ſpöttiſch das Geſicht und lenkte das Geſpräch ſogleich auf etwas anderes. Das durfte ſo nicht bleiben. Der Doctor beſchloß jetzt, wo ſeine Abreiſe bevorſtand, eine Entſcheidung zu erzwingen. Als die Männer

am Abend im Garten zuſammen ſaßen, und der Landwirth in heiterer Ruhe auf ſeine Obſtbäume ſah, begann der Doctor den Angriff. „Ich gehe nicht von hier, mein Gaſtfreund, ohne Sie an unſern Contract erinnert zu haben.“

„An welchen Contract?“ frug der Landwirth wie ein Mann, der ſich an nichts erinnert.

„Wegen der Handſchrift,“ fuhr der Doctor entſchloſſen fort, „die bei Ihnen verborgen liegt.“

„So? Sie ſagten ja ſelbſt, es ſei Alles hohl. Da wird uns nichts übrig bleiben, als das Haus vom Dach bis zum Keller nieder zu reißen; ich dächte, damit warteten wir bis zum nächſten Frühjahr, wo Sie wieder zu uns kommen ſollen. Denn wir müßten in dieſem Falle doch in den Scheunen wohnen, und die ſind jetzt voll.“

„Das Haus mag vorläufig ſtehn bleiben,“ ſagte der Doctor, „wenn Sie aber immer noch meinen, daß die Mönche ihr Kloſtergut wieder heraus geholt haben, ſo ſteht dieſer Anſicht ein Umſtand entgegen. Wir haben in Noſſau ermittelt, daß der wackere Bruder, der im April die Sachen hier verſteckt hatte, ſchon im Mai an der Peſtilenz geſtorben iſt. Laut Angabe des Kirchenbuches; hier iſt die Stelle.“

Der Landwirth ſah in die Brieftafel des Doctors, klappte ſie wieder zu und ſagte: „Dann haben ſeine Herren Mitbrüder das Eigenthum herausgeholt.“

„Das iſt kaum möglich,“ verſetzte der Doctor, „denn er war der letzte ſeines Kloſters.“

„Dann alſo haben's andere Stadtleute geholt.“

„Aber die Einwohner der Stadt haben ſich damals verlaufen, der Ort lag Jahre lang verwüſtet, menſchenleer, in Trümmern.“

„Hm,“ begann der Landwirth in guter Laune, „die Herren Gelehrten ſind ſtrenge Mahner und wiſſen auf ihrem Recht zu beſtehen. Sagen Sie alſo grade heraus, was wollen Sie von mir? Sie müßten mir doch vor allem eine einzelne Stelle

angeben können, die nicht nur Ihnen verdächtig ist, sondern die auch nach gemeinem Urtheil etwas zu verschließen scheint, und das sind Sie zuverlässig nicht im Stande."

„Ich weiß eine solche Stelle," erwiederte der Doctor dreist, „und ich stelle Ihnen gegenüber die Vermuthung auf, daß der Schatz dort liegt."

Der Professor und der Landwirth sahen erstaunt auf ihn. „Folgen Sie mir in den Keller," rief der Doctor.

Ein Licht wurde angezündet, der Doctor führte zu dem Verschlage, in welchem der Wein lag. „Wie kommst du zu der siegesfrohen Zuversicht?" frug ihn der Professor leise auf dem Wege.

„Ich argwöhne, daß du deine Geheimnisse hast," versetzte der Doctor, „laß mir die meinen." Geschäftig räumte er die Flaschen aus einer Ecke, leuchtete an den Stein und schlug mit einem großen Schlüssel an die Mauer, „die Stelle ist hohl, und der Stein bezeichnet."

„Es ist richtig," sagte der Landwirth, „dahinter ist ein leerer Raum; und er ist jedenfalls nicht klein. Aber der Stein ist einer von den Grundsteinen des Hauses und nirgend ist sichtbar, daß er einmal aus seiner Lage gerückt wurde."

„Nach so langer Zeit würde man das schwerlich erkennen," warf ihm der Doctor entgegen.

Der Landwirth untersuchte selbst die Mauer. „Eine große Platte liegt darüber, es ist vielleicht möglich, den bezeichneten Stein von der Stelle zu heben." Er überlegte eine Weile und fuhr endlich fort: „Ich sehe, ich muß Ihnen einen Preis zahlen. Ich will damit die erste Stunde unserer Bekanntschaft ausgleichen, die mir immer noch auf der Seele liegt. Und da wir drei hier wie Verschwörer im Keller stehen, so wollen wir uns auf das frühere Abkommen verpflichten. Ich will einmal thun, was ich für sehr unnöthig halte. Dafür werden Sie, wenn Sie jemals über die Sache sprechen oder schreiben, auch mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich allen billigen Wünschen nachgegeben habe."

„Wir werden sehn, was sich thun läßt," versetzte der Doctor.

„Wohlan, in einem Steinbruch an meiner Grenze sind fremde Arbeiter beschäftigt, sie sollen versuchen, den Stein auszulösen und wieder in seine Lage zu bringen. Damit wird, wie ich hoffe, diese Sache für immer abgemacht. — Ilse, laß morgen in der Frühe das Holzgestell im Weinkeller ausräumen."

Am nächsten Tag kamen die Steinarbeiter, mit ihnen stiegen die drei Herren und Ilse in den Keller und sahen neugierig zu, wie Spitzhacke und Brecheisen ihre Gewalt an dem vierkantigen Stein versuchten. Er war auf den Fels gesetzt und tüchtige Anstrengung war nöthig, ihn zu lösen. Aber auch die Leute erklärten, daß dahinter eine große Höhlung sei, und arbeiteten mit einem Eifer, der durch den Ruf des gespenstigen Hauses sehr gesteigert wurde. Endlich wich der Stein, eine dunkle Oeffnung bot sich den Augen, die Zuschauer traten näher, die beiden Gelehrten in lebhafter Spannung, auch der Landwirth und seine Tochter voll Erwartung. Der Steinbrecher faßte schnell das Licht und hielt es vor die Oeffnung, ein feiner Dunst zog heraus, erschreckt fuhr der Mann mit dem Lichte zurück. „Da drin liegt etwas Weißes," rief er zwischen Angst und Hoffnung. Ilse sah auf den Professor, der mit Mühe die Erregung beherrschte, welche in seinem Antlitze arbeitete. Er griff nach dem Licht, da wehrte sie ihm und rief ängstlich: „Nicht Sie." Sie eilte zu der Oeffnung und fuhr mit der Hand in den hohlen Raum. Sie faßte Greifbares, man hörte ein Rasseln, sie zog schnell die Hand zurück, aber auch sie warf, was sie festgehalten, erschreckt auf den Boden: es war ein Stück Gebein.

„Das ist eine ernste Antwort auf Ihre Frage," rief der Landwirth, „wir zahlen einen theuren Preis für den Scherz." Er nahm das Licht und suchte jetzt selbst in der Oeffnung, ein Haufen zusammengefallener Knochen lag darin. Die Andern standen in unbehaglichem Schweigen herum. Endlich

warf der Landwirth einen Schädel in den Keller und rief ſich erhebend als ein Mann, der von peinlichem Gefühl befreit wurde: „Es iſt das Gebein eines Hundes!“

„Es war ein kleiner Hund,“ beſtätigte der Steinhauer, und ſchlug mit dem Eiſen an einen Knochen, das morſche Gebein brach in Stücke.

„Ein Hund!“ rief der Doctor erfreut, und vergaß für einen Augenblick ſeine getäuſchte Hoffnung. „Das iſt lehrreich. Die Grundmauer dieſes Hauſes muß ſehr alt ſein.“

„Es freut mich, daß Sie auch mit dieſem Fund zufrieden ſind,“ verſetzte der Landwirth ironiſch.

Der Doctor aber ließ ſich nicht ſtören und erzählte, wie im frühen Mittelalter ein abergläubiſcher Brauch geweſen ſei, in die Grundmauer feſter Gebäude etwas Lebendes einzuſchließen. Die Gewohnheit ſtamme aus uralter Heidenzeit. Die Fälle ſeien ſelten genug, wo man dergleichen in alten Bauten gefunden, und das Gerippe des Thieres ſei eine ſchöne Beſtätigung.

„Wenn es Ihre Anſicht beſtätigt,“ ſagte der Landwirth, „meine beſtätigt es auch. Eilt, ihr Leute, den Stein wieder feſt zu machen.“

Jetzt leuchtete und fühlte auch der Steinhauer in die Oeffnung und erklärte, daß nichts mehr darin ſei. Die Arbeiter rückten den Stein an ſeine Stelle, der Wein wurde eingeräumt und die Sache war abgethan. Der Doctor aber trug die ſpöttiſchen Bemerkungen, welche der Landwirth nicht ſparte, mit großer Ruhe, und ſagte ihm: „Was wir erreicht haben, iſt allerdings nicht viel, aber wir wiſſen doch jetzt mit Sicherheit, daß [illegible] Handſchrift nicht an dieſer Stelle Ihres Hauſes liegt, ſondern an einer andern. Ich nehme ein ſorgfältiges Verzeichniß aller hohlen Stellen mit, und wir begeben uns unſerer Anſprüche an Ihr Haus wegen dieſes Fundes durchaus nicht, ſondern wir betrachten Sie von jetzt ab als einen Mann, der den Codex zu ſeinem Privatgebrauch auf

unbestimmte Zeit geliehen hat, und ich versichere Sie, Wunsch und Sorge werden uns unaufhörlich um dieses Haus schweben."

„Lassen Sie den Menschen, die darin wohnen, auch etwas von den guten Wünschen zu Theil werden," erwiederte lachend der Landwirth, „und vergessen Sie nicht, daß Sie bei Ihrem Suchen nach der Handschrift in Wahrheit auf den Hund gekommen sind. Ich hoffe übrigens, daß diese Entdeckung mein armes Haus von dem üblen Rufe befreien wird, Schätze zu enthalten. Und um diesen Gewinn will ich mir die unnöthige Arbeit recht gern gefallen lassen."

„Das ist der größte Irrthum Ihres Lebens," erwiederte der Doctor überlegen, „grade das Entgegengesetzte wird stattfinden. Unsere Entdeckung wird von allen Leuten, welche ein Gemüth für Schätze haben, so verstanden werden, daß Ihnen nur der Glaube fehlte, und daß Sie nicht die nöthige Feierlichkeit anwandten; deßhalb ist der Schatz Ihren Augen entrückt, und zur Strafe der Hund beigesetzt worden. Ich weiß besser, wie Ihre Nachbarn dergleichen der Nachwelt überliefern. Harre in Frieden deiner Erweckung, Tacitus, dein beharrlichster Freund scheidet, denn er, den ich dir zurücklasse, fängt an, der Gleichgültigkeit dieses Hauses unbillige Zugeständnisse zu machen."

Er sah ernsthaft auf den Professor hinüber und rief seinen Begleiter Hans zu einem letzten Besuche im Dorfe, um dort noch von seinen weisen Frauen dankbaren Abschied zu nehmen und ein schönes Volkslied einzuheimsen, dem er auf die Spur gekommen war.

Er blieb lange aus, denn nach dem Liede kam unvermuthet noch eine wundervolle Geschichte zum Vorschein von einem Herrn Dietrich und seinem Pferd, welches Feuer schnaubte.

Als der Professor gegen Abend nach ihm aussah, traf er auf Ilse, welche, ihren Strohhut in der Hand, zu einem Gang in's Freie gerüstet war. „Ist Ihnen recht," sagte sie, „so gehen wir Ihrem Freunde entgegen." Sie schritten einen Rain ent-

lang, zwiſchen abgeräumten Feldern, auf denen hier und da wildes Grün aus den Stoppeln herauftrieb.

„Der Herbſt naht," bemerkte der Profeſſor, „das iſt die erſte Mahnung."

„Wir in der Wirthſchaft," erwiederte Ilſe, „ſind wie Till Eulenſpiegel gutes Muths, ſo oft wir im Winter durchmachen, was Andern läſtig ſcheint. Wir denken dann auf das nächſte Frühjahr, und wir freuen uns der Ruhe. Wenn die Windsbraut dahinfährt und den Schnee mannshoch in die Thäler weht, wir ſitzen im Warmen."

„Uns in der Stadt aber vergeht der Winter, faſt ohne daß wir ihn merken. Nur die kurzen Tage, die weißen Dächer erinnern daran, unſere Arbeit aber verläuft unabhängig vom Wechſel der Jahreszeiten. Und doch hat mich der Blätterfall ſeit meiner Kindheit betrübt, und im Frühjahr habe ich immer Luſt, die Bücher bei Seite zu werfen und durch das Land zu laufen, wie ein Handwerksgeſell."

Sie ſtanden an einem Garbenhaufen. Ilſe bog einige Aehrenbündel zum Sitz zurecht und ſah über die Felder nach den fernen Bergen.

„So iſt's mit uns grade umgekehrt und anders als man denken ſollte," begann ſie nach einer Weile, „wir ſind hier wie die Vögel, die Jahr aus Jahr ein luſtig mit den Flügeln ſchlagen, Sie aber denken und ſorgen um andere Zeiten und andere Menſchen, die lange vor uns waren; Ihnen iſt das Fremde ſo vertraut, wie uns der Aufgang der Sonne und die Sternbilder. Und wie Ihnen wehmüthig iſt, daß der Sommer endet, eben ſo wird es mir ſchmerzlich, wenn ich einmal von vergangener Zeit höre und leſe, und am traurigſten machen mich die Geſchichtsbücher. So viel Unglück auf Erden, und grade die Guten nehmen ſo oft ein Ende mit Leid. Ich werde dann vermeſſen und frage, warum hat der liebe Gott das ſo gewollt? Und es iſt wohl recht thörigt, wenn ich das ſage, ich leſe deßhalb nicht gern in der Geſchichte."

„Dieſe Stimmung begreife ich," erwiederte der Profeſſor. „Denn wo die Menſchen ihren Willen durchzuſetzen ſtreben gegen ihr Volk und gegen ihre Zeit, werden ſie am Ende faſt immer als die Schwächeren widerlegt; auch was der Stärkſte etwa ſiegreich durchſetzt, hat keinen ewigen Beſtand. Und wie die Menſchen und ihre Werke, vergehen auch die Völker. Aber wir ſollen nicht an die Schickſale eines einzelnen Mannes oder Volkes unſer Herz hängen, ſondern wir ſollen verſtehen, wodurch ſie groß wurden und untergingen, und welches der bleibende Gewinn war, welcher dem Menſchengeſchlecht durch ihr Leben erhalten wurde. Dann wird der Bericht über ihre Schickſale nur wie eine Hülle, hinter welcher wir die Thätigkeit anderer lebendiger Kräfte erkennen. Denn wir erfahren, daß in den Menſchen, welche zerbrechen, und in den Völkern, welche zerrinnen, noch ein höheres geheimes Leben waltet, welches nach ewigen Geſetzen ſchaffend und zerſtörend dauert. Und einige Geſetze dieſes höhern Lebens zu erkennen und den Segen zu empfinden, welchen dies Schaffen und Zerſtören in unſer Daſein gebracht hat, das iſt Aufgabe und Stolz des Geſchichtsforſchers. Von dieſem Standpunkt verwandelt ſich Auflöſung und Verderben in neues Leben. Und wer ſich gewöhnt, die Vergangenheit ſo zu betrachten, dem vermehrt ſie die Sicherheit und ſie erhebt ihm das Herz."

Ilſe ſchüttelte das Haupt und ſah vor ſich nieder. „Der römiſche Mann, deſſen verlorenes Buch Sie zu uns geführt hat, und von dem heut wieder die Rede war, iſt er Ihnen deßhalb lieb, weil er die Welt eben ſo freudig angeſehen hat wie Sie?"

„Nein," erwiederte der Profeſſor, „grade das Gegentheil macht uns ſeine Arbeit beweglich. Sein ernſter Geiſt wurde niemals durch fröhliche Zuverſicht gehoben. Das Schickſal ſeines Volkes, die Zukunft der Menſchen liegt ihm als ein unheimliches Räthſel ſchwer auf der Seele, in der Vergangenheit erblickte er eine beſſere Zeit, freieres Regieren, ſtärkere

Charaktere, reinere Sitten, er erkennt an ſeinem Volke und im Staat einen Verfall, der ſelbſt durch gute Regenten nicht mehr aufzuhalten iſt. Es iſt ergreifend, wie der beſonnene Mann zweifelt, ob dies furchtbare Schickſal von Millionen eine Strafe der Gottheit iſt, oder die Folge davon, daß kein Gott ſich um das Loos der Sterblichen kümmert. Ahnungsvoll und ironiſch betrachtet er die Geſchicke der Einzelnen, die beſte Weisheit iſt ihm, das Unvermeidliche ſchweigend und duldend ertragen. Daß er in eine troſtloſe Oede ſtarrt, erkennt man auch dann, wenn ihm einmal ein kurzes Lächeln die Lippen bewegt; man meint zu ſehen, daß um ſein Auge doch die Furcht hängt und der ſtarre Ausdruck, welcher dem Menſchen bleibt, den einmal tödtliches Grauen geſchüttelt."

„Das iſt traurig," rief Ilſe.

„Ja, es iſt fürchterlich. Und wir begreifen ſchwer, wie man bei ſolcher Troſtloſigkeit das Leben ertrug. Die Freude, unter einem Volke mit aufſteigender Kraft zu leben, hatte damals nicht der Heide, nicht der Chriſt. Denn das iſt doch das höchſte und unzerſtörbare Glück des Menſchen, wenn er vertrauend auf das Werdende, mit Hoffnung auf das Zukünftige blicken kann. Und ſo leben wir. Viel Schwaches, viel Verdorbenes und Abſterbendes umgiebt uns, aber dazwiſchen wächſt eine unendliche Fülle von junger Kraft herauf. Wurzeln und Stamm unſeres Volkslebens ſind geſund. Innigkeit in der Familie, Ehrfurcht vor Sitte und Recht, harte, aber tüchtige Arbeit, kräftige Rührigkeit auf jedem Gebiet. In vielen Tauſenden das Bewußtſein, daß ſie ihre Volkskraft ſteigern, in Millionen, die noch zurückgeblieben ſind, die Empfindung, daß auch ſie zu ringen haben nach unſerer Bildung. Das iſt uns Modernen Freude und Ehre, das hilft wacker und ſtolz machen. Und wir wiſſen wohl, die frohe Empfindung dieſes Beſitzes kann auch uns einmal getrübt werden, denn jeder Nation kommen zeitweiſe Störungen ihrer Entwickelung, aber das Gedeihen iſt nicht zu ertöten und nicht auf die Dauer zurückzu-

halten, ſolange dieſe letzten Bürgſchaften der Kraft und Geſundheit vorhanden ſind. Deßhalb iſt jetzt auch glücklich, wer den Beruf hat, längſt Vergangenes zu durchſuchen, denn er blickt von der geſunden Luft der Höhe hinab in die dunkle Tiefe."

Ilſe ſah hingeriſſen in das Antlitz des Mannes; er aber bog ſich über die Garbe, welche zwiſchen ihm und ihr lehnte, und fuhr begeiſtert fort: „Jeder von uns holt aus dem Kreiſe ſeiner perſönlichen Erfahrungen Urtheil und Stimmung, welche er bei Betrachtung großer Weltverhältniſſe verwendet. Blicken Sie um ſich her auf die lachende Sommerlandſchaft, dort in der Ferne auf die thätigen Menſchen, und was Ihrem Herzen näher liegt, auf Ihr eigenes Haus und den Kreis, in dem Sie aufgewachſen ſind. So mild das Licht, ſo warm das Herz, verſtändig, gut und treu der Sinn der Menſchen, die Sie umgeben. Und denken Sie, welchen Werth auch für mich hat, das zu ſehen und an Ihrer Seite zu genießen. Und wenn ich über meinen Büchern recht innig empfinde, wie wacker und tüchtig das Leben meines Volkes iſt, welches mich umgiebt, ſo werde ich fortan auch Ihnen zu danken haben." Er ſtreckte ſeine Hand aus über die Garben, Ilſe faßte ſie, hielt ſie mit beiden Händen feſt und eine warme Thräne fiel darauf. So ſah ſie mit feuchten Augen zu ihm hin, eine ganze Welt von Seligkeit lag in ihrem Antlitz. Allmälig ergoß ſich ein helles Roth über ihre Wangen, ſie ſtand auf, noch ein Blick voll hingebender Zärtlichkeit fiel auf ihn, dann ſchritt ſie flüchtig von ihm abwärts, den Rain entlang.

Der Profeſſor blieb ſtehen an die Garben gelehnt. Auf der Spitze der Aehre über ſeinem Haupte zwitſcherte fröhlich die Haidelerche, er drückte ſeine Wange an die Getreidebüſchel, welche ihn halb verbargen. So ſah er in ſeliger Vergeſſenheit dem Mädchen nach, das zu den fernen Arbeitern hinabſtieg.

Als er die Augen erhob, ſtand ihm der Freund zur Seite, er ſchaute ein Antlitz, in welchem inniges Mitgefühl zuckte, und hörte die leiſe Frage: „Und was ſoll werden?"

„Mann und Weib," ſprach der Profeſſor ſtark; drückte dem Freunde die Hand und ſchritt über das Feld dem Ruf der Lerche nach, welche auf jeder Garbenſpitze anhielt, ihn zu erwarten.

Fritz war allein. Das Wort war geſprochen, ein neues ungeheures Schickſal erhob ſich über das Leben des Freundes. Alſo dies ſollte das Ende ſein? Thusnelda ſtatt des Tacitus? — Ach, die ſociale Erfindung der Ehe war ſehr ehrwürdig, das empfand Fritz tief, es war faſt allen Menſchen unvermeidlich, die aufwühlenden Kämpfe durchzumachen, welche eine Veränderung der geſammten Lebensordnung zur Folge haben. Aber den Freund konnte er ſich gar nicht denken unter den Büchern, mit den Collegen, und dazu dieſe Frau! Schmerzlich fühlte er, daß auch ſein Verhältniß zu dem Gelehrten dadurch geändert werden mußte. — Aber er dachte nicht lange an ſich ſelbſt, mißtrauiſch, ängſtlich ſorgte er um den Waghalſigen. Und nicht weniger um ſie, die ſo gefährlich in die Seele des Andern eingedrungen war. — Und der Treue ſah zornig in die Runde auf Stoppeln und Strohhalme, und er ballte eine Fauſt gegen den ſeligen Bachhuber, gegen das Thal von Roſſau, ja auch gegen ſie, die letzte Urſache der heilloſen Verwirrung, — gegen die Handſchrift des Tacitus.

9.

Ilſe.

Ilſe hatte in großer Wirthſchaft gleichmäßig dahingelebt, ſeit dem Tod der Mutter hatte ſie, kaum erwachſen, dem Haushalt des Gutes vorgeſtanden, angeſtrengt und pflichtgetreu wie ein Beamter ihres Vaters; der Frühling kam und der Herbſt, ein Jahr rollte wie das andere über ihr Haupt; der Vater, die Geſchwiſter, das Gut, die Arbeiter und die Armen des

Thales, das war ihr Leben. Mehr als einmal hatte ſich beim Vater ein Freier gemeldet, ein derber tüchtiger Landwirth aus der Umgegend, ſie aber hatte ſich zufrieden gefühlt in dem Amt des Hauſes, und ſie wußte, daß dem Vater lieb war, wenn er ſie bei ſich behielt. Des Abends, wenn der thätige Mann auf dem Sopha ausruhte und die Kinder zu Bett geſchickt waren, ſaß ſie ſtill mit ihrer Stickerei neben ihm oder beſprach die kleinen Vorgänge des Tages, die Krankheit eines Arbeiters, den Schaden eines Hagelſchauers, den Namen der neuen Milchkuh, die angebunden wurde. Es war eine einſame Gegend, viel Wald, meiſt kleine Güter, keine reiche Geſelligkeit, und der Vater, der ſich durch angeſtrengte Thätigkeit zum wohlhabenden Manne heraufgearbeitet hatte, war kein Freund großer Geſellſchaften, die Tochter auch nicht. Am Sonntage kam wohl der Herr Paſtor zu Tiſche, die Beamten des Vaters blieben dann über den Kaffee und erzählten kleine Geſchichten aus der Umgegend, die Kinder, welche in der Woche durch den Seminariſten gebändigt wurden, lärmten durch Garten und Flur. Und wenn Ilſe eine freie Stunde hatte, ſetzte ſie ſich in ihr Stübchen mit einem Buche aus der kleinen Sammlung des Vaters, einem Roman von Walter Scott, einer Erzählung von Hauff, einem Bande von Schiller.

Jetzt aber war mit dem fremden Mann eine Fülle von Bildern, Gedanken, Gefühlen in ihrer Seele aufgegangen. Vieles was ſie bis dahin gleichmüthig aus der Ferne betrachtet hatte, wurde ihr auf einmal nah vor die Augen gerückt. Wie künſtliches Feuer, welches unerwartet aufſprühend einzelne Stellen der dunklen Landſchaft mit buntem Schein erleuchtet, gab ihr ſeine Rede bald hier bald dort einen feſſelnden Blick auf fremdes Leben. Wenn er ſprach und die Worte ſo reich, gewählt und vornehm aus ſeinem Innern quollen, dann neigte ſie das Haupt anfänglich vorwärts wie im Traum, bis zuletzt ihr Blick an ſeinen Lippen und Augen feſthing. Denn ſie fühlte eine Ehrfurcht, bei welcher Schrecken war, vor einem

Menſchengeiſte, der ſo hoch und ſicher über der Erde ſchwebte. Von vergangenen Zeiten ſprach er wie von der Gegenwart, die geheimen Gedanken der Menſchen, welche vor Jahrtauſenden lebendig geweſen waren, wußte er zu erklären. Ach, ſie empfand die Herrlichkeit und Größe menſchlicher Wiſſenſchaft als Verdienſt und Größe des Einen, der ihr gegenüber ſaß, und die geiſtige Arbeit vieler Jahrhunderte erſchien ihr wie ein überirdiſches Weſen, das mit menſchlichem Munde in ihrem Hauſe Unerhörtes verkündete.

Aber es war nicht das Wiſſen allein. Wenn ſie wie aus der Tiefe den Blick zu ihm erhob, ſah ſie ein ſtrahlendes Auge, den freundlichen Zug um die beredten Lippen, und ſie fühlte ſich unwiderſtehlich zu dem warmen Leben des Mannes gezogen. Dann ſaß ſie ihm ſtille als Hörerin gegenüber. Wenn ſie aber in ihr Zimmer trat, dann kniete ſie nieder und verbarg das Antlitz in ihren Händen, ſie ſah ihn dann vor ſich und brachte ihm in der Einſamkeit ihre Huldigung dar.

So erwachte ſie zum Leben. Es war eine Zeit der reinen Begeiſterung, eines ſelbſtloſen Entzückens, das der Mann nicht kennt und das nur dem Weibe wird, einem reinen unwiſſenden Herzen, dem plötzlich bei gereifter Kraft das Größte des Erdenlebens die empfängliche Seele einnimmt.

Und ſie ſah, daß ihr Vater in ſeiner Art unter dem Einfluß deſſelben Zaubers ſtand. Am Mittagstiſch, der ſonſt ſo ſchweigſam war, floß jetzt die Unterhaltung wie aus lebendigem Born, an den Abenden, wo er ſonſt müde über der Zeitung geſeſſen hatte, wurde das Geſpräch zuweilen bis auf die erſte Nachtſtunde hinausgezogen, Vieles wurde erörtert, oft wurde geſtritten, immer war der Vater, wenn er ſeinen Nachtleuchter vom Tiſche nahm, in heiterer Stimmung, mehr als einmal wiederholte er auf- und abgehend noch ſich ſelbſt einzelne Reden des Gaſtfreundes. „Er iſt in ſeiner Art ein ganzer Mann,“ ſagte er, „Alles ſicher und feſt gefügt, man weiß immer, wie man mit ihm dran iſt.“

Einigemal ängſtigte ſie, was er ausſprach. Zwar vermieden die Freunde, was die innige Gläubigkeit der Hörerin verletzen konnte, aber aus den Reden des Profeſſors klang zuweilen eine fremdartige Auffaſſung ehrwürdiger Lehre und der menſchlichen Pflichten heraus. Und doch war wieder ſo edel und gut was er behauptete, daß ſie ſich dagegen mit ihren Gedanken nicht zu wehren wußte.

Er war oft heftig in ſeinen Ausdrücken; wo er verurtheilte, that er das mit ſtarken Worten, auch im Geſpräch brach er wohl heraus, daß der Doctor und ſogar der Vater zurückwichen. Und ſie ahnte, daß in ſeinem Haupte ſich die Welt anders darſtellte als bei den meiſten Menſchen, ſtolzer, edler, entſchiedner. Und wenn er von Andern viel verlangte, wie Einem natürlich iſt, der mehr mit abgeſchloſſenen Bildungen als mit dem werdenden Leben verkehrt, da wurde ihr wohl bange, wie man vor ſeinen Augen beſtehen könne. Aber derſelbe Mann war wieder ſo bereit alles Gute anzuerkennen, und er freute ſich wie ein Kind, wenn er erfuhr, daß ſich Jemand brav und ſtark erwieſen hatte.

Er war ein ernſter Mann, und doch war er Liebling der Kinder geworden, faſt noch mehr als der Doctor. Sie vertrauten ihm ihre kleinen Geheimniſſe, er beſuchte ſie in der Kinderſtube und gab ihnen nach Jugenderinnerungen Anweiſung, wie ſie einen großen Papierdrachen machen ſollten, er malte ſelbſt die Augen und den Schnurrbart und ſchnitt die Quaſte des Schwanzes, und ein froher Tag war's, als der Drache das erſte Mal auf dem neuen Stoppelfelde aufſtieg. Wenn der Abend kam, dann ſaß er, von den Kindern umgeben, wie ein Rebhuhn unter den Küchlein, Franz kletterte auf die Stuhllehne und zauſte an ſeinem Haar, an jedem Knie lehnte eines der Größern; dann wurden Räthſel aufgegeben und Geſchichten erzählt, und wenn Ilſe zuhörte, wie er mit den Kindern kleine Reime nachſprach und lehrte, dann ſchwoll ihr das Herz vor Freude, daß ein ſolcher Geiſt ſo zutraulich mit

der Einfalt verkehren konnte, dann spähte sie in sein Antlitz und sah hinter den festen Zügen des Mannes ein Kindergesicht herausleuchten, lachend und glücklich, und sie konnte sich ihn denken, wie er selber ein kleiner Bube gewesen war, der auf dem Schooße seiner Mutter saß. — Glückliche Mutter!

Da kam die Stunde unter den Garben, die gelehrte Unterredung, welche mit Tacitus anfing und mit einem stummen Bekenntniß der Liebe endigte. Die selige Heiterkeit seines Angesichts, der bebende Klang seiner Stimme hatten den dünnen Schleier zerrissen, der ihr das eigene wogende Gefühl barg. Sie wußte jetzt, daß sie ihn liebte, heiß und unendlich, und sie ahnte, daß er empfand, wie sie selbst. Der ihr so groß gegenüber stand, er hatte sich zu ihr herabgeneigt, sie hatte seinen warmen Athem, den schnellen Druck seiner Hand gefühlt. Als sie dahinging durch das Feld, strömte ihr die Gluth in die Wangen, und was sie umgab, Erde und Himmel, Flur und sonniger Waldessaum, das floß vor ihr in leuchtende Wolken zusammen. Mit beflügeltem Fuß eilte sie hinab in den Waldgrund, wo das Baumlaub sie umhüllte. Jetzt erst fühlte sie sich allein, und ohne es zu wissen, faßte sie einen schlanken Birkenstamm und schüttelte ihn mit voller Kraft, daß der Baum laut rauschte und seine Blätter auf sie herabstreute. Und sie hob die Hände zu dem goldenen Licht des Himmels und warf sich nieder auf den Moosgrund. In heftigen Athemzügen hob sich ihre Brust und die kräftigen Glieder zuckten von der inneren Erregung. Wie vom Himmel herab war die Leidenschaft in das junge Weib gesunken, und faßte ihr Leib und Seele mit unwiderstehlicher Gewalt.

Lange lag sie so, braune Sommerfalter spielten ihr um das Haar, eine kleine Eidechse fuhr ihr über die Hand, weiße Dolden der Waldblumen und die Zweige der Hasel neigten sich über sie, als wollten die kleinen Kinder der Natur das heiße Leben der Schwester verdecken, welche zu ihnen gekommen war in dem seligsten Schreck ihres Lebens.

Endlich hob sie sich auf die Knie, schlug die Hände zusammen, sie dankte dem lieben Gott für ihn und bat für ihn.

Gesammelt trat sie in das offene Thal, nicht mehr das ruhige Mädchen von sonst, ihr eigenes Leben und was sie umgab, glänzte in neuen Farben, und ein neues Fühlen fand sie in der Welt. Sie verstand die Sprache des Schwalbenpaares, welches um sie kreiste und mit zwitscherndem Ton pfeilschnell an ihr vorüberfuhr. Es war die wonnige Freude am Leben, welche den kleinen Leib durch die Luft schnellte, und was die Vögel zu ihr sprachen, war ein schwesterlicher Jubelruf. Sie antwortete auf den Gruß der Arbeiter, welche vom Felde heimgingen, und sie sah auf eine der Frauen, welche die Garben angelegt hatte, und wußte genau, wie ihr zu Muthe war. Auch die Frau hatte als Mädchen einen fremden Burschen geliebt, es war eine lange unglückliche Neigung gewesen mit vielen Schmerzen, jetzt aber ging sie getröstet neben ihm nach Hause, und als sie mit ihrer Herrin sprach, sah sie stolz auf ihren Begleiter. Und Ilse fühlte, wie glücklich die arme ermüdete Frau war. Und als Ilse in den Hof trat und die Stimme der Mägde hörte, welche vergebens auf sie gewartet hatten, und das ungeduldige Brummen der Rinder, das wie ein Vorwurf an die säumige Herrin klang, da schüttelte sie leise das Haupt, als wenn die Mahnung nicht mehr ihr gelte, sondern einer andern.

Als sie wieder aus den Wirthschaftsräumen in das goldene Abendlicht trat, mit beflügeltem Schritt, das Haupt gehoben, sah sie erstaunt den Vater neben seinem Reitpferd stehen, bereit zum Aufsitzen, und vor ihm in ruhigem Gespräch den Doctor und den Mann, welchem entgegenzutreten sie in diesem Augenblicke verlegen scheute. Sie näherte sich zögernd. „Wo säumst du, Ilse," rief der Landwirth, „ich muß fort," und, in das bewegte Gesicht der Tochter blickend, setzte er hinzu, „es ist nichts Großes. Ein Brief des kranken Oberförsters ruft mich in das Forsthaus, es ist einer von den Hofleuten angekommen, und ich kann mir denken, was sie von mir wollen. Ich hoffe,

zur Nacht zurück zu sein.“ Und dem Doctor nickte er zu: „Wir sehen uns noch vor Ihrer Abreise.“ Er trabte dahin und Ilse dankte im Herzen der neuen Botschaft, die ihr leichter machte, ruhige Worte mit den Freunden zu sprechen. Sie folgte neben ihnen dem Wege, auf dem der Vater dahinritt, und bemühte sich, in gleichgültigem Gespräch die Unruhe zu verbergen. Und sie erzählte von dem Jagdschloß im Walde und von der Einsamkeit, in welcher der greise Oberförster unter den Buchen des Forstes hause. Aber es war doch eine spärliche Rede, jedes der ehrlichen Herzen war mächtig bewegt, der Professor und Ilse vermieden einander in die Augen zu blicken, auch dem Freunde gelang nicht, durch leichte Scherze die Leidenschaftlichen in das kleine Treiben dieser Welt herab zu ziehen.

Da wies Ilse plötzlich mit der Hand auf einen Hohlweg zur Seite, aus welchem mehre schwarze Köpfe auftauchten. „Sehen Sie dort die Indianer der Frau Oberamtmann.“ In schnellem Schritt zog eine Reihe wilder Gestalten, eine hinter der andern; voran ein kräftiger Mann in braunem Kittel und verschossenem Hut, einen dicken Stab in der Hand; hinter ihm zwei jüngere Männer ein bepacktes kleines Pferd führend, auf dem ein Affe in rother Jacke saß; dann Weiber mit Kindern auf dem Rücken; um den Trupp liefen halbnackte Buben und Mädchen, lange schwarze Haare hingen ihnen um die braunen Gesichter und die wilden Augen starrten schon aus der Ferne gierig auf die Spaziergänger.

„Wenn der Herbst kommt, streicht zuweilen das bettelnde Volk durch unser Land, es sind Gaukler, die zu Kirmes und Vogelschießen ziehen, aber seit einigen Jahren haben sie sich nicht in die Nähe des Guts gewagt.“

Der Trupp nahte, aus dem Trott wurde stürmisches Laufen, im Augenblick waren die Freunde von sechs bis acht dunklen Gestalten umringt, welche mit leidenschaftlicher Geberde drängten und laut schreiend die Hände ausstreckten, Männer, Weiber, Kinder im Getümmel durcheinander. Erstaunt sahen

die Freunde in die blitzenden Augen, die heftigen Bewegungen, und auf die Kinder, welche mit den Füßen stampften und mit ihren Händen den Leib der Fremden betasteten wie Wahnsinnige.

„Zurück, ihr Wilden," rief Ilse, drang durch die Bande und stellte sich vor die Freunde. „Zurück, wer spricht für den Haufen?" wiederholte sie unwillig, und hob gebietend den Arm. Der Lärm verstummte, ein braunes Weib, nicht kleiner als Ilse, das glänzende Haar in Flechten gebunden und mit einem bunten Kopftuch umschlungen, trat aus der Schaar und streckte die Hand gegen Ilse aus: „Meine Kinder bitten," sagte sie, „sie hungern und dürsten." Es war ein großes Antlitz mit scharfen Zügen, in denen noch die Spuren früherer Schönheit sichtbar waren. Mit vorgebeugtem Kopf stand sie der Jungfrau gegenüber und ihre funkelnden Augen fuhren spähend von einem Antlitz auf das andere.

„Geld haben wir nur für die Menschen, welche uns arbeiten," antwortete Ilse kalt. „Für den Fremden, der dürstet, ist unser Quell, und dem Hungernden geben wir von unserm Brot, Sie erhalten nichts weiter aus unserm Hause."

Wieder hob sich ein halbes Dutzend Arme und wieder drängte der wilde Haufe heran. Die Führerin trieb ihn durch einen Ruf in fremder Sprache zurück. „Wir wollen dir arbeiten, Fräulein," sagte sie in geläufiger Phrase mit gebildetem Accent, „die Männer bessern altes Geräth, wir scheuchen dir Maus und Ratte aus den Mauern, hast du ein krankes Pferd, wir heilen es schnell."

Ilse bewegte verneinend das Haupt. „Eurer Hülfe bedürfen wir nicht. Sprechen Sie zu mir ohne Gaukelei, wie man zu ordentlichen Leuten redet, ich weiß wohl, daß Sie das recht gut können, wenn Sie wollen. Wo ist euer Passirschein?"

„Wir haben keinen," sagte die Frau, „wir kommen weit aus der Fremde." Sie wies nach der aufgehenden Sonne.

„Und wo wollen Sie zur Nacht rasten?" frug Ilse.

„Wir wiſſen es nicht. Die Sonne will untergehen, und meine Leute ſind müde und barfuß.“ verſetzte die Fremde.

„Sie dürfen nicht nahe am Hofe und nicht nahe bei den Dorfhäuſern lagern. Die Brote erhalten Sie am Hofthor, dorthin ſchickt Jemanden, der ſie abholt. Und wenn ihr ein Feuer anzündet auf unſerer Flur, ſo hütet euch, den Garben nahe zu kommen, wir werden auf euch Acht geben. Und Niemand ſchleicht auf das Gut und in das Dorf, den Leuten wahrzuſagen, das leiden wir nicht.“

„Wir ſagen nicht wahr,“ antwortete die Frau, und berührte mit der Hand ein kleines ſchwarzes Kreuz, welches ſie am Halſe trug. „Die Zukunft kennt hier unten Keiner, auch wir wiſſen nichts davon.“

Ilſe neigte ehrerbietig das Haupt. „Gut,“ ſagte ſie, „wie auch der Sinn iſt, welchen Sie hinter Ihren Worten bergen, Sie ſollen mich nicht umſonſt an die Gemeinſchaft gemahnt haben, die zwiſchen uns iſt. Kommen Sie ſelbſt an das Thor, Mutter, und erwarten Sie mich dort. Brauchen Sie etwas für die Kleinen, ſo will ich zu helfen ſuchen.“

„Wir haben ein krankes Kind, ſchönes Fräulein, und dem Buben fehlen die Kleider,“ bat die Landfahrerin, „ich komme, und meine Leute werden thun, wie Sie wollen.“ Sie gab ein Zeichen und der wilde Zug trabte gehorſam einen Seitenweg entlang, der dem kleinen Dorfe zuführte. Die Freunde ſahen der Bande neugierig nach.

„Daß ſolche Scene in dieſem Lande möglich wäre, hätte ich nie geglaubt,“ rief der Doctor.

„Sie waren früher bei uns eine Landplage,“ verſetzte Ilſe gleichmüthig. „Sie ſtammen von Zigeunerart. Ein Landesherr in der Nähe hatte ihnen Unterſchlupf gegeben, aber ſie waren ein unartiges Geſinde. Jetzt ſind ſie ſelten, der Vater hält ſtreng auf Ordnung, und ſie wiſſen das recht gut. Doch wir müſſen zurück in den Hof, denn Vorſicht kann bei dem diebiſchen Volk nicht ſchaden.“

Sie eilten nach dem Hofe, Ilse rief den Inspector, und die Kunde, daß die Landläufer in der Nähe waren, flog wie ein Lauffeuer durch den Hof. Die Ställe wurden verwahrt, das Federvieh und die Familien der fettumwachsenen Schweine der Obhut von zwei handfesten Mägden übergeben, der Schäfer und die Knechte erhielten Befehl, Nachtwache zu halten. Ilse rief die Kinder, sie gab ihnen das Abendbrot und fand schwer, die Aufgeregten zu bändigen. Die Jüngsten wurden der Mamsell unter starkem Protest und Thränen übergeben zu sicherer Aufbewahrung in ihren Betten. Dann suchte Ilse alte Röckchen und Linnen zusammen, belud eine Magd mit zwei Broten und schickte sich an, zum Hofthor zu gehen, wo die Frau sie erwarten sollte. Der Doctor hatte sich in seiner Freude über die Fremden aller Sorge um den Freund entschlagen. „Erlauben Sie uns, die Verhandlung mit der Sibylle anzuhören," bat er.

Sie fanden die Landstreicherin in der Dämmerung vor dem Thor sitzend, neben ihr ein halbwüchsiges Mädchen mit prachtvollen Augen und langen Zöpfen, aber mangelhaftem Gewande. Das Weib erhob sich und nahm mit vornehmer Haltung die Spende in Empfang, welche ihr Ilse reichte.

„Segen über Sie, Fräulein," rief sie, „alles Glück, das Sie sich jetzt wünschen, soll Ihnen zu Theil werden. Und Sie haben ein Angesicht, welches Glück verheißt. Segen über Ihr goldenes Haar und die blauen Augen. Ihnen danke ich," schloß sie sich verneigend. „Wollen die Herren nicht auch meinem Mädchen ein Andenken schenken?" Die wilde Schöne hielt ihre Hand hin. „Die Sonne hat ihr das Gesicht verbrannt, seien Sie freundlich gegen die arme Schwarze," bettelte die Alte, und dabei sah sie lauernd in der Runde umher. Der Professor schüttelte verneinend das Haupt, der Doctor griff nach seiner Börse und legte der Alten ein Geldstück in die Hand. „Das Prophezeien habt Ihr aufgegeben?" frug er lachend.

„Es bringt Unglück dem, der wahrsagt, und dem, der

fragt," versetzte die Fremde. „Hüte sich der Herr vor allem, was bellt und kratzt, denn Ihm kommt Unglück von Hunden und Katzen." Ilse und der Professor lachten, die Augen der Landstreicherin suchten unterdeß unruhig in dem Gebüsch.

„Wir können nicht wahrsagen," fuhr sie geläufig fort, „wir haben keine Macht über die Zukunft, und wir irren wie ihr andern auch. Aber Manches sehen wir doch, schönes Fräulein, und ohne daß Sie es verlangen, will ich's Ihnen sagen. Der Herr da neben Ihnen sucht einen Schatz, und er wird ihn finden, aber er soll sich hüten, daß er ihn nicht verliert; und Sie, stolzes Fräulein, werden einem Manne lieb sein, der eine Krone trägt, und Sie werden die Wahl haben, ob Sie eine Königin werden wollen, die Wahl und die Qual," setzte sie leiser hinzu, und ihre Augen flogen wieder unruhig umher.

„Hinweg mit Euch!" rief Ilse unwillig, „solch Geschwätz stimmt schlecht zu Euern Worten."

„Wir wissen nichts," murmelte die Fremde demüthig, nach dem Zeichen an ihrem Halse fassend. „Wir haben nur unsere Gedanken. Und unsere Gedanken sind eitel oder wahr, je nachdem ein Stärkerer will. Leben Sie wohl, schönes Fräulein," rief sie mit Nachdruck, und schritt mit ihrer Begleiterin in die Tiefe.

„Wie stolz sie dahingeht," rief der Doctor, „Respect vor dem klugen Weibe, sie wollte nicht wahrsagen, aber sie konnte doch nicht vermeiden, sich durch geheimes Wissen zu empfehlen."

„Sie hat sich längst bei den Feldarbeitern nach uns Allen erkundigt, und sie kennt den Hof," versetzte Ilse lachend.

„Wo nur ihr Lager aufgeschlagen ist?" frug der Doctor neugierig.

„Wahrscheinlich hinter dem Dorfe," versetzte Ilse. „Im Thal sehen wir wohl die Feuer. Die Fremden haben nicht gern, wenn man ihrem Lager nahe kommt und zusieht, was sie als Abendkost verzehren."

Sie ſtiegen langſam in das Thal hinab und blieben am Ufer des Baches unfern dem Garten ſtehen. Rings um ſie lag das Dunkel des Abends auf Buſch und Wieſe, das alte Haus auf dem Steine ragte düſter unter dem dämmrigen Grau des Himmels. Vor ihren Füßen murmelte das Waſſer und die Blätter der Bäume rührten ſich im Nachtwind. Schweigend blickten die Drei in die verſchwimmenden Formen der Landſchaft hinaus, das Seitenthal mit dem Dorf lag unſichtbar in dem tiefen Schatten der Nacht, nicht einmal ein erleuchtetes Fenſter war zu ſehen. „Sie ſind lautlos verſchwunden wie die Fledermäuſe, welche eben noch durch die Luft flogen," ſagte der Doctor. Aber die Andern antworteten nicht, ſie dachten nicht mehr an die Landläufer.

Da klang es durch die Abendluft wie leiſes Wimmern. Ilſe fuhr zuſammen und lauſchte. Und noch einmal derſelbe ſchwache Ton. „Die Kinder!" ſchrie Ilſe entſetzt, und ſtürzte der Hecke zu, welche den Obſtgarten von der Wieſe trennte. Sie rüttelte angſtvoll an der verſchloſſenen Pforte, dann brach ſie das Geäſt der Hecke auseinander und ſprang wie eine Löwin hindurch, das Obſtgelände hinauf. Die Freunde eilten ihr nach, aber ſie erreichten die Schnelle nicht. Vor ihr ſchimmerte es hell unter den Bäumen und es regte ſich, da ſie heranflog. Zwei Männer hoben ſich vom Boden, eine Geſtalt fuhr ihr entgegen, Ilſe aber ſchlug den Arm zurück der zum Schlag gegen ſie ausholte, daß der Mann taumelte, und warf ſich über die weinenden Kleinen, welche im Raſen lagen. Hinter Ilſe ſprang Felix herzu und packte den Mann, der Doctor rang im nächſten Augenblick mit einem andern, der wie ein Aal unter ſeinen Händen dahinglitt und in der Dunkelheit verſchwand. Der erſte Räuber aber hob ſein Meſſer gegen den Arm des Profeſſors, entrang ſich der Hand, welche ihn feſthielt, und war im nächſten Augenblick durch die Hecke gebrochen. Man hörte das Knarren im Geäſt, dann war Alles wieder ſtill.

„Sie leben!“ rief Ilse am Boden knieend mit fliegendem Athem und umschlang die Kleinen, welche jetzt ein klägliches Geschrei ausstießen. Es war Riekchen im bloßen Hemde und Franz, auch halb ausgeschält. Die Kinder waren den Augen der Mamsell und dem Schutz der Schlafstube entschlüpft und in den Garten geschlichen, um die Feuer der Komödianten zu sehen, von denen die Geschwister erzählten. Da waren sie den Genossen der Bande, welche Greifbares suchten, in die Hände gefallen und der Kleider entledigt worden.

Ilse nahm die schreienden Kinder auf ihre Arme, vergebens wollten die Freunde ihr die Last abnehmen. Lautlos eilte sie mit den Geretteten nach dem Hause, sie stürzte in das Zimmer und beide festhaltend kniete sie vor dem Sopha über ihnen, und die Freunde hörten ihr unterdrücktes Schluchzen. Aber nur auf wenige Augenblicke verlor sie die Haltung. Sie richtete sich auf und sah über die Dienstleute, welche in ängstlichem Gedränge die Stube füllten. „Den Kindern ist kein Leid geschehen,“ rief sie, „geht, wo ihr die Wache habt und holt mir einen der Herren.“ Der Inspector trat aus dem Haufen. „Das war ein Raub auf unserem Grunde,“ sagte Ilse, „und die ihn verübt, soll das Gesetz erreichen. Ich bitte, lassen Sie die Bande in ihrem Lager aufheben.“

„In der Schlucht hinter dem Dorf ist ihr Feuer,“ erwiederte der Inspector, „man sieht den rothen Rauch vom Oberstock. Aber Fräulein — ich sage es ungern — wäre nicht vorsichtiger, man ließe die Schurken entlaufen. Ein großer Theil unserer Ernte liegt in Garben, sie zünden uns in der Nacht aus Rache die Haufen an oder wagen noch Aergeres, um ihre Leute wieder frei zu machen.“

„Nein,“ rief Ilse, „bedenken Sie nicht, zögern Sie nicht. Ob die Argen uns zu schaden vermögen oder nicht, darüber entscheidet ein höherer Wille, wir thun, was unsere Pflicht ist. Der Frevel fordert Strafe und der Herr dieses Gutes ist zum Wächter des Gesetzes gestellt.“

„Laſſen Sie uns eilen," mahnte der Profeſſor den Beamten, „wir begleiten Sie."

„Nun, mir iſt's nach dem Herzen," verſetzte der Inſpector überlegend, „der Hofverwalter bleibt hier, wir Andern ſuchen die Bande am Feuer."

Er eilte hinaus. Der Doctor faßte einen Knotenſtock, der in einer Zimmerecke lehnte. „Das wird genügen," ſagte er lächelnd dem Freunde. „Ich halte mich zu einiger Schonung verpflichtet gegen dieſe lüderlichen Zigeunerſöhne, welche ihr Indiſch noch nicht ganz vergeſſen haben." Im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, hielt er an: „Du aber bleibſt zurück, denn du bluteſt."

Aus dem Aermel des Profeſſors fielen einzelne Blutstropfen zur Erde.

Das Antlitz der Jungfrau wurde fahl wie die Thür, bei welcher ſie ſtand, und ſie hielt ſich zitternd an den Pfoſten. „Um unſertwillen," murmelte ſie tonlos. Plötzlich eilte ſie auf den Profeſſor zu und neigte ſich auf die Hand herab, ſie zu küſſen, erſchrocken hielt Felix die Leidenſchaftliche zurück. „Es iſt nicht der Rede werth, Fräulein," rief er, „ich bewege den Arm nach Gefallen." Der Doctor zwang ihn, den Rock auszuziehen und Ilſe flog nach Verbandzeug. Fritz aber unterſuchte mit der Ruhe eines alten Studenten die wunde Stelle. „Es iſt ein kurzer Stich in die Muskeln des Unterarmes," tröſtete er ſachverſtändig das Fräulein, „etwas Heftpflaſter wird genügen." Der Profeſſor fuhr wieder in den Rock und ergriff den Hut: „Vorwärts," ſagte er.

„O nein, bleiben Sie bei uns!" flehte Ilſe ihm nacheilend. Der Profeſſor ſah in das angſterfüllte Geſicht, ſchüttelte ihr herzlich die Hand und verließ mit dem Freunde das Zimmer.

Der eilige Tritt der Männer verklang. Ilſe durchſchritt allein die Räume des Hauſes, Thüren und Fenſterläden waren geſchloſſen, an der Thür nach dem Hofe wachte Hans, den

Säbel des Vaters in der Hand, vom Oberſtock beobachteten die Hausmädchen Hofraum und Garten. Ilſe trat in die Kinderſtube, wo die armen Kleinen von der Mamſell und den Geſchwiſtern umringt in ihren Betten ſaßen und zwiſchen den letzten Thränen und dem Schlafe kämpften. Ilſe küßte die Müden und drückte ſie in die Kiſſen, dann eilte ſie hinaus in den Hof und lauſchte ängſtlich bald nach der Richtung, in welcher die Bande lagerte, bald nach der andern Seite, wo Hufſchlag die Ankunft des Vaters verkünden ſollte. Alles war ſtill. Die Mägde von oben riefen ihr zu, daß auch das Feuer der Fremden verlöſcht ſei, und wieder eilte ſie auf und ab, horchte erwartungsvoll und richtete die Augen zum Sternenhimmel.

Welch ein Tag! Vor wenig Stunden hoch emporgehoben über die Noth der Erde und jetzt durch feindliche Fauſt zurückgeriſſen in Schrecken und Angſt! Sollte das eine Vorbedeutung ſein für die Tage der Zukunft? War die goldene Pforte nur geöffnet, um ſich mißtönend wieder zu ſchließen und eine arme Seele zurückzulaſſen in verzehrender Sehnſucht? Die Betrügerin hatte prophezeit von Einem, der eine Krone tragen würde. Ja, in dem Reich, wo er als ein König herrſchte, da war ſelige Heiterkeit und beglückender Friede. Ach, wenn es erlaubt iſt, Irdiſches zu vergleichen mit den Freuden des Himmels, ſolches Wiſſen und Denken gab eine Vorahnung der ewigen Herrlichkeit. Denn ſo ſchwebten die Geiſter derer, die hienieden gut und weiſe geweſen waren, lichtumfloſſen in reiner Klarheit, und ſie ſprachen lächelnd und glücklich zu einander von Allem, was auf Erden geweſen war, das Geheimſte wurde ihnen offenbar und das Tiefverhüllte durchſichtig, und ſie wußten, daß alle Pein und aller Schmerz der Erde ewige Weisheit und Güte war. Und er, der hier auf Erden dahinſchritt, den heitern Himmel im Herzen, ihn ſtach der wandernde Strolch in den Arm um ihretwillen, und um ihrer Lieben willen war er wieder ausgezogen in die feindſelige Nacht, und unendliche Angſt um ihn ſchnitt durch das Herz. „Schütze ihn, Allerbarmer,“ rief ſie,

„und mich heb aus dem Dunkel, ſtärke mir die Kraft und verklăre meinen Geiſt, daß ich würdig werde des Mannes, der dein Antlitz ſchaut in vergangenen Zeiten und über geſchwundenen Völkern.“

Endlich hörte ſie den ſchnellen Trab eines Reiters und das Schnauben des ungeduldigen Roſſes an dem verſchloſſenen Thor. „Vater!“ rief ſie, riß den Riegel zurück, und flog an den Hals des Abſteigenden. Beſtürzt vernahm der Landwirth ihren ſchnellen Bericht, er warf die Zügel des Pferdes dem Sohne zu und eilte in die Kinderſtube, ſeine Kleinen zu herzen, die beim Anblick des Vaters ihres Unglücks gedachten und weinend neue Wehklage begannen.

Als der Landwirth in den Hof trat, zogen die Gutsleute vor das Haus und der Inſpector berichtete: „Niemand war um das Feuer und in der Nähe zu ſehen. Am Feuer keine Spur, daß dabei geraſtet worden, es war zur Täuſchung angezündet, ſie haben hier nur ſtehlen wollen, der größere Theil der Bande iſt ſchon am Abend weiter gezogen. Sie liegen irgendwo in den Wäldern verſteckt, und wenn die Sonne aufgeht, ſind ſie längſt über die Grenze. Das Gewürm kenne ich aus alter Zeit.“

„Er hat Recht,“ ſagte der Landwirth zu den Freunden, „und ich meine, wir haben nichts mehr zu fürchten. Doch werden zuverläſſige Augen dieſe Nacht geöffnet bleiben. Ihnen aber dankt ein armer Vater,“ fügte er bewegt hinzu, „der letzte Tag, den Sie bei uns verlebten, Herr Doctor, ſollte vom Morgen bis zum Abend abenteuerlich ſein. Das iſt ſonſt nicht unſere Art.“

„Ich ſcheide allerdings in Sorge um das, was ich hier zurücklaſſe,“ verſetzte der Doctor zwiſchen Ernſt und Scherz. „Daß jetzt gar noch verlorene Kinder Aſiens um die alten Mauern ſchleichen, iſt außer Spaß.“

„Des Geſindels ſind wir ledig, wie ich hoffe,“ fuhr der Landwirth gegen ſeine Tochter fort, „aber auf einen andern Beſuch magſt du dich bei Zeiten gefaßt machen, der Landesherr

wird in einigen Wochen vor dieſem Hauſe abſteigen. Ich bin nur deßhalb fortgeſprengt worden, um Geſchwätz über ſeinen Beſuch zu hören, und zu vernehmen, daß noch nicht entſchieden ſei, wo Sereniſſimus vor der Jagd das Frühſtück einnehmen werde. Dieſen Wink kenne ich, es war vor fünfzehn Jahren eben ſo. Da hilft nun nichts, zu Roſſau im Lindwurm kann er nicht bleiben. Auch dieſe Störung wird vorübergehen. — Und jetzt uns Allen eine gute Nacht und ein Schlaf in Frieden."

Die beiden Freunde traten nachdenklich in ihr Schlafzimmer. Der Profeſſor ſtand am Fenſter und horchte auf den Tritt der Wächter, die von außen und innen den Hof umzogen, auf das Zirpen der Grillen und auf die gebrochenen Laute, welche aus der ſchlummernden Flur in das Ohr drangen. Und wieder hörte er ein Geräuſch neben ſich und ſah in das treue Geſicht ſeines Freundes, der in ſeiner Aufregung die Hände gefaltet hatte: „Sie iſt fromm," rief Fritz klagend.

„Sind wir's nicht auch?" erwiederte der Profeſſor, und richtete ſich hoch auf.

„Sie iſt dem Leben deines Geiſtes ſo fremd wie die heilige Eliſabeth."

„Sie hat Verſtand," entgegnete der Profeſſor.

„Sie ſteht ſo ſicher und abgeſchloſſen in ihrem Kreiſe, ſie wird in deiner Welt nie heimiſch werden."

„Sie iſt tüchtig hier, ſie wird es überall ſein."

„Du verblendeſt dich," rief Fritz händeringend. „Willſt du in den Frieden deiner Tage einen Zwieſpalt bringen, deſſen Ende du nicht abſehen kannſt? Willſt du ihr ſelbſt die ungeheure Umwandlung zumuthen, welche ſie aus einer tüchtigen Wirthin zur Vertrauten deiner rückſichtsloſen Forſchung machen ſoll? Darfſt du ihr das ſichere Selbſtgefühl eines kräftigen Lebens rauben, und in ihre Zukunft den Kampf, die Unſicherheit, den Zweifel hineintragen? Wenn du nicht an dich und deine Ruhe denkſt, ſo haſt du doch die Verpflichtung, ihr Weſen zu ehren."

Der Profeſſor legte das heiße Haupt an das Holz des Fenſters. Endlich fuhr er auf: „Wir aber ſollen Diener der Wahrheit ſein und ihre Verkünder. Und wenn wir dieſe Pflicht gegen tauſend Fremde üben, gegen Jeden, der uns hören will, wächſt nicht Recht und Pflicht da, wo wir lieben?“

„Täuſche dich nicht,“ antwortete Fritz, „du, der feinfühlende Mann, der jedes Leben in ſeiner Berechtigung ſo willig anerkennt, du wärſt der Letzte, die Harmonie ihres Weſens zu ſtören, wenn du ſie nicht für dich begehrteſt. Was dich treibt, iſt nicht Pflichtgefühl, ſondern Leidenſchaft.“

„Was ich der Fremden nicht zumuthen darf, das ziemt mir an dem Weibe zu thun, das ich für immer mit mir verbinde. Und hat nicht jede Frau, die unſerm Leben nahe tritt, ähnliche Wandlung zu erfahren? Wie hoch ſtellſt du das Wiſſen der Frauen in der Stadt, welche in unſeren Kreiſen heraufkommen?“

„Was ſie wiſſen, iſt in der Regel unſicherer, als ihnen und uns gut iſt,“ verſetzte Fritz, „aber von klein auf ſind ſie gewöhnt, mit Theilnahme die wiſſenſchaftlichen Intereſſen der Männer zu begleiten. Die beſten Reſultate des geiſtigen Schaffens ſind ihnen doch ſo leicht zugänglich, daß ſie überall Anknüpfungspunkte für ein herzliches Verſtändniß finden. Hier aber, wie ſchön, wie liebenswerth ſich unſern Augen dies Leben darſtellt, es iſt vielleicht grade darum ſo anziehend, weil es uns zugleich ſo fremdartig gegenüberſteht.“

„Du übertreibſt und wirſt unwahr,“ rief der Profeſſor. „Grade in dieſen Tagen habe ich tief gefühlt, was wir über den Büchern leicht vergeſſen, wie groß die Rechte ſind, welche eine edle Leidenſchaft in unſerm Leben hat. Wer kann ſagen, was zwei Menſchen einander ſo lieb macht, daß ſie ſich nicht ſcheiden können? Es iſt nicht nur die Freude am Daſein des Andern, nicht das Bedürfniß der Ergänzung des eigenen Weſens, auch nicht Sinn und Phantaſie allein, welche das Fremde uns ſo innig verbinden. Iſt denn nöthig, daß die

Frau nur das feinere Rohr wird, welches eine Octave höher immer dieſelben Noten tönt, welche der Mann ſpielt? Die Sprache iſt arm für den mächtigen Ausdruck der Freude und Erhebung, welche ich in ihrer Nähe empfinde, und ich kann dir nur ſagen, mein Freund, das iſt etwas Gutes und Großes, und es fordert in meinem Leben ſein Recht. Was aber jetzt aus dir ſpricht, das iſt nur der kalte Zweifler Verſtand, der allem Werdenden abhold ſo lange ſeine Anſprüche erhebt, bis er durch die vollendete That widerlegt iſt."

„Es iſt nicht allein der Verſtand," verſetzte Fritz gekränkt. „Daß du meine Rede ſo verkennſt, habe ich nicht verdient. War es anmaßend, daß ich mit dir über Gefühle geſprochen habe, welche dir jetzt für heilig gelten, ſo darf ich zu meiner Entſchuldigung ſagen, daß ich nur die Rechte in Anſpruch nahm, welche mir deine Freundſchaft bis zu dieſer Stunde eingeräumt hat. Ich mußte meine Pflicht gegen dich thun, bevor ich dich hier verlaſſe. Kann ich dich nicht überzeugen, ſo ſuche dieſe Unterredung zu vergeſſen, ich werde dies Thema nie wieder berühren."

Er ließ den Profeſſor am Fenſter ſtehn und wandte ſich zu ſeinem Lager. Diesmal zog er die Stiefeln leiſe aus und legte ſich auf ſein Bett, den Kopf zu der Wand gekehrt. Nach einer Weile fühlte er ſeine Hand ergriffen, der Profeſſor ſaß an ſeinem Lager und hielt die Hand des Freundes feſt, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich entzog ſie ihm Fritz mit herzlichem Druck und wandte ſich wieder zur Wand.

Im erſten Morgengrau ſtand er auf, trat leiſe an das Lager des ſchlummernden Gelehrten und ging ſtill zur Thür hinaus. Im Wohnzimmer erwartete ihn der Hausherr, der Wagen fuhr vor, ein kurzer, freundlicher Abſchied und Fritz fuhr davon und ließ ſeinen Freund allein unter den Grillen des Feldes und unter den Aehren, deren ſchwere Häupter ſich im Morgenwind hoben und ſenkten, gleich den Wellen des Meeres, in dieſem Jahr wie vor tauſend und abertauſend Jahren.

Der Doctor ſah zurück auf den Stein, der das alte Haus trug, auf die Terraſſe darunter mit dem Friedhofe und der Holzkirche, und auf den Laubwald, welcher den Fuß der Anhöhe umzog. Und alle Vergangenheit und Gegenwart der gefährlichen Stätte waren ihm deutlich. Das uralte Weſen aus der Sachſenzeit hatte ſich an dieſem Orte nur wenig geändert. Und er ſah den Felſen und die ſchöne Ilſe von Bielſtein, wie ſie vor Menſchengedenken geweſen waren. Damals war der Stein einem Heidengotte heilig, ſchon damals hatte ein Thurm darauf geſtanden, und die Ilſe hatte darin gewohnt, mit ihren geſcheitelten blonden Haaren, im weißen Linnengewand, einen Pelz von Otterfell darüber. Damals war ſie Prieſterin und Prophetin geweſen für einen Stamm wilden Sachſenvolks. Wo jetzt die Kirche ſtand, war die Opferſtätte geweſen, und das Blut der gefangenen Feinde war von dort heruntergerieſelt in das Thal.

Wieder ſpäter hatte ein chriſtlicher Sachſenhäuptling dort ſein Balkenhaus gebaut, und wieder hatte dieſelbe Ilſe darin geſeſſen zwiſchen den hölzernen Pfoſten, auf dem erhöhten Raum der Frauen, und ſie hatte die Spindel gedreht oder den Männern ſchwarzen Meth in die Schale gegoſſen.

Wieder Jahrhunderte ſpäter war das gemauerte Haus mit ſteinumfaßten Fenſtern und einem Wartthurm auf dem Felſen errichtet worden als Neſt eines räuberiſchen Junkers, und die Ilſe von Bielſtein hatte wieder darin gehauſt in einer ſammtnen Schaube, die der Vater auf des Königs Heerſtraße den Kaufherren geraubt hatte, und wenn das Haus von einem Feinde berannt wurde, ſtand die Ilſe unter den Männern auf der Mauer, und ſpannte die große Armbruſt wie ein Reitersknecht.

Und wieder viele hundert Jahre ſpäter hatte ſie in dem Jagdſchloß eines Fürſten geſeſſen, bei ihrem Vater, einem alten Kriegsmann aus der Schwedenzeit. Damals war ſie ſpießbürgerlich und fromm geworden, ſie kochte Beeren zu Muß und

ging hinunter zum Pfarrer in das Conventikel, sie wollte keine Blumen tragen und schlug mit dem Finger in der Bibel nach, welchen Mann ihr der Himmel bescheeren würde.

Und jetzt stand dasselbe Sachsenkind seinem Freunde gegenüber, hoch und kräftig an Leib und Seele, aber immer noch ein Kind des Mittelalters, gefaßt und still, mit gleichmäßigem Ausdruck des schönen Angesichts, der nur wechselte, wenn einmal plötzliche Leidenschaft durch das Herz fuhr; ein Gemüth wie im Halbschlaf, ein so einfaches Gefüge des Geistes, daß man zuweilen nicht wußte, war sie sehr klug oder einfältig Und an ihrem Wesen hing etwas von allem, was die Ilsen seit zwei Jahrtausenden gewesen: ein Stück Alraune, Methspenderin, Reiterstochter, Pietistin. Es war die altdeutsche Art und die altdeutsche Schönheit, aber daß sie jetzt mit einemmal auch noch das Weib eines Professors werden sollte, das dünkte dem bekümmerten Doctor zu sehr gegen alle Gesetze ruhiger geschichtlicher Entwicklung.

10.

Die Werbung.

Wenige Stunden, nachdem der Freund das Gut verlassen, trat der Professor in das Arbeitszimmer des Landwirths. „Die Landläufer sind verschwunden und mit ihnen Ihr Freund. Es thut uns Allen leid, daß der Herr Doctor nicht länger bleiben konnte," rief ihm der Landwirth von seiner Arbeit zu.

„Bei Ihnen liegt die Entscheidung, ob auch ich noch länger weilen darf," entgegnete der Professor in so tiefem Ernst, daß der Landwirth aufstand und seinen Gast fragend anblickte. „Ich komme, von Ihnen ein großes Vertrauen zu erbitten," fuhr der Professor fort, „und ich muß von hier scheiden, wenn Sie mir dasselbe versagen."

„Sprechen Sie, Herr Profeſſor," entgegnete der Landwirth.

„Es iſt für uns beide nicht mehr möglich, in dem unbefangenen Verhältniß als Wirth und Gaſt fortzuleben. Ich ſuche die Neigung Ihrer Tochter Eliſe für mich zu gewinnen."

Der Landwirth fuhr zurück, die Hand des ſtarken Mannes klammerte ſich an die Tiſchplatte.

„Ich weiß, was ich von Ihnen fordere," rief der Gelehrte mit ausbrechender Leidenſchaft. „Das Höchſte nehme ich in Anſpruch, was Sie geben können; ich weiß, daß ich Ihr Leben dadurch ärmer mache, denn ich will von Ihnen abwenden, was Ihnen Freude, Hülfe, Stolz geweſen iſt."

„Und doch," murmelte der Landwirth finſter, „Sie erſparen dem Vater, das zu ſagen."

„Ich fürchte, daß Sie mich in dieſem Augenblicke für einen Einbrecher in den Frieden Ihres Hauſes halten," fuhr der Gelehrte fort. „Aber wenn Ihnen auch ſchwer wird, gütig gegen mich zu ſein, Sie ſollen alles wiſſen. Ich ſah ſie zuerſt in der Kirche, und ihr inniges, gottbegeiſtertes Weſen ergriff mich mächtig. Ich lebte um ſie im Hauſe und fühlte jede Stunde mehr, wie ſchön und liebenswerth ſie iſt. Unwiderſtehlich wurde die Gewalt, welche ſie auf mich ausübt. Die Leidenſchaft, in welcher ich lebe, iſt ſo groß geworden, daß mir der Gedanke Entſetzen bereitet, ſie könnte mir doch fern bleiben. Für Leib und Seele ſehne ich mich, ſie zu meinem Weibe zu machen."

So ſprach der Gelehrte, offenherzig wie ein Kind.

„Und wie weit ſind Sie mit meiner Tochter?" frug der Landwirth.

„Ich habe zwei Mal in ausbrechendem Gefühl ihre Hand berührt," rief der Profeſſor.

„Haben Sie über Ihre Liebe mit ihr geſprochen?"

„Dann ſtände ich nicht ſo vor Ihnen," entgegnete der Profeſſor. „Ich bin, Ihnen gänzlich unbekannt, durch einen beſonderen Zufall zu Ihnen gekommen. Und ich bin nicht in

der glücklichen Lage eines Freiwerbers, der sich auf längere Bekanntschaft berufen kann. Sie haben mir ungewöhnliche Gastfreundschaft erwiesen, und ich bin verpflichtet, Ihr Vertrauen nicht zu täuschen; ich will nicht hinter Ihrem Rücken ein Herz für mich gewinnen, das mit Ihrem Leben so eng verbunden ist."

Der Landwirth neigte beistimmend das Haupt. „Und haben Sie die Zuversicht, ihre Liebe für sich zu gewinnen?"

„Ich bin kein Knabe und sehe wohl, daß sie mir herzlich zugethan ist. Ueber die Tiefe und Dauer eines jungfräulichen Gefühls haben wir beide kein Urtheil. In einzelnen Stunden habe ich die beseligende Ueberzeugung gehabt, daß die warme Neigung des Weibes mir geworden ist, aber grade die unbefangene Unschuld ihres Empfindens macht mich wieder unsicher. Und wenn ich Ihnen das Schwerste gestehen soll, was mir zu sagen bleibt, ich darf nicht leugnen, daß für sie noch eine Rückkehr zu ruhiger Empfindung möglich ist."

Der Landwirth sah auf den Mann, der sich mühte, unbefangen zu urtheilen, und doch am ganzen Körper bebte. „Ich habe die Pflicht, auf einen Herzenswunsch meines Kindes Rücksicht zu nehmen, wenn er so mächtig wird, daß er sie aus ihrer Heimath fortzieht zu einem andern Manne. Immer vorausgesetzt, daß ich selbst nicht die Ueberzeugung habe, es werde ihr Unglück sein. Ihr Verhältniß zu meiner Tochter ist bei der kurzen Bekanntschaft und nach dem, was Sie mir darüber sagen, schwerlich so, daß mir nur die Wahl bleibt, entweder einzuwilligen, oder mein Kind elend zu machen. Und Ihr Geständniß giebt mir auch die Möglichkeit, zu verhüten, was mir vielleicht in vieler Rücksicht unwillkommen ist. Ja, Sie sind mir in diesem Augenblick ein Fremder, und als ich Ihnen anbot, bei mir zu bleiben, habe ich gethan, was für mich und die Meinen schwere Folgen haben mag."

Als der Landwirth in der Erregung des Augenblicks so sprach, fiel sein Blick auf den Arm, der gestern geblutet hatte,

und wieder auf die mannhaften Züge des bleichen Antlitzes vor ihm, er unterbrach seine Rede und legte die Hand auf die Schultern des Andern. „Nein," rief er, „das ist nicht meines Herzens Meinung, und nicht so darf ich Ihnen antworten." Er schritt durch das Zimmer, bemüht sich zu fassen. „Aber hören auch Sie ein vertrauendes Wort, und zürnen Sie mir darum nicht," fuhr er ruhiger fort. „Wohl weiß ich, daß ich meine Tochter nicht für mich erzogen habe, und daß ich mich einmal gewöhnen muß, sie zu entbehren. Aber unsere Bekanntschaft ist zu kurz, als daß ich ein Urtheil hätte, ob mein Kind an Ihrer Seite Frieden oder Unfrieden zu erwarten hat. Wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir sehr werth und angenehm geworden sind, so hat das doch in dieser Stunde keine Bedeutung. Wären Sie ein Landwirth wie ich, so würde ich Ihre Mittheilung mit leichterem Herzen anhören, denn ich hätte in der Zeit Ihres Hierseins wohl über Ihre Tüchtigkeit eine feste Ansicht gewonnen. Daß unser Beruf so verschieden ist, macht nicht nur mir schwer, über Sie zu urtheilen, es mag auch gefährlich werden für die Zukunft meines Kindes. Wenn der Vater wünscht, daß die Tochter sich mit einem Manne verheirathet, der in ähnlichem Geschäfte arbeitet, so hat das in jedem Lebenskreise seinen guten Grund, für den Landwirth von meinem Schlage noch einen besonderen. Denn die Tüchtigkeit unserer Kinder liegt zum Theil darin, daß sie als Gehülfen der Eltern heranwachsen. Was Ilse in meinem Hause gelernt hat, giebt mir die Sicherheit, daß sie als Frau eines Landwirths ihren Platz vollkommen ausfüllen wird, ja, sie vermöchte wohl Schwächen ihres Mannes zu ergänzen. Und das wird ihr ein gesundes Leben sichern, selbst wenn ihr Mann manches zu wünschen übrig ließe. Als Frau eines Gelehrten hat sie wenig Nutzen von dem, was sie weiß, und sie wird als ein Unglück empfinden, daß sie vieles andere nicht gelernt hat."

„Daß sie entbehren wird, muß ich einräumen, auf Alles, was ihr nach Ihren Worten fehlt, gebe ich wenig," rief der

Gelehrte. „Ich bitte Sie, darin mir und der Zukunft zu vertrauen.“

„Dann also antworte ich Ihnen, Herr Professor, ebenso offen, wie Sie zu mir gesprochen haben, ich darf Ihre Forderung nicht kurz abweisen, denn ich will dem, was vielleicht Sehnsucht und Glück meiner Tochter ist, nicht feindlich in den Weg treten; und doch, ich kann bei der unvollständigen Einsicht, die ich über Ihre Verhältnisse habe, nicht darauf eingehen. Und ich bin in diesem Augenblicke in der schmerzlichen Lage, daß ich nicht weiß, wie ich überhaupt diese Sicherheit gewinnen kann.“

„Wohl fühle ich, wie ungenügend und zufällig die Urtheile sind, welche Sie von Fremden über mich einsammeln können; es wird dennoch geschehen müssen,“ antwortete mit Haltung der Gelehrte.

Der Landwirth bejahte schweigend, und der Professor fuhr fort:

„Zunächst bitte ich um Erlaubniß, Ihnen über meine äußeren Verhältnisse Mittheilung zu machen.“ Er nannte seine Einnahmen, gab getreulich an, woher sie flossen, und legte ein Verzeichniß derselben auf den Arbeitstisch. „Für diese Angaben wird mein Rechtsfreund, ein geachteter Anwalt der Universitätsstadt, Ihnen jede Bestätigung geben, welche Sie wünschen. Ueber meine Brauchbarkeit als Lehrer und meine Stellung an der Universität muß ich Sie allerdings auf das Urtheil meiner Collegen verweisen und auf die Ansicht, die sich etwa in der Stadt darüber gebildet hat.“

Der Landwirth blickte in das Verzeichniß. „Selbst die Bedeutung dieser Summen für Ihre Verhältnisse ist mir nicht ganz deutlich, für weitere Kunde habe ich in Ihrer Heimath kaum eine Anknüpfung. Aber, Herr Professor, ich werde ohne Zögern mir selbst die Gewißheit zu verschaffen suchen, welche ich erhalten kann. Ich werde morgen nach Ihrer Stadt abreisen.“

„O wie danke ich Ihnen,“ rief der Professor und faßte die Hand des Landwirths.

„Noch nicht," antwortete dieſer und zog ſeine Hand zurück.

„Ich werde natürlich, falls Sie das wünſchen, Sie begleiten," fuhr der Profeſſor fort.

„Das wünſche ich nicht," verſetzte der Landwirth. „Schreiben Sie ſogleich die Briefe, welche mich einigen Ihrer Bekannten empfehlen, im Uebrigen muß ich mich auf meine Fragen und allerdings auf den Zufall verlaſſen. Aber, Herr Profeſſor, dieſe Reiſe wird mir nur Ihre Angaben beſtätigen, die ich ohnedies für wahr halte, und vielleicht Urtheile Anderer über Sie, welche zu dem ſtimmen, was ich ſelbſt von Ihnen halte. Setzen wir den Fall, daß dieſe Auskunft mich befriedigt, was ſoll die Folge ſein?"

„Daß Sie mir geſtatten, noch länger in Ihrem Hauſe zu verweilen," rief der Profeſſor, „daß Sie vertrauend meine Annäherung an Ihre Tochter dulden, und daß Sie mir Ihre Einwilligung zur Ehe geben, ſobald ich der Neigung Ihrer Tochter ſicher bin."

„Solche Vorbereitung zu einer Brautwerbung iſt ungewöhnlich," ſagte der Landwirth mit trübem Lächeln, „doch ſie iſt einem Landwirth nicht unwillkommen. Wir ſind gewohnt, die Früchte langſam reifen zu ſehen. Alſo, Herr Profeſſor, auch nach meiner Reiſe behalten wir alle Drei Freiheit der Wahl und des letzten Entſchluſſes. — Und dieſe Unterredung, ſoll ſie unſer Geheimniß bleiben?"

„Ich beſchwöre Sie darum," flehte der Gelehrte. Wieder flog ein leichtes Lächeln über das ernſte Antlitz des Wirthes.

„Damit meine ſchnelle Abreiſe weniger auffalle, bleiben Sie unterdeß hier. Vermeiden Sie vor meiner Rückkehr, ſich meiner Tochter zu nähern. Sie ſehen, ich erweiſe Ihnen ein großes Vertrauen."

So hatte der Profeſſor ſeinen Gaſtfreund gezwungen, der Vertraute ſeiner Liebe zu werden. Es war ein ſchöner Vertrag zwiſchen Leidenſchaft und Gewiſſen, den der Gelehrte

durchgesetzt hatte, und doch war in seiner Disposition ein Irrthum, und die Abhandlung, an welcher er mit heißem Haupt und pochendem Herzen arbeitete, gerieth ein wenig anders, als er sich und dem Vater vorgestellt. Denn zwischen den drei Menschen, welche jetzt die hochsinnig eingeleitete Brautwerbung durchmachen sollten, war plötzlich die Unbefangenheit verschwunden. Als Ilse am Morgen der verhängnißvollen Unterredung strahlend von Glück zu den Männern trat, fand sie den Himmel des Gutes lichtlos, mit finsteren Wolken umzogen. Der Professor war unruhig und düster, er arbeitete fast den ganzen Tag auf seiner Stube, und als die Kleinen ihn am Abend baten, eine Geschichte zu erzählen, da lehnte er's ab, faßte den Kopf der kleinen Schwester mit beiden Händen, küßte ihre Stirn und legte sein eigenes Haupt darauf, als wollte er sich auf das Kind stützen. Gezwungen und spärlich waren die Worte, die er an Ilse richtete, und doch haftete unablässig sein Blick an ihr, aber fragend und unsicher. Und Ilse überraschte auch den Vater, wie dieser sie gespannt und schmerzlich ansah. Auch zwischen den Vater und sie war ein Geheimniß getreten, das in seinem Innern arbeitete. Ja sogar zwischen den beiden Männern war es nicht wie sonst. Der Vater sprach wohl einmal leise zu dem Freunde, aber beiden sah sie einen Zwang an, wenn sie über Gleichgültiges redeten.

Am nächsten Morgen gar die geheimnißvolle Reise des Vaters, die er ihr durch karge Worte über ein gleichgültiges Geschäft anzeigte! War seit jenem wüsten Abend Alles um sie verwandelt? Das Herz des Weibes zog sich ängstlich zusammen. Die Unsicherheit kam ihr, die Furcht vor etwas Feindseligem, das gegen sie heranfuhr. Schmerzvoll hielt sie sich zurück, in ihrem Zimmer kämpfte sie mit schweren Gedanken, und sie vermied, mit dem Manne ihrer Liebe allein zu sein.

Natürlich wurde dem Professor die Veränderung an der Geliebten auf der Stelle deutlich, und sie quälte den tiefsinnigen

Mann. Wollte sie ihn fernhalten, um den Vater nicht zu verlassen, war nur frohes Erstaunen gewesen, was er für herzliche Neigung hielt? Diese Sorge machte seine Haltung gezwungen und ungleichmäßig und der Wechsel seiner Stimmung wirkte wieder auf Ilse zurück.

Fröhlich hatte sich der Blüthenkelch ihrer Seele dem aufsteigenden Lichte geöffnet, da war ein Tropfen Morgenthau hineingefallen, und die zarten Blätter schlossen sich noch einmal unter der fremden Last.

Ilse war bei Krankheiten und Verletzungen die weise Frau des Gutes. Von ihrer Mutter hatte sie dies Ehrenamt übernommen und ihr Ruhm in der Umgegend war nicht gering; auch war es nicht unnöthige Beflissenheit, denn Rossau besaß nicht einmal einen ordentlichen Heilkünstler. Ilse aber verstand ihre einfachen Hausmittel vortrefflich anzuwenden, sogar der Vater und die Herren der Wirthschaft unterwarfen sich gehorsam ihrer Pflege. Und sie war in den Beruf einer barmherzigen Schwester so eingelebt, daß ihr jungfräuliches Zartgefühl gar nichts darin fand, am Krankenbett eines Gutsgenossen zu sitzen, und daß sie ohne Ziererei in die Wunde blickte, welche der Hufschlag eines Pferdes oder der Schnitt einer Sense verursacht hatte. Und jetzt stand er mit einer Wunde neben ihr, er hielt den Arm nicht einmal in der Binde, und sie sorgte unaufhörlich, daß der Schaden ärger werden könne. Wie gern hätte sie die Stelle gesehen, ach wie gern sie selbst verbunden, und sie bat ihn am Morgen beim Frühstück auf den Arm deutend: „Wollen Sie nicht uns zu Liebe etwas dafür thun?"

Der Professor zog befangen den Arm zurück und erwiederte: „Es hat gar nichts zu bedeuten." Sie schwieg verletzt. Als er aber auf sein Zimmer ging, wurde ihr die Sorge übermächtig, und sie sandte die Tagelöhnerfrau, welche in solchen Künsten ihre bewährte Gehülfin war, mit einem Auftrage in das Gastzimmer, und schärfte ihr ein, gewaltthätig aufzutreten,

jeden Widerſpruch des Herrn zu bewältigen, den Arm zu betrachten und ihr zu berichten. Aber als die ehrliche Frau ſagte, daß ihr Fräulein ſie ſende und daß ſie darauf beſtehen müſſe, den Stich zu ſehen, da entſchloß ſich zwar der Profeſſor zögernd, die Stelle zu zeigen, aber als die Botin einen bedenklichen Bericht heraustrug, und Ilſe, die unruhig vor der Thür auf und ab ging, durch die Vermittlerin wieder kalte Umſchläge befahl, da wollte der Profeſſor dieſe nicht anwenden. Er hatte wohl Urſache dazu, denn wie ſchmerzlich er den Zwang fühlte, der ihm im Verkehr mit Ilſe aufgelegt war, ſo dünkte ihm doch unerträglich, ihren Anblick ganz zu miſſen und in ſeiner Stube allein bei dem Waſſernapf zu ſitzen. Daß er aber den guten Rath verwarf, ſchmerzte Ilſe noch mehr, denn ſie fürchtete die Folgen, und es that ihr wieder weh, daß er auf ihre Wünſche nichts gab. Als ſie vollends erfuhr, daß er heimlich zum Chirurgus nach Roſſau geſchickt hatte, da kamen dem ehrlichen Mädchen die Thränen in die Augen über das, was ſie für Nichtachtung hielt. Denn ſie kannte die verkehrten Mittel des Trunkenbolds, und ſie wußte jetzt genau, daß es ein Unglück geben würde. Sie kämpfte mit ſich bis zum Abend, endlich beſiegte die Sorge um den Geliebten alle Bedenken, und als er neben den Kindern in der Laube ſaß, trat ſie vor ihn und bat in ihrer Herzensangſt leiſe mit niedergeſchlagenen Augen: „Der fremde Mann macht Ihnen die Schmerzen größer, bitte, laſſen Sie mich die Wunde ſehen.“ Und der Profeſſor, erſchrocken über dieſe Ausſicht, welche ſeine ganze, mühſam erkämpfte Selbſtbeherrſchung zu vernichten drohte, erwiederte, wie Ilſe hörte, mit rauher Stimme, — er war aber in Wahrheit nur durch innere Bewegung ein wenig heiſer —: „Ich danke, das kann ich gar nicht annehmen.“ Da ergriff Ilſe die beiden jüngſten Geſchwiſter, welche in den Händen der Zigeuner geweſen waren, ſtellte ſie vor ihn hin und rief heftig: „Bittet ihr, wenn er auf mich nicht hört.“ Und dem Profeſſor war dieſer kleine Auftritt ſo beweglich, und Ilſe ſah in ihrer Aufregung ſo un-

widerſtehlich ſchön aus, daß ihn die Rührung übermannte und daß er, um gegen den Vater ehrlich zu bleiben, aufſtand und ſchnell aus dem Garten ging.

Ilſe preßte die Hände krampfhaft zuſammen und ſah ſtarr vor ſich hin. Alles war ein Traum geweſen, Täuſchung war's und thörichte Einbildung, daß ſie in ſeliger Stunde gehofft hatte, er liebe ſie. Sie hatte ihm ihr Herz offenbart, und ihr heißes Gefühl war für ihn nichts als dreiſte Zudringlichkeit einer Fremden. Sie war ihm ein ungeſchicktes Weib vom Lande, dem das ſtädtiſche Zartgefühl fehlte, und die ſich thöricht etwas in den Kopf geſetzt, weil er einige Male gütig zu ihr geſprochen. Sie ſtürzte in ihr Zimmer, dort ſank ſie vor ihrem Lager nieder und ein krampfhaftes Schluchzen erſchütterte ihre Glieder.

Sie war den ganzen Abend nicht mehr ſichtbar, am nächſten Tage trat ſie dem Geliebten ſtolz und kalt gegenüber, ſie ſprach nur das Nöthigſte und rang in der Stille mit Thränen und unendlichem Jammer.

Alles war hochſinnig für eine feine und zarte Brautwerbung zurechtgelegt, aber wenn zwei Menſchen einander lieb haben, ſollen ſie das einer dem andern auch friſch und einfältig ſagen, ohne Dispoſition und, beim Styx, auch ohne Zartgefühl.

Der Landwirth war abgereiſt. Ein Geldgeſchäft, das er auf dem Wege erledigen konnte, gab den Vorwand. Schon den Tag darauf fiel ſeine gewaltige Geſtalt und das ſorgenvolle Antlitz in den Straßen der Univerſitätsſtadt auf. Gabriel war ſehr verwundert, als ein rieſiger Mann, höher als ſein alter Freund, der Wachtmeiſter bei den Küraſſieren, an der Thür ſchellte und einen Brief des Herrn überbrachte, worin Gabriel aufgefordert wurde, ſich und das Quartier dem Herrn zur Verfügung zu ſtellen. Der fremde Mann ſchritt durch die Zimmer, ſaß am Arbeitstiſch des Profeſſors nieder und begann mit Gabriel ein Geſpräch in Kreuzfragen, aus denen der Diener nicht klug werden konnte. Auch Herrn Hummel begrüßte der

Fremde, dann ließ er ſich nach der Univerſität führen, hielt auf der Straße Studenten an und frug ſie aus, verhandelte mit dem Rechtsanwalt, beſuchte einen Kaufmann, mit welchem er zuweilen Getreidegeſchäfte machte, ließ ſich von Gabriel zum Schneider des Profeſſors führen, dort einen Rock zu beſtellen, und Gabriel mußte lange vor der Thür ſtehen, bis der geſchwätzige Schneider den Fremden entließ. Auch zu Herrn Hahn ging er, einen Strohhut zu kaufen, und am Abend ſah man ſeine große Geſtalt, welche den chineſiſchen Tempel unbillig beengte, neben Herrn Hahn bei einer Flaſche Wein ſitzen. Es war ein armer Vater, der ſich bei gleichgültigen Leuten ängſtlich erkundigte, ob er ſein geliebtes Kind in die Arme eines Fremden legen müſſe. Ach, was er erfuhr, war alles noch weit günſtiger, als er erwartet hatte. Auch ihm wurde deutlich, was die Frau Oberamtmann Rollmaus längſt wußte, daß es nach der Meinung Anderer kein gewöhnlicher Mann war, den er bei ſich aufgenommen hatte.

Als der Heimkehrende am Abende des nächſten Tages zwiſchen den letzten Häuſern von Roſſau dahinfuhr, ſah er eine Geſtalt eilig auf ſich zukommen. Es war der Profeſſor, den die ungeduldige Erwartung auf den Weg getrieben hatte, und der jetzt mit verſtörtem Geſicht an den Wagen eilte. Der Landwirth ſprang von ſeinem Sitze und ſagte dem Profeſſor leiſe: „Bleiben Sie bei uns, der Himmel gebe zu allem Weiteren ſeinen Segen.“ Und als die beiden Männer neben einander den Fußpfad hinaufſtiegen, fuhr der Gutsherr mit einem Anflug von guter Laune fort: „Sie haben mich gezwungen, um Ihre Wohnung zu ſpioniren, lieber Herr Profeſſor. Ich habe erfahren, daß Sie ſtill weg leben. Sie bezahlen Ihre Rechnungen pünktlich, Ihr Diener ſpricht mit Ehrerbietung von Ihnen, die Nachbarn denken gut über Sie, in der Stadt ſind Sie ein angeſehener Mann, alles, was Sie ſonſt über ſich geſagt haben, iſt beſtätigt. Ihr Quartier iſt ſehr ſtattlich, die Küche zu klein, die Vorrathskammer enger

als bei uns ein Schrank. Durch die Fenster ist wenigstens Aussicht in's Grüne."

Sonst wurde kein Wort über den Zweck der Reise gesprochen, aber hoffnungsvoll vernahm der Professor, was der Landwirth von anderen Beobachtungen erzählte, wie reichlich die Bürger lebten, wie glänzend die Läden ausgestattet waren, dann von den hohen Häusern des Marktes, dem Gedränge auf den Straßen und von den Tauben, welche nach altem Herkommen vom Rath gehalten werden und dreist wie Stadtbeamte zwischen Wagen und Menschen umherlaufen.

Es war früher Morgen auf dem Gute, wieder sandte die Sonne ihre ersten Strahlen heiß auf die Erde. Nach einer schlummerlosen Nacht eilte Ilse durch den Garten zu dem kleinen Badehause, das der Vater zwischen Rohr und Gebüsch angelegt hatte. Dort tauchte sie die weißen Glieder in das Wasser, hüllte sich schnell wieder in ihr Gewand und stieg, die Strahlen der Sonne suchend, den Weg hinauf, welcher unweit der Grotte nach der Höhe führte. Da sie wußte, daß unter den Steinen der Höhle noch die kühle Nachtluft lag, stieg sie höher hinauf, wo die Berglehne steil nach der Grotte und dem Thal abfiel. Dort oben auf dem Abhange setzte sie sich zwischen den ersten Büschen nieder, um fern von jedem Menschenauge im Sonnenstrahl die Haare zu trocknen und ihren Anzug zu ordnen.

Sie sah hinüber nach dem Vaterhause, wo auf dem Freunde wohl noch der Morgenschlummer lag, und sah vor sich herunter auf die Steindecke der Grotte und auf den großen Federbusch von Weidenröschen, dem jetzt die weiße Wolle des Samens aus den Schoten quoll. Und sie stützte das Haupt in die Hand und dachte an den letzten Abend, wie wortkarg er wieder gewesen war, und daß der Vater zu ihr gar nicht von seiner Reise sprach. Aber wie unruhig auch die Sorgen durch ihr Haupt fuhren, aus der klaren Fluth hatte sie auch ihren Gedanken Erfrischung geholt, und jetzt warf der Morgen sein mildes Licht auch über ihr Herz.

Dort ſaß das Kind des Gutes, ſie wand das Waſſer aus dem Haar und ſtützte die weißen Füße auf das Moos. Neben ihr ſummten die Bienen über dem blühenden Quendel, und eine kleine Arbeiterin kreiſte drohend um ihre Füße. Ilſe bewegte ſich und ſtieß an einen ihrer Schuhe, der Schuh glitt hinab, überſchlug ſich und fiel in kleinen Sätzen über Moos und Stein, er ſprang beim Weidenröschen vorbei und verſchwand in der Tiefe. Ilſe fuhr in den Kameraden des Flüchtlings und eilte auf dem Wege zur Grotte nach. Sie bog um die Felsecke und trat erſchrocken zurück, denn auf dem Platze vor der Grotte ſtand der Profeſſor und betrachtete ſinnend die geſtickten Arabesken des Schuhes. Der zartfühlende Mann war über dieſe plötzliche Begegnung kaum weniger betroffen als Ilſe. Es hatte auch ihn am frühen Morgen hinausgetrieben zu der Stelle, wo ihm zuerſt das Herz des Mädchens aufgegangen war, auf dem Stein am Eingange hatte er geſeſſen und das Haupt an den Felſen gelehnt in tiefem und ſchmerzlichem Grübeln. Da, horch, ein leiſes Rauſchen, Steinchen und Sand rollten herab, ein kleines Meiſterwerk bildender Kunſt fiel dicht vor ſeine Füße. Er ſchnellte empor, denn er ahnte auf der Stelle, wem der ſpringende Schuh gehörte. Jetzt ſah er die Geliebte vor ſich ſtehen, in leichtem Morgengewand, von dem langen blonden Haar umfloſſen, einer Waſſerfee oder Bergnymphe vergleichbar.

„Es iſt mein Schuh," rief Ilſe verlegen und verbarg den Fuß.

„Ich weiß," ſagte der Gelehrte ebenfalls verlegen und rückte den Schuh ehrerbietig an den Saum ihres Kleides. Schnell ſchlüpfte der Fuß hinein, aber die kurze Bewegung der weißen Zehen gab dem Profeſſor plötzlich einen Heldenmuth, den er an den letzten Tagen nicht gehabt hatte. „Ich gehe nicht von der Stelle," rief er entſchloſſen. Ilſe fuhr in die Grotte und barg ihre Haare in dem Netz, das ſie in der Hand hielt. Der Gelehrte ſtand am Eingange zu dem Heilig-

thume, neben ihm hingen die Ranken der Brombeeren, die Bienen ſummten über dem Quendel und ihm pochte das Herz. Als Ilſe mit gerötheten Wangen aus der Grotte in das Licht des Tages trat, hörte ſie, wie eine Stimme in tiefer Bewegung ihren Namen ausſprach, ſie fühlte ihre Hände gefaßt, ein heißer Blick aus den treuen Augen, ſüße Worte in bebendem Tonfall, der Arm des Mannes umſchlang ſie, lautlos ſank ſie an ſein Herz.

Denn, wie der Profeſſor ſelbſt bei einer andern Gelegenheit auseinandergeſetzt hatte, der Menſch vergißt zuweilen, daß ſein Leben auf einem Contract mit übermächtigen Naturgewalten beruht, welche den kleinen Herrn der Erde unverſehens kreuzen Dergleichen unbeachtete Mächte zwangen jetzt auch den Profeſſor und Ilſe. Weiß nicht, welche Naturgewalt die Biene ſandte und den Schuh warf, waren es die Erdmännchen, an welche Ilſe nicht glaubte, oder war es Einer aus der antiken Bekanntſchaft des Profeſſors, der gaisfüßige Pan, der in den Grotten auf der Rohrpfeife bläſt.

Die Brautwerbung war wiſſenſchaftlich begonnen, aber ſie war ohne alle Weisheit zur Vollendung gebracht. Es waren zwei große und reine Herzen, welche jetzt an einander ſchlugen, aber, um alles zu ſagen, der feinfühlende Profeſſor hatte zuletzt doch um die Geliebte geworben, als ſie grade keinen Strumpf an hatte.

11.

Kyrihahn.

Ueber den feindlichen Häuſern war rabenſchwarze Nacht, die Welt ſah aus wie eine große Kohlengrube, in der die Leuchte erloſchen iſt. Der Wind fuhr durch die Bäume des Parkes, man hörte ein Rauſchen der Blätter, Geknarr der Aeſte, ein tiefes, zorniges Brummen in der Luft, aber man ſah nichts

als einen ungeheuren ſchwarzen Vorhang, der den Stadtwald verhüllte, und ein ſchwarzes Zeltdach, das über die Häuſer geſpannt war. Die Straßen der Stadt waren leer, wer ein freundliches Verhältniß zu ſeinem Bett hatte, lag längſt darin, wer eine Schlafmütze beſaß, heut zog er ſie über die Ohren. Alles Menſchliche barg ſich in tiefem Schweigen, auch den Stundenſchlag der Thurmglocke zerriß der Sturmwind und führte die einzelnen Töne hierhin und dorthin, ſo daß Niemand die Schläge der Mitternachtsſtunde vollſtändig zuſammenbringen konnte. Nur um das Haus des Herrn Hummel kläffte die wilde Jagd, die Hunde fuhren im Hofe umher, unbeirrt durch Sturm und Finſterniß, und wenn der Wind wie ein Hifthorn zwiſchen den Häuſern blies, bellte die Meute dem Schlafe der Menſchen ein greuliches Halali.

„Den iſt heut wohl," dachte Gabriel in ſeiner Kammer, „das iſt ganz ihr Wetter." Endlich entſchlief auch er und hatte einen Traum, als wenn die beiden Hunde ſeine Kammerthür aufmachten, ſich vor ſeinem Bett auf zwei Stühle ſetzten und abwechſelnd die Zündhütchen ihrer Taſchenpiſtolen auf ihn abknipſten.

Er lag noch in unruhigem Schlaf, als es an ſeine Thür pochte.

„Stehen Sie auf, Gabriel," rief die Stimme des alten Schließers aus der Fabrik, „es iſt ein Unglück geſchehen."

„Durch die Hunde?" rief Gabriel, mit beiden Beinen aus dem Bette ſpringend.

„Es muß Jemand eingebrochen ſein," rief der Mann wieder durch die Thür, „die Hunde liegen auf der Erde."

Gabriel fuhr erſchrocken in ſeine Stiefeln und eilte in den Hof, der durch die Morgendämmerung nothdürftig erhellt wurde. Da lagen die zwei armen nächtlichen Geſchöpfe auf dem Boden, nur noch ein wenig zappelnd. Gabriel lief zu dem Waarenlager, ſah nach der Thür und Fenſtern, dann unterſuchte er das Haus, jeder Laden war geſchloſſen, nirgend Verſtörung zu entdecken. Als er zurückkehrte, ſtand Herr Hummel vor den Liegenden.

„Gabriel, hier iſt eine Miſſethat geſchehen, den Hunden iſt etwas angethan, laſſen Sie beide liegen, es muß eine Beweisaufnahme ſtattfinden, ich ſchicke zur Polizei.“

„Ei was,“ erwiederte Gabriel, „erſt kommt das Erbarmen, dann die Polizei, vielleicht iſt den Würmern noch zu helfen.“ Er nahm die beiden Thiere, trug ſie an's Licht und unterſuchte ihren Zuſtand. „Der Schwarze iſt dahin,“ ſagte er mitleidig, „der Rothe hat noch einigen guten Willen.“

„Zum Thierarzt, Klaus,“ rief Herr Hummel, „und auf der Stelle, er möchte mir den Gefallen thun und ſogleich aufſtehen, es ſoll ſein Schade nicht ſein. Dieſer Fall muß in's Tageblatt. Ich verlange Satisfaction vor Stadtverordneten und Rath. — Gabriel,“ fuhr er in zorniger Bewegung fort, „ſie ermorden die Hunde von Bürgern. Damit fängt die niederträchtige Bosheit an, aber ich bin nicht der Mann, der ſich durch Meuchelmörder behandeln läßt, es ſoll ein Exempel werden, Gabriel.“

Gabriel ſtreichelte unterdeß das Fell des rothen Hundes, der die Augen wild unter dem zottigen Stirnhaar rollte und kläglich mit den Pfoten ſchlug.

Endlich kam der Thierarzt. Er fand die ganze Familie im Hofe verſammelt, Frau Hummel, noch im Nachtgewande, trug ihm eine Taſſe Kaffee zu, er bedauerte trinkend und begann die Unterſuchung. Das Verdikt des Sachverſtändigen lautete auf Vergiftung. Die Section ergab genoſſene Klößchen mit Arſenik, und was Herrn Hummel noch tiefer kränkte, außerdem mit Glasſplittern. Der Rothe gewährte bei alledem eine unſichere Hoffnung, gerettet zu werden.

Das wurde der Familie Hummel ein finſterer Morgen. Herr Hummel ſetzte ſich noch vor dem Frühſtück an den Schreibtiſch und verfaßte eine Anzeige für das Tageblatt, worin er zehn Thaler Belohnung für den Menſchenfreund ausſetzte, der ihm den tückiſchen Vergifter ſeiner Hunde angeben wollte.

Die zehn Thaler unterſtrich er dreimal mit Kleckſen. Dann trat er an ſein Fenſter und ſah grimmig hinüber nach dem Schlupfwinkel ſeines Gegners und nach dem chineſiſchen Tempel, der die Veranlaſſung des neuen Unfriedens geworden war. Und immer wieder wandte er ſich zu ſeiner Frau und brummte auf- und abgehend: „Mir iſt der Fall nicht zweifelhaft.“

„Ich begreife dich nicht,“ erwiederte die Gattin, welche an dem anſtrengenden Morgen zum zweiten Mal ihr Frühſtück einnahm, „und ich verſtehe nicht, wie du deiner Sache ſicher ſein kannſt. Es iſt wahr, in den Leuten iſt eine Art, welche uns immer wieder abſtößt, und es mag ein Unglück ſein, daß wir dieſe Nachbarſchaft haben. Aber du kannſt nicht behaupten, daß ſie Hunde vergiften. Und ich kann mir nicht denken, daß die Hahn ſolche Einfälle hat. Ich gebe dir zu, ſie iſt eine gewöhnliche Frau, und der Doctor ſagt, daß es Klößchen waren, was auf eine weibliche Hand ſchließen läßt. Aber als unſer Rother bei den Krammetsvögeln getroffen wurde, die ſie in der Küche hatte, hat ſie mir den Hund nur mit einer Empfehlung zurückgeſchickt, und es wäre nicht ſchön von ihm, er hätte drei Vögel gefreſſen. Das war in der Ordnung, und ich kann darin keine Mordluſt finden. Und er, du lieber Gott, er ſieht mir auch nicht aus, als ob er in finſterer Mitternacht ſich mit unſeren Hunden zu thun machte.“

„Er iſt tückiſch,“ grollte Herr Hummel, „aber du haſt immer deine eigene Meinung von den Leuten gehabt. Er iſt ſcheinheilig gegen mich geweſen von dem erſten Tage, wo er ſich vor dieſen Fenſtern bei ſeinen Ziegeln aufſtellte und mir den Rücken zukehrte. Und ich habe mich immer wieder von euch Weibern bewegen laſſen, ihn als Nachbar zu behandeln mit Grüßen und Redensarten; und ich habe ſtillgeſchwiegen, wenn ihr mit der Frau drüben euer Gewäſch getrieben habt.“

„Unſer Gewäſch, Heinrich,“ rief die Gattin und ſetzte ihre Kaffeetaſſe klirrend hin. „Ich muß dich bitten, daß du nicht vergißt, was du mir ſchuldig biſt.“

„Nun, es war nicht so böse gemeint," räumte Herr Hummel ein, um den Sturm zu beschwichtigen, den er zur Unzeit heraufbeschworen hatte.

„Wie es gemeint war, mußt du wissen, ich halte mich an das, was ich höre; es zeigt wenig Gefühl, Hummel, daß du um eines toten Hundes willen deine Gattin und deine Tochter als Waschfrauen behandelst."

Diese Auseinandersetzung trug noch mehr widerwärtiges Grau in die Stimmung des Morgens, förderte aber keineswegs die Entdeckung des Verbrechers. Es war vergebens, daß die Hausfrau, um den stöbernden Verdacht des Gatten von der Familie Hahn abzulenken, viele andere Vermuthungen aufstellte und mit Laura's Hülfe wieder verwarf, gegen die eigenen Arbeiter, gegen den Nachtwächter, und daß sie zuletzt sogar den Markthelfer von drüben als möglichen Missethäter einräumte. Ach, die bürgerliche Stellung der Hunde war so trübselig gewesen, daß die Familie Hummel viel leichter die wenigen Menschen herzählen konnte, welche den Hunden nichts Böses anwünschten, als die vielen, welche Wunsch und Interesse hatten, die Scheusale zum Cochtus wandeln zu sehen. Denn wie Lauffeuer fuhr die Nachricht über die Straße, bei der Obstfrau an der Ecke war heut Versammlung wie auf der Börse, in den Kramläden standen die Leute und besprachen die Unthat, überall mitleidlos, feindselig, schadenfroh. Auch die äußeren Zeichen der Theilnahme, welche die Straße für schicklich hielt, verhüllten schlecht die herrschende Stimmung. Allerdings kamen die Mitfühlenden, zuerst Frau Knips, die Wäscherin, mit wortreicher Entrüstung; dann wagte sich sogar Knips der Jüngere bedauernd in die Nähe des Hauses, der Commis im feindlichen Geschäft, welcher zu den Feinden übergegangen war, aber nicht müde wurde, seinem früheren Lehrherrn gelegentliche Ehrfurcht und Fräulein Laura eine unbequeme Anbetung zu erweisen. Endlich kam ein Komiker der Stadtbühne, der häufig des Sonntags eingeladen wurde und

dafür luſtige Geſchichten erzählte. Aber ſelbſt dieſe wenigen Getreuen wurden von einzelnen Hausgenoſſen beargwöhnt. Der Familie Knips mißtraute Gabriel, den Commis verabſcheute Laura, und der Komiker, ſonſt ein willkommener Gaſt, hatte einige Abende zuvor im Vorbeigehen leichtſinnig gegen einen Begleiter geäußert, daß es verdienſtlich ſein würde, dieſe Hunde von der Weltbühne zu entfernen. Heut war dieſer unglückliche Einfall der Hausfrau hinterbracht worden, und er lag ihr ſchwer auf dem Herzen. Funfzehn Jahre hatte ſie grade dieſes Mannes Huldigung mit Wohlgefallen ertragen, viele Freundlichkeit, begeiſtertes Klatſchen im Theater war ihm zu Theil geworden, der Sonntagsbraten und eingeſottenen Früchte gar nicht zu gedenken; und jetzt, wo der Mime bedauernd den Kopf ſenkte und ſein Entſetzen ausſprach, da wurde ihm ſein Geſicht wegen langer Gewöhnung an komiſche Wirkungen ſo heuchleriſch verzogen, daß Frau Hummel aus den Zügen des geſchätzten Mannes plötzlich einen Teufel herausgrinſen ſah. Und ihre ſpitzen Bemerkungen über Judaſſe erſchreckten wieder den Mimen, weil ſie ihm die Gefahr offenbarten, ſein beſtes Haus zu verlieren, und je kläglicher er ſich fühlte, deſto zweideutiger wurde ſein Ausdruck.

Während aller dieſer Vorfälle hielt ſich die Familie Hahn gänzlich zurück. Kein Zeichen von unſchicklicher Freude, keines von unnatürlichem Mitgefühl drang aus den ſchweigenden Mauern. Nur am Nachmittag, als Frau Hummel, um ſich zu erholen, ein wenig in die Luft ging, begegnete ihr die Nachbarin. Und Frau Hahn, welche ſich ſeit jener Gartenſcene im Unrecht fühlte, blieb ſtehen und ſprach freundlich ihr Bedauern aus, daß Frau Hummel einen ſo unangenehmen Vorfall erlebt habe. Und da klang doch die feindliche Stimmung und der Verdacht des Mannes aus der Antwort heraus, ſehr kalt und abweiſend ſprach Frau Hummel, und auch die beiden Frauen ſchieden in feindſeliger Stimmung.

Unterdeß ſaß Laura an ihrem Schreibtiſch, ſie beſprach

die Ereigniſſe des Tages in ihren geheimen Aufzeichnungen, und dichtete mit leichtem Herzen die Schlußverſe: „Sie ſind dahin! von uns genommen iſt der Fluch, und ausgetilgt der Flecken in des Schickſals Buch.“ Dieſe Prophezeiung enthielt grade ſo viel Wahrheit, als wenn ſie nach dem erſten Scharmützel des trojaniſchen Krieges durch Kaſſandra in Hektors Stammbuch eingezeichnet worden wäre. Sie wurde durch endloſe Gräuel der Folgezeit widerlegt.

Zunächſt war Speihahn gar nicht dahin, ſondern blieb am Leben. Aber der nächtliche Verrath übte auf Leib und Seele des Geſchöpfes einen betrübenden Einfluß. Er war nie ſchön geweſen, jetzt wurde ſein Leib mager, der Kopf dick und ſein zottiges Fell ſtruppig. Die Glasſplitter, welcher der kunſtvolle Arzt aus ſeinem Magen entfernte, fuhren gewiſſermaßen in die Haare, daß dieſe borſtig am ganzen Leibe ſtarrten wie an einer Flaſchenbürſte; das gewundene Schwänzchen wurde kahl, nur an der Spitze beſtand eine Haarquaſte, daß es ausſah wie ein verbogener Korkzieher mit einem Kork am Ende. Mit dieſem Schwanze wedelte er ſelten, auch ſein Kläffen hörte auf, bei der Nacht wie am Tage wandelte er ſchweigend, nur ausnahmsweiſe vernahm man ein dumpfes Knurren, das zu denken gab. Er kehrte in das Leben zurück, aber die ſanfteren Gefühle in ihm waren erſtorben, ſein Charakter wurde menſchenſcheu und ſchwarze Hintergedanken ſammelten ſich in ſeinem Innern, Anhänglichkeit und Berufstreue wurden vermißt, ſtatt ihrer erwies ſich lauernde Heimtücke und allgemeine Rachſucht. Doch Herr Hummel beachtete dieſe Umwandlung nicht. Der Hund war das Opfer einer unerhörten Bosheit, welche ihn, den Hausbeſitzer, ſchädigen wollte, und wäre er zehnmal häßlicher und menſchenfeindlicher geweſen, Herr Hummel hätte ihn doch zu ſeinem Lieblinge gemacht. Er ſtreichelte ihn und nahm es dem Hunde gar nicht übel, wenn dieſer zum Danke nach den Fingern ſeines Herrn ſchnappte.

Während aus der neuen Brandſtätte des Familienfriedens

immer noch die Flämmchen ſittlicher Entrüſtung emporzüngelten, kehrte Fritz von ſeiner Reiſe zurück. In der erſten Stunde erzählte ihm die Mutter alle Vorgänge der jüngſten Zeit: das Glockenſpiel, die Hunde, die neue Feindſchaft. „Es war recht gut, daß du nicht hier warſt. Haſt du denn auch immer ein gutes Federbett gehabt? In den Gaſthöfen ſind ſie jetzt mit den Decken gegen Fremde ſehr rückſichtslos. Ich hoffe, auf dem Lande, wo ſie die Gänſe ſelbſt ziehen, wird mehr Einſicht geweſen ſein. Und wegen dieſes neuen Zankes ſprich mit dem Vater, thu was du kannſt, daß wieder Friede wird."

Fritz hörte ſchweigend den Bericht der Mutter und ſagte endlich begütigend: „Du weißt, es iſt nicht das erſte Mal, es geht vorüber."

Dieſe Neuigkeiten trugen nicht dazu bei, den Doctor heiter zu ſtimmen. Er ſah aus ſeiner Stube bekümmert nach dem Nachbarhauſe und den Fenſtern des Freundes hinüber. Dort wurde wohl in Kurzem ein neuer Haushalt eingerichtet; konnte dann auch ſeine Freundſchaft zum Profeſſor von den Störungen betroffen werden, welche ſeit alter Zeit die beiden Häuſer beſchäftigten? Er ging daran, die Sammlungen ſeiner Reiſe zu ordnen, aber die Fußtapfen in der Höhle machten ihm heute eine unbehagliche Empfindung, und beim Hufſchlag des wilden Jägers mußte er an die altklugen Worte Ilſe's denken: „es iſt Alles Aberglaube." Er legte die Hefte zuſammen, ergriff den Hut und ging grübelnd und nicht grade fröhlich gemuthet in den Stadtpark. Und als er wenige Schritte vor ſich. Laura Hummel auf demſelben Wege dahinſchweben ſah, bog er ſeitwärts ab, um Niemandem aus dieſem Hauſe zu begegnen.

Laura trug ein Körbchen mit Früchten zu ihrer Frau Pathe. Die alte Dame bewohnte eine Sommerwohnung im nahen Dorfe, zu welchem ein ſchattiger Fußweg durch den Park führte. Es war zu dieſer Stunde einſam im Stadtpark, und nur die

Vögel beobachteten, wie ſorglos der kleine Mund des behenden Fräuleins lachte, und wie glücklich zwei ſchöne tiefblaue Augen in das Dickicht ſpähten. Aber obgleich Laura eilte, ſie hatte doch vielen Aufenthalt. Zuerſt fiel ihr ein, daß die Blätter einer Blutbuche ihrem braunen Filzhütchen gut ſtehen würden, ſie brach einen Zweig, nahm den Hut ab und ſteckte die Blätter auf, und um ſich darüber zu freuen, behielt ſie den Hut in der Hand und legte zum Schutz gegen einzelne verwegene Lichtſtrahlen ein Flortuch über den Kopf. Dann bewunderte ſie das Parket von Goldgelb und Grau, welches die Sonne auf den Weg malte. Dann lief gar ein Eichhörnchen über den Weg, fuhr blitzſchnell an einem Baum hinauf und duckte ſich in die Zweige, und Laura ſah zu ihm empor und erkannte ſeine reizenden Ohrbüſchel hinter dem Laub, und ſie träumte ſich ſelbſt auf die Höhe des Baumes mitten unter Laub und Früchte, ſchaukelte auf den Zweigen, ſchwang ſich von einem Aſt auf den andern und machte zuletzt einen Spaziergang auf den Gipfeln wie auf grünen Hügeln hoch in der Luft über die flatternden Blätter. Als ſie dem Waſſer nahe kam, das auf der andern Wegſeite floß, erlebte ſie, daß eine große Geſellſchaft Fröſche, welche am Uferrande in der Sonne ſaß, wie auf Kommando mit großem Satze in's Waſſer ſprang, ſie lief hinzu und ſah mit Erſtaunen, daß die Fröſche im Waſſer weit anders ausſahen, als auf dem Lande, gar nicht wie Klötze, ſondern daß ſie dahinfuhren wie kleine Herren mit Bäuchlein und dicken Hälſen, aber langen Beinchen, welche tapfer ausgreifen. Und da ein großer Froſch auf ſie zuſteuerte und ſeinen Kopf gegen ſie aus dem Waſſer hob, fuhr ſie zurück, ſchämte ſich einen Augenblick, daß ſie ſeiner Schwimmkunſt zugeſehen hatte, und lachte dann über ſich ſelbſt. So zog ſie durch den Wald, ſelbſt ein Sommervogel, leicht geſchwingt und in Frieden mit aller Welt.

Aber hinter ihr ſchritt ihr Schickſal. Speihahn nämlich hatte von ſeinem gewöhnlichen Platz an der ſteinernen Frei-

treppe ihr Beginnen nicht unbemerkt gelaſſen. Unter den wilden Haaren, die wie ein Schnurrbart über ſeine Augen hingen, war etwas aufgedämmert, er hatte ihr nachgeſchielt, ſich endlich aufgemacht, und trottete jetzt ſchweigend hinter ihr her, ungerührt durch Sonnenſtrahl, Fruchtkorb und das rothe Kopftuch ſeiner jungen Herrin. Mitten zwiſchen Stadt und Dorf ſtieg der Weg aus dem Thalgrunde und ſeinen Bäumen zu einer kahlen Ebene, auf welcher die Kriegsmacht der Stadt zuweilen ihre Uebungen hielt, in den friedlichen Stunden ein Schäfer die Heerde weidete; der Pfad lief ſchräg über die offene Fläche dem Dorfe zu. Laura hielt auf der Höhe an und bewunderte die fernen Wollträger und den braunen Schäfer, der mit ſeinem großen Hut und Hakenſtock ſehr hübſch ausſah. Schon war ſie über die Heerde hinausgekommen, da hörte ſie hinter ſich Gebell und drohendes Geſchrei, ſie wandte ſich um und ſah die friedliche Gemeinde in wildem Aufruhr. Die Schafe ſtoben auseinander, einige rannten kopflos in die Weite, andere lagen zuſammengeballt in einem Quergraben, die Schäferhunde bellten, der Schäfer und ſein Knabe liefen mit gehobenen Stöcken um den verſtörten Haufen. Aber während Laura erſtaunt in das Getümmel ſah, wurde ſie ſelbſt davon umringt, der Schäfer und ſein Junge ſprangen auf ſie zu, zwei große Schäferhunde folgten dem hetzenden Zuruf, ſie fühlte ſich von rauher Männerhand angepackt, das zornige Geſicht des Schäfers und ſein Hakenſtock bewegten ſich dicht vor ihren Augen. „Ihr Hund hat mir die Heerde auseinander gejagt, ich fordere Strafe und Zahlung.“ Erſtarrt und leichenblaß griff Laura nach ihrem Geldtäſchchen, kaum vermochte ſie zu bitten: „ich habe ja keinen Hund, laſſen Sie mich los, lieber Schäfer.“ Doch der Mann ſchüttelte wild ihren Arm, zwei rieſige ſchwarze Thiere ſprangen an ihr hinauf und ſchnappten nach ihrem Tuche. „Es iſt Ihr Hund, und ich kenne das rothe Vieſt,“ ſchrie der Schäfer.

Das war kein Irrthum. Speihahn hatte nämlich ebenfalls die Schafheerde beobachtet und ſeinen ruchloſen Plan ge-

ſchmiedet. Plötzlich war er mit heiſerem Gekläff auf ein Schaf zugeſprungen und hatte es heftig in's Bein gebiſſen. Darauf Flucht der Heerde, Zuſammenſtürzen des Haufens, Speihahn mitten darunter, kläffend, kratzend, beißend, dann links ab einen trockenen Graben entlang, den Abhang zum Walde hinunter in das dichteſte Geſträuch. Jetzt trabte er in Sicherheit nach Hauſe zurück, die Zähne fletſchend, mit verworrenem Schnurrbart, und ließ ſein Fräulein unter der Fauſt des Schäfers vergehen, der ſeinen Hakenſtock noch immer über ihr ſchwenkte.

„Laſſen Sie das Fräulein los!" rief die erzürnte Stimme eines Mannes. Fritz Hahn ſprang herzu, ſtieß den Arm des Schäfers zurück und fing Laura, der die Sinne ſchwanden, in ſeinen Armen auf.

Das Dazwiſchentreten eines Dritten zwang den Schäfer zu neuer Anklage, deren Schluß war, daß er wieder in auflodernder Hitze das Mädchen anfaſſen wollte und daß ſeine Hunde gegen den Doctor heranfuhren. Aber tief empört rief Fritz: „Sie halten die Hunde zurück und benehmen ſich manierlicher, oder ich veranlaſſe, daß Sie ſelbſt beſtraft werden. Hat ein fremdes Thier Ihrer Heerde Schaden gethan, ſo ſoll eine billige Entſchädigung gezahlt werden, ich bin bereit, Ihnen oder dem Beſitzer der Schafheerde dafür zu bürgen."

So rief er und hielt Laura feſt im Arme, ihr Kopf lag auf ſeiner Schulter und das rothe Tuch hing über ſeine Weſte bis auf das Herz hinab. „Faſſen Sie ſich, liebes Fräulein," bat er herzlich beſorgt. Laura erhob ihr Haupt, blickte furchſam auf das Angeſicht, welches ſich von Menſchenliebe und Mitgefühl geröthet über ſie beugte und erkannte mit Schrecken ihre Lage. Furchtbares Schickſal! Wieder er, zum dritten Male er, der unvermeidliche Beſchützer und Retter! Sie entwand ſich ihm und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Doctor, ich vermag allein zu gehen."

„Nein, ich laſſe Sie nicht ſo," rief Fritz und verhandelte mit dem Schäfer, der unterdeß die beiden Opfer des mörderi-

ſchen Hundes herzugeholt und als Beweiſe der verübten Miſſethat niedergelegt hatte. Fritz griff in ſeine Taſche, reichte dem Schäfer ein Aufgeld zu der gebotenen Entſchädigung, nannte ſeinen Namen und beſprach mit dem Manne, der nach Anblick des Geldes ruhiger wurde, eine Zuſammenkunft.

„Bitte, geben Sie mir den Arm," wandte er ſich ritterlich zu Laura.

„Ich kann das nicht annehmen," erwiederte das betäubte Mädchen, der großen Feindſchaft eingedenk.

„Es iſt nur Menſchenpflicht," begütigte Fritz, „Sie ſind zu angegriffen, um allein zu gehen."

„Dann bitte ich Sie, mich zu meiner Frau Pathe zu geleiten, es iſt am nächſten dorthin."

Fritz nahm ihr das Körbchen ab und las die herausgefallenen Früchte zuſammen, darauf führte er ſie dem Dorfe zu. Vor dem Manne hätte ich mich nicht ſo ſehr gefürchtet," klagte Laura, „aber die ſchwarzen Thiere waren ſo furchtbar." Dabei hielt ſie ihren Arm ſchwebend in dem ſeinen, denn jetzt, wo der Schrecken verflog, fühlte ſie das Peinliche ihrer Lage, ach, mit Gewiſſensbiſſen! Denn ſie hatte erſt heute früh die Reiſetoilette des heimkehrenden Doctors unausſtehlich gefunden. Nun war allerdings Fritz kein Mann, deſſen Unausſtehlichkeit lange vorhielt. Er war voll Zartgefühl und Sorge um ſie, ſtrebte ihr jede Unebenheit des Weges zu erſparen, ſtreckte im Gehen ſeinen Fuß aus und ſtieß kleine Steine weg. Er begann ein gleichgültiges Geſpräch über die Frau Pathe, wobei ſie erzählen mußte und auf andere Gedanken kommen konnte. Darüber ergab ſich, daß er ſelbſt die Pathe recht hoch ſchätzte, ja, ſie hatte ihm einſt, als er noch Schulknabe war einen Kirſchkuchen geſchenkt und er dafür an ihrem Geburtstage ein Gedicht verfertigt. Ueber das Wort Gedicht erſtaunte Laura. Alſo dort drüben konnte man das auch? Allein der Doctor ſprach ſehr rückſichtslos von den erhebenden Schöpfungen glücklicher Stunden. Und als ſie ihn frug: „Sie haben auch gedichtet?" und

er lachend erwiederte: „nur für's Haus, wie Jedermann," da fühlte ſie ſich durch ſeine kalte Nichtachtung der Poeſie recht gedrückt. Es war jedenfalls ein Unterſchied zwiſchen Vers und Vers, bei Hahns thaten ſie das um Kirſchkuchen. Aber gleich darauf tadelte ſie ſich wegen unziemlicher Gedanken gegen ihren Wohlthäter. Und ſie wandte ſich freundlich zu ihm und ſprach von ihrer Freude über das heutige Eichhorn im Walde. Denn ſie hatte früher einmal ein ſolches Thier von einem Straßenjungen gekauft und in's Freie geſetzt, das Thierchen war zweimal vom Baume wieder auf ihre Schultern geſprungen, ſie war endlich mit Thränen weggelaufen, damit das Kleine in ſeinem Walde bleiben müſſe. Und wenn ſie jetzt ein Eichhorn ſehe, ſei ihr immer, als gehöre es ihr zu, und ſie täuſchte ſich gewiß, aber die Eichhörner ſchienen ihr dieſelbe Anſicht zu hegen. Dieſe Geſchichte führte zu der merkwürdigen Entdeckung, daß der Doctor ganz ähnliche Erlebniſſe mit einer kleinen Eule gehabt hatte, er machte der Eule nach, wie ſie immer mit dem Kopfe nickte, wenn er ihr das Freſſen brachte, und dabei ſahen ſeine Brillengläſer ganz wie Eulenaugen aus, und Laura konnte das Lachen nicht verbergen.

In dieſem Geſpräche kamen ſie vor der Thür der Pathe an, Fritz entließ Laura's Arm und wollte ſich verabſchieden, ſie blieb an der Thürſchwelle ſtehen, die Hand am Griffe, und ſagte verlegen: „Wollen Sie nicht wenigſtens einen Augenblick hereinkommen, da Sie die Frau Pathe kennen?" — „Mit Vergnügen," erwiederte der Doctor.

Die Pathe ſaß in ihrer Sommerwohnung, welche etwas kleiner, feuchter und ungemüthlicher war, als ihr Quartier in der Stadt. Als aber die Kinder der feindlichen Häuſer miteinander eintraten, erſt Laura, immer noch bleich und feierlich, und hinter ihr der Doctor, ebenfalls mit ſehr ernſthaftem Geſicht, da erſtaunte die gute Dame ſo, daß ſie ſtarr auf dem Sopha ſitzen blieb und nur die Worte herausbrachte: „Was muß ich erblicken! Iſt das möglich, ihr Kinder bei einander?"

Dieſer Ausruf löſ'te den Zauber, welcher die jungen Seelen für einen Augenblick zuſammenband. Laura ging erkältet auf die Pathe zu und erzählte, daß der Herr Doctor zufällig bei ihrem Unfall herbeigekommen; der Doctor aber erklärte, daß er nur das Fräulein ihr ſicher habe übergeben wollen; dann erkundigte er ſich nach dem Befinden der Pathe und nahm ſeinen Abſchied.

Während die Pathe ſtärkende Mittel herbeiholte und beſchloß, daß Laura unter dem Schutze des Dienſtmädchens auf einem anderen Wege heimkehren ſolle, ging der Doctor mit leichten Schritten nach dem Walde zurück. Seine Stimmung war gänzlich verwandelt, häufig flog ihm ein Lächeln über das Antlitz. Immer wieder mußte er daran zurückdenken, wie feſt ihm das Mädchen in dem Arm lag. Er hatte ihre Bruſt an der ſeinen gefühlt, ihr Haar hatte ſeine Wange berührt und er hatte auf den weißen Nacken und die Büſte herabgeſehen. Der wackere Junge erröthete bei dem Gedanken und beſchleunigte ſeinen Marſch. Darin wenigſtens hatte der Profeſſor nicht Unrecht, ein Weib war immerhin noch etwas anderes, als die Summe der Gedanken, welche man über Menſchenleben und Weltgeſchichte aus ihr zu entwickeln vermochte. Dem Doctor ſchien allerdings, als ob etwas ſehr Anziehendes in wallenden Locken, rothen Bäckchen und einem hübſchen Halſe liege. Er gab zu, daß dieſe Entdeckung nicht neu war, aber ihren Werth hatte er bis dahin noch nicht mit ſolcher Deutlichkeit gefühlt. Und es war ſo rührend geweſen, wie ſie aus der Betäubung zu ſich kam, die Augen aufſchlug und ſich ſchamhaft aus ſeinen Armen löſ'te. Auch daß er ſie ſo trotzig vertheidigt hatte, erfüllte ihn jetzt mit heiterem Stolze, er blieb auf dem Schlachtfelde ſtehen und lachte recht herzlich vor ſich hin. Dann ging er in demſelben Wege, den Laura aus dem Walde gekommen war, er ſah auf den Boden, als wenn er die Spuren ihrer kleinen Füße auf dem Kies zu erkennen vermöchte, und er fühlte Glanz und Wärme der Luft, den Lockruf

der Vögel, das Flattern der Libellen mit ebenso beflügeltem Muth, wie kurz vorher seine hübsche Nachbarin. Dabei summte ihm die Erinnerung an den Freund durch den Kopf, behaglich dachte er auch an die Regungen dieses Gemüthes und an die Erschütterungen, welche Thusnelda darin hervorgebracht. Es hatte dem Professor närrisch gestanden, sein Freund war in dem Pathos der aufgehenden Leidenschaft sehr komisch gewesen. Solch schwerflüssiges ernsthaftes Wesen stach seltsam ab gegen die neckischen Angriffe, welche der Zufall auf das Leben der Erdgeborenen macht. Und als auf dem letzten Busch eine von den kleinen Heuschrecken rasselte, deren Geschwirr er in sorgenvoller Zeit oft gehört hatte, sagte er lustig vor sich hin: „auch die muß noch dabei sein, erst die Schafe, dann die Grillen.“ Und er begann halblaut ein gewisses altes Lied, worin die Grillen aufgefordert wurden, dahinzufahren und sein Gemüth nicht weiter zu belästigen. So kam er von seinem Spaziergange in recht leichter, weltmännischer Stimmung nach Hause.

„Heinrich,“ begann Frau Hummel am Nachmittage feierlich zu ihrem Gatten, „mache dich gefaßt auf eine fatale Geschichte, ich beschwöre dich, bleibe ruhig und vermeide eine Scene, mühe dich, deinen Widerwillen zu bezähmen und vor allem, achte auch unsere Gefühle.“ Und sie erzählte ihm das Unglück.

„Was den Hund betrifft,“ versetzte Hummel nachdrücklich, „so ist durchaus noch nicht bewiesen, daß es unser Hund war. Das Zeugniß des Schäfers genügt mir nicht, ich kenne dieses Subjekt, ich verlange einen unbescholtenen Zeugen. Es laufen jetzt so viele fremde Hunde um die Stadt, daß die allgemeine Sicherheit darunter leidet, und ich habe schon oft gesagt, es ist eine Schande für unsere Polizei. Sollte es aber doch unser Hund gewesen sein, so kann ich kein besonderes Unrecht darin finden. Wenn das Schaf ihm ein Bein hinstreckt und er ein wenig daran zwickt, so ist das seine Sache, und gar nichts dagegen zu sagen. Was ferner den Schäfer betrifft, ich kenne seinen Herrn, so ist das meine Sache. Was endlich

den jungen Mann da drüben betrifft, so ist das eure Sache. Ich habe nicht den Willen, das Unrecht seiner Eltern an ihm heimzusuchen, aber ich will mit den Leuten nichts zu thun haben."

„Ich mache dich aufmerksam, Hummel," warf die Gattin ein, „daß der Doctor dem Schäfer bereits Geld gegeben hat."

„Geld für mein Kind, das leide ich nicht," rief Hummel, „wie viel war's?"

„Aber Vater —," bat Laura. — „Wie kannst du verlangen," rief Frau Hummel vorwurfsvoll, „daß deine Tochter in Todesgefahr die Groschen zählt, welche ihr Retter auslegt."

„So seid ihr Weiber," grollte der Hausherr, „für Geschäfte fehlt der Sinn. Konntest du ihn nicht nachträglich fragen? Den Schäfer nehme ich auf mich, der Doctor kümmert mich nicht. Nur das sage ich euch, die Sache wird kurz abgemacht, und im übrigen bleibt's bei unserm Verhältniß zu diesem Hause. Ich fordere mir glattes Geschäft, und ich will diese Hähne nicht grüßen."

Nach diesem Entscheid überließ er die Frauenstube ihren Gefühlen. „Der Vater hat Recht," begann Frau Hummel, „daß er uns die Hauptsache anvertraut. Seinem strengen Sinne würde der Dank zu schwer ankommen."

„Mutter," bat Laura, „du bist geschickt in Artigkeiten, könntest du nicht hinübergehen?"

„Mein Kind," erwiederte Frau Hummel sich räuspernd, „das ist nicht leicht. Dieser unglückliche Vorfall mit den Hunden hat uns Frauen zu sehr auseinander gebracht. Nein, da du die Hauptperson bei dem heutigen Vorfalle bist, mußt du selbst hinübergehen."

„Ich kann doch nicht den Doctor besuchen," rief Laura erschrocken.

„Das ist gar nicht nöthig," begütigte Frau Hummel. „Den einzigen Vortheil hat diese Nachbarschaft, daß wir von unserem Fenster sehen, wenn die Männer ausgehen. Dann springst du zu der Mutter hinüber und richtest an sie noch

einmal deinen Dank für den Sohn. Du bist mein kluges Kind und wirst dir zu helfen wissen."

Darauf saß Laura am Fenster, ohne Freude sah sie sich zur Wächterin der Nachbarn gesetzt, und recht widerwärtig erschien ihr das Auflauern. Endlich trat der Doctor auf die Thürschwelle. Sein Aussehen war wie gewöhnlich, gar nichts Ritterliches darin zu erkennen, die Gestalt war zart und der Wuchs regelmäßig, Laura liebte das Hohe; er hatte geistvolle Züge, aber sie wurden versteckt durch die große Brille, welche ihm ein recht pedantisches Aussehen gab; wenn er einmal lachte, wurde sein Gesicht recht hübsch, aber sein gewöhnlicher Ernst kleidete ihn gar nicht. Fritz verschwand um die Ecke und Laura setzte mit schwerem Herzen ihr Hütchen auf und ging in das feindliche Haus, dessen Räume sie noch niemals betreten hatte. Dorchen, die nicht im Geheimniß war, blickte den Besuch erstaunt an, brachte ihn aber scharfsinnig mit der Rückkehr des Doctors in Verbindung und verkündete aus freien Stücken, von den Herren sei Niemand zu Hause, Frau Hahn aber im Garten.

Frau Hahn saß im chinesischen Tempel. Verlegen standen die beiden Frauen einander gegenüber, beide dachten zugleich an ihr letztes Gespräch, und beiden war die Erinnerung peinlich. Aber bei Frau Hahn überwog sogleich der menschliche Schauder vor der Gefahr, welche Laura umzingelt hatte. „Ach, Sie armes Fräulein," begann sie. Und während sie von Mitleid aufwallte, fühlte sie, daß der chinesische Bau für diesen Besuch kein geeigneter Ort sei, sie steuerte zartfühlend davon ab und lud auf die kleine Bank vor der weißen Muse. Das war der glücklichste Platz des Hauses, hier lachte der Orangenbaum seine Käuferin an, und Laura vermochte sich in dankbare Stimmung zu versetzen. Sie sagte der Nachbarin, wie sehr sie sich dem Herrn Doctor verpflichtet fühle, und daß sie die Mutter bitte, dem Sohne dies zu sagen, weil sie selbst in der Verwirrung diese Pflicht nicht gebührend erfüllt habe. Dazu

fügte sie das Geschäftliche wegen des bösen Schäfers. Der Dank vergnügte die gute Frau Hahn, und mütterlich bat sie Laura, ihren Hut ein wenig abzunehmen, weil es im Garten noch warm sei. Laura aber nahm den Hut nicht ab. Sie sprach schickliche Freude aus, wie hübsch der Garten blühe, und hörte mit Befriedigung, daß das Prachtstück im Topfe dem Herrn Hahn von einem Unbekannten geschenkt sei, auch die Früchte seien süß, denn Herr Hahn habe die Rückkehr seines Sohnes durch ein künstliches Getränk gefeiert und dazu die erste Frucht des kleinen Baumes genommen.

Es war bei alledem ein diplomatischer Besuch, er wurde nicht über die nothwendige Zeit ausgedehnt, und Laura war froh, als sie beim Abschied Empfehlung und Dank an den Herrn Doctor wiederholt hatte.

Auch in den stillen Aufzeichnungen Laura's wurde die Begebenheit des Tages sehr kurz abgefertigt. Sogar eine angefangene Betrachtung über das Glück einsamer Waldbewohner blieb unvollendet. Wie, Laura? Du schreibst ja alles nieder; wenn ein Holzwurm tickt, oder ein Sperling in dein Fenster schreit, hüpfen dir einige Versfüße auf. Hier wäre ein Erlebniß, gewaltig für dein junges Leben: Gefahr, Bewußtlosigkeit, Arme eines Fremden, der trotz seinem gelehrten Aussehen doch ein hübscher Knabe ist. Jetzt wäre Zeit zu schildern und zu schwärmen. Eigensinniges Kind, warum liegt das Abenteuer als todtes Gestein in der phantastischen Landschaft, welche dich umgiebt? Geht dir's wie dem Reisenden, der müde auf die Alpengegend zu seinen Füßen blickt und sich wundert, daß die fremdartige Natur ihn so wenig ergreift, bis allmälig, vielleicht nach Jahren, die Bilder ihn im Traum und Wachen verfolgen und von neuem in die Berge ziehen? Oder hat die Nähe des argen Wichtes, der die Missethat verübt, auch dir die freien Schwingen gelähmt?

Da liegt er vor deiner Thürschwelle, roth und ruppig, und leckt seinen Schnurrbart!

12.

Der Abschied vom Gute.

Der Herbst war gekommen, auf den Hügeln des Gutes trugen die Bäume ihr buntes Trauerkleid; zwischen den Stoppeln hing weißes Gespinst und die Thautropfen lagen darauf, bis der Wind das Gewebe zerriß und aus Flur und Thal entführte in die blaue Ferne. Auf dem Gute aber gingen Hand in Hand zwei Glückliche. In diesem Jahr war der Blätterfall dem Professor gar nicht empfindlich, denn in seinem eigenen Leben hatte ein neuer Frühling begonnen, und die Seligkeit dieser Tage war auf sein Antlitz in einer Schrift geschrieben, die auch der Ungelehrteste zu lesen vermochte.

Ilse war Braut. Demüthig trug sie die unsichtbare Krone, welche nach der Meinung des Hauses und der Nachbarschaft jetzt auf ihrem Haupte saß. Immer noch hatte sie Stunden, wo sie an das Glück kaum glauben konnte. Wenn sie sich früh vom Lager erhob und das Schleifen der ausziehenden Pflüge hörte, oder wenn sie im Keller stand und die Milcheimer klapperten, war ihr die Zukunft wie ein Traum. Aber am Abend, wenn sie neben dem geliebten Mann in der Laube saß, seinen Worten lauschte und die Rede über Großes und Kleines dahinflog, dann faßte sie ihn leise am Arm und versicherte sich, daß er ihr gehörte, und daß sie selbst fortan in der Welt leben sollte, in welcher sein Geist heimisch war.

Noch vor dem Winter, ehe die Vorlesungen der Universität begannen, sollte die Hochzeit sein. Denn der Professor hatte flehentlich gegen langen Brautstand Verwahrung eingelegt, und der Landwirth gab ihm Recht. „Gern hätte ich Ilse über den Winter behalten, denn Clara muß einen Theil ihrer Arbeit übernehmen, und dem Kinde wäre die Anweisung der Schwester sehr nöthig. Aber für euch ist es anders besser. Sie, mein Sohn, haben sich meine Tochter nach kurzer Bekanntschaft gefordert, je eher sich

Ilſe an Ihr Stadtleben gewöhnt, deſto beſſer wird es für Sie beide ſein; und ich meine, im Winter wird ihr das leichter werden."

Es war eine Zeit ſeliger Unruhe, und es war gut, daß die verſtändige Sorge um den neuen Haushalt die hohe Empfindung der Verlobten ein wenig zu irdiſchen Dingen hinabzwang.

Der Profeſſor reiſte noch einmal nach der Univerſitätsſtadt. Sein erſter Gang war zum Freund. „Wünſche mir Glück," rief er, „vertraue ihr und mir." Der Doctor fiel ihm um den Hals und ging ihm in den Tagen ſeines Aufenthalts nicht von der Seite, er begleitete ihn bei allen Einkäufen und überlegte mit ihm die Einrichtung der Zimmer. Gabriel, dem der Beſuch des Landwirths ein Vorgefühl kommender Ereigniſſe gegeben hatte, und dem um die eigene Unentbehrlichkeit bange geworden war, fühlte ſich ſtolz, weil der Profeſſor ihm ſagte: „Wir bleiben die Alten, thun Sie, was in Ihren Kräften ſteht, ſich meiner Frau nützlich zu machen." Dann kam Herr Hummel, ſtattete im Namen der Familie ſeinen Glückwunſch ab, und erbot ſich aus freien Stücken, noch zwei Zimmer ſeines Hauſes, die er entbehren konnte, dem Profeſſor zu überlaſſen. Aber unruhiger als alle andern erwartete Laura die neue Hausgenoſſin. Und ſie brach in die ſchriftlichen Worte aus: „Wie wird ſie ſein, erhaben oder niedlich? voll ſtrenger Würde oder lachend friedlich? mir pocht das Herz und die Gedanken fliegen! wird liebevolles Ahnen mich betrügen?" Und als der Profeſſor ſie und ihre Mutter bat, ſeiner künftigen Frau entgegenzukommen und bei der Einrichtung zu helfen, und als er gegen Laura hinzuſetzte, er hoffe auf ein gutes Verhältniß zwiſchen ihr und ſeiner Braut, da ahnte er gar nicht, wie viel Glück er in ein junges Herz ſenkte, welches das unruhige Bedürfniß hatte, ſich hingebend anzuſchließen. Die unſichern Angaben, welche er über das Weſen ſeiner Verlobten machte, hüllten die Geſtalt immer noch in Nebel, aber ſie wurden doch für Laura ein Rahmen, in welchen ſie täglich neue Geſichter und Stellungen hineinzeichnete.

Unterdeß ſaßen in den Nebenräumen des alten Hauſes die Frauen emſig um Truhen und Leinwand beſchäftigt. Clara war durch den Brautſtand der Schweſter auf einmal zum erwachſenen Mädchen geworden, ſie half und gab guten Rath und erwies ſich in Allem brauchbar und verſtändig. Und Ilſe rühmte das am Abend gegen den Vater und darauf ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und brach in heiße Thränen aus. Dem Vater zuckte der Mund, er antwortete nicht, aber er hielt die Tochter mit beiden Händen feſt an ſeinem Herzen. Auch für dieſe Trennung traf es ſich günſtig, daß die letzten Wochen vor dem Abſchied übervoll von Arbeit und Zerſtreuung waren. In der Wirthſchaft gab es noch viel zu ſchaffen, und der Vater erließ den Verlobten keinen Beſuch bei ſeinen Bekannten in der Nachbarſchaft.

Zu den nächſten gehörte die Familie Rollmaus. Ilſe hatte ihre Verlobung der Frau Oberamtmann in beſonderm Briefe angezeigt. Darüber war große Erregung entſtanden. Die Frau Oberamtmann triumphirte. Rollmaus aber ließ ſich ſofort das Pferd ſatteln und kam nach Bielſtein geritten, jedoch nicht vor das Haus, er frug am Hofthor nach dem Gutsherrn und ritt zu dieſem auf das Feld. Dort nahm er den Landwirth bei Seite und begann ſeinen Glückwunſch mit der kurzen Frage: „Was hat er?“ Dieſe Frage konnte durch Zahlen beantwortet werden, und die Antwort beruhigte ihn einigermaßen. Denn er wandte ſein Pferd kurz um, trabte vor das Haus und brachte der Braut und dem Profeſſor, den er jetzt als ebenbürtig anſah, ſeinen Glückwunſch dar. Und diesmal wiederholte er dringend ſeine Einladung. Nach der Rückkehr ſagte er ſeiner Frau: „Ich hätte der Ilſe eine beſſere Partie gewünſcht, indeß der Mann iſt nicht ganz übel, freilich auf einem großen Gute müßte er ſich mühſam durchſchlagen.“

„Rollmaus,“ erwiederte die Frau, „ich hoffe, du wirſt dich bei dieſer Gelegenheit decent beweiſen.“

„Wie ſo?“ frug der Oberamtmann.

„Du mußt beim Eſſen die Geſundheit des Brautpaars ausbringen.“

Der Gatte brummte. „Jedoch ohne unnützes Zeug, wie Redensarten und Steckenbleiben. Ich kenne das, darauf laſſe ich mich nicht ein.“

„Die Redensarten müſſen die Vorausſetzung ſein,“ rief die Oberamtmann. „Und wenn du nicht willſt, ſo werde ich ſelbſt beſorgen, was vorgeſetzt werden muß, und du ſprichſt die Geſundheit.“

Das Haus Rollmaus hatte für den Brautbeſuch ſein feinſtes Tiſchzeug aufgedeckt, und die Frau Oberamtmann erwies nicht nur ein gutes Herz, auch gute Küche. Sie ſchlug beim Braten an das Glas und begann aufgeregt: „Liebe Ilſe, da Rollmaus in ſeiner Geſundheit das Kurze und Drakoniſche äußern wird, ſo will ich nur vorher erwähnen, daß wir Ihnen aus einem ehrlichen Herzen Glück wünſchen als alte Freunde Ihrer Eltern, und da wir immer gute Nachbarſchaft mit einander gehalten haben, in allem Unglück, und wenn ein angenehmer Zuwachs zur Familie kam, und ebenſo durch Aushülfe in der Wirthſchaft. Es iſt uns ſehr wehmüthig, daß Sie aus dieſer Gegend ziehen, obgleich wir uns freuen, daß Sie in eine Stadt kommen, wo man das Geiſtige zu ſchätzen weiß, und was ein höheres Streben genannt wird. Ich will nicht voluminös werden, weßhalb wir Sie beide bitten, auch in treuer Freundſchaft an uns zu denken.“ Sie fuhr mit dem Tuche nach den Augen, und Rollmaus faßte die Familiengefühle kräftig in den vier Worten zuſammen: „Das Brautpaar ſoll leben.“ Beim Abſchied weinte die Frau Oberamtmann ein wenig und bat den Hausherrn zu erlauben, daß ſie doch zur Trauung kommen dürfe, wenn auch die Hochzeit ohne Gäſte ſei.

Und noch eine Störung brach herein. Der Landwirth hatte um die Ehre gebeten, und ſie war ihm gewährt: auf dem Wege zum Jagdſchloß wollte der Fürſt anhalten und im alten Hauſe das Frühſtück einnehmen.

„Es iſt gut, Ilſe, daß du noch bei uns biſt," ſagte der Landwirth.

„Aber man weiß ja gar nicht, wie ſo ein Herr das gewöhnt iſt," wandte Ilſe zwiſchen Freude und Sorge ein.

„Er bringt doch einen ſeiner Köche mit, der in der Oberförſterei das Jagdeſſen zurichtet, der mag helfen; ſorge nur dafür, daß er etwas in der Küche findet."

Am Tage der emſigen Vorbereitung ſaßen die Kinder, die Mamſell und Arbeiterinnen zwiſchen Hügeln von Waldzweigen und Herbſtblumen und wanden Kränze und Guirlanden. „Verſchont nichts," befahl Ilſe dem alten Gärtner, „er iſt unſer lieber Landesvater, wir Kleinen bringen ihm unſere Blumen als Steuer dar." Und Hans verfertigte mit Hülfe des Profeſſors aus Georginen rieſige Kokarden und Namenszüge.

Schon am Abend vor der Jagd hielten der Fourier und der Mundkoch ihren Einzug. Der Fourier bat, die Tafel im Garten zu decken, dem Fürſten folge die nöthige Dienerſchaft, bei der übrigen Aufwartung könnten die ſchmucken Hausmädchen helfen, dem Herrn ſei das Ländliche grade recht. Am Morgen der Jagd ritt der Landwirth in ſeinem beſten Staat nach Roſſau hinab, den Fürſten zu empfangen; die Kinder drängten ſich um die Fenſter der obern Stuben und ſpähten wie Wegelagerer nach der Landſtraße. Kurz vor Mittag kamen die Wagen den Berg herauf und fuhren an der alten Hausthür vor, der Landwirth und der Oberförſter, welche zu beiden Seiten des fürſtlichen Wagens ritten, ſprangen von den Pferden. Der Fürſt ſtieg mit ſeinen Begleitern aus und betrat grüßend die Schwelle. Ein Herr in höherem Mannesalter von mäßiger Größe, einem ſchmalen feinen Geſicht, dem man noch glaubte, daß er in ſeiner Jugend den Ruf eines ſchönen Mannes gehabt hatte, mit zwei klugen Augen, deren Umgebung nur durch zu viele kleine Falten verknittert war. Ilſe trat in den Hausflur, der Landwirth ſtellte in ſeiner einfachen Weiſe die Tochter vor, der Herr begrüßte Ilſe huldreich mit einigen

Worten und gönnte dem Professor, der ihm als Bräutigam der Tochter genannt wurde, einen Blick und eine Frage, worauf der Professor vom Oberjägermeister aufgefordert wurde, am Frühstück Theil zu nehmen. Dann schritt der Fürst sogleich in den Garten, rühmte das Haus und die Landschaft und erinnerte sich, daß er zum ersten Mal als vierzehnjähriger Knabe mit seinem Vater diese Gegend besucht habe.

Das Frühstück verlief auf's Beste, der Fürst that dem Landwirth wohlthuende Fragen, welche sein Interesse an den Zuständen der Landschaft erwiesen. Als er sich vom Tisch erhoben hatte, trat er an den Professor und frug nach Einzelheiten der Universität, er kannte den Namen des einen und anderen Collegen. Durch die sichern Antworten und die gute Haltung des Gelehrten wurde er veranlaßt, das Gespräch zu verlängern. Er erzählte, daß er selbst ein wenig Sammler sei, antike Münzen und Gräberfunde aus Italien mitgebracht habe, und daß ihm die Vermehrung seiner Sammlungen viele Freude gemacht. Und ihm war angenehm, daß der Professor bereits von einigem Bedeutenden darin wußte.

Als nun der Fürst mit einer Wendung zum Schlusse den Gelehrten frug, ob er in dieser Gegend heimisch sei, und Felix antwortete, daß ein Zufall ihn hierhergeführt, da flog dem Gelehrten plötzlich der Gedanke durch das Haupt, daß hier eine Gelegenheit sei, die wohl so nicht wiederkehren werde, die höchste Gewalt des Landes mit dem Schicksale der verlorenen Handschrift bekannt zu machen, vielleicht Förderung für weitere Nachforschungen in der Residenz zu gewinnen. Er begann seinen Bericht. Der Fürst hörte mit sichtlicher Spannung zu, führte ihn während angelegener Querfragen weiter von der Gesellschaft ab, und war so ganz bei der Sache, daß er darüber, wie es schien, die Jagd vergaß. Der Oberjägermeister wenigstens sah oft nach der Uhr und sagte dem Gutsherrn Verbindliches über das Interesse, welches der Herr an seinem Schwiegersohn nehme. Endlich schloß der Fürst die Unterhaltung: „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, ich würdige

das Vertrauen, welches Sie mir damit erweiſen, kann ich Ihnen darin ſelbſt nützlich ſein, ſo wenden Sie ſich direkt an mich, führt Sie der Weg einmal in meine Nähe, ſo laſſen Sie mich das wiſſen, ich werde mich freuen, Sie wieder zu ſehen."

Als der Fürſt durch den Hausflur nach dem Wagen ſchritt, blieb er einen Augenblick ſtehen und ſah ſich um, der Oberjägermeiſter gab dem Landwirth ſchnell einen Wink, Ilſe wurde gerufen und verneigte ſich wieder und der Fürſt dankte ihr in Kürze für die gaſtliche Aufnahme. Ehe die Wagen zwiſchen den Hofgebäuden verſchwanden, ſah der Fürſt ſich noch einmal nach dem Hauſe um. Auch dieſe Artigkeit fiel auf fruchtbaren Boden. „Ganz umgedreht hat er ſich und ganz eigen darauf geſehen," erzählte die Taglöhnerfrau, die ſich mit Arbeitern bei dem Laubgewinde an der Scheuer aufgepflanzt hatte. Alles war zufrieden und freute ſich der Huld, welche mit gutem Anſtand erwieſen und empfangen war. Ilſe rühmte die Leute des Fürſten, die ihr Alles ſo bequem gemacht, dem Profeſſor hatten die geſcheuten Fragen des Herrn ſehr wohl gefallen, und als der Landwirth am ſpäten Abend zurückkehrte, erzählte auch er, wie gut die Jagd verlaufen, und daß der Fürſt ihm noch Freundliches geſagt und vor allen Leuten zu ſeinem Schwiegerſohn Glück gewünſcht habe.

Der letzte Tag kam, den die Jungfrau im Hauſe des Vaters verlebte. Sie ging mit Schweſter Clara hinab in das Dorf, ſie ſtand am Fenſter des armen Lazarus, ſie kehrte in jedem Hauſe ein und übergab die Armen und Kranken der Schweſter. Dann ſaß ſie lange bei dem Herrn Pfarrer in der Studierſtube, der alte Mann hielt ſein liebes Kind an den Händen feſt und wollte ſie nicht fortlaſſen. Beim Abſchied ſchenkte er ihr die alte Bibel, in welcher ſeine Frau geleſen hatte. „Ich wollte ſie mit mir nehmen in die letzte Behauſung," ſagte er, „aber ſie iſt beſſer aufgehoben in Ihren Händen." Als Ilſe zurückkam, ſetzte ſie ſich in ihrer Stube nieder, und die Mägde und Arbeiterinnen des Guts traten eine nach der andern ein, von jeder nahm ſie unter vier Augen Abſchied,

ſie ſprach noch einmal über das, was jeder auf dem Herzen lag, gab Troſt und guten Rath, ein kleines Andenken aus ihrer Habe, und zum Abſchied einen guten Spruch, wie er auf das Leben paßte. Am Abend ſaß ſie zwiſchen dem Vater und dem geliebten Mann, der Lehrer hatte den Kindern einige Verſe eingelernt, Clara brachte den Brautkranz, und der kleine Bruder erſchien als Genius, aber als der Genius ſeinen Spruch ſagen ſollte, fing er an zu ſchluchzen, verbarg ſeinen Kopf in Ilſe's Schooß und war gar nicht wieder zu beruhigen.

Zur Gutenachtzeit, als ſich Alles entfernt hatte, ſaß Ilſe noch einmal auf ihrem Stuhl in der Wohnſtube, und als der Vater aufbrach, reichte ſie ihm den Leuchter. Der Vater ſetzte ihn wieder hin und ging auf und ab, ohne zu ſprechen. Endlich begann er: „Deine Stube bleibt für dich unverändert, und wenn du zu uns zurückkehrſt, ſollſt du Alles ſo finden, wie du es verlaſſen. Dem Gute biſt du nicht zu erſetzen, nicht den Geſchwiſtern, auch nicht deinem Vater. Ich gebe dich hin mit Schmerzen in ein Leben, das uns beiden unbekannt iſt. Gute Nacht, mein braves Kind, des Himmels Segen über dich. Gott behüte dir dein ehrliches Herz. Sei tapfer, Ilſe, das Leben iſt ſchwer.“ Er zog ſie an ſich und ſie weinte ſtill an ſeinem Herzen.

Die Morgenſonne des nächſten Tages ſchien durch die Fenſter der alten Holzkirche auf die Stätte vor dem Altar. Wieder umſäumte ſie Ilſe's Haupt wie mit überirdiſchem Glanz und verklärte das glückliche Antlitz des Mannes, in deſſen Hand der alte Pfarrer die Hand ſeines Lieblings legte. Die Kinder des Hauſes und die Arbeiterinnen des Gutes ſtreuten Blumen. Ueber den letzten Schmuck des Gartens ſchritt Ilſe mit Kranz und Schleier, das Auge zur Höhe gerichtet. Aus den Armen des Vaters und der Geſchwiſter, unter den lauten Segenswünſchen der Frau Oberamtmann und dem leiſen Gebet des alten Pfarrers hob der Gatte ſie in den Wagen. Noch ein Hoch der Gutsleute, noch ein Blick nach dem Vaterhauſe, und Ilſe faßte die Hand des Gatten und hielt ſich an ihm feſt.

Zweites Buch.

1.

Die ersten Grüsse der Stadt.

Im Stadtwald fiel das Laub vor die Füße der Spaziergänger, Ilse stand am Fenster und dachte an die Heimath. Die Kränze über der Thür waren verwelkt, Linnen und Kleider lagen eingestaut in den Schränken, das eigene Leben rann so still, und draußen das fremde rauschte so überlaut. Im Nebenzimmer saß der Gatte über seiner Arbeit; nur das Knittern der Blätter, welche er umschlug, drang durch die Thür, und dazwischen aus der nahen Küche ein Klappern der Teller. Sehr schön war die Wohnung, aber enge eingehegt, zur Seite die schmale Straße; dahinter das Nachbarhaus mit vielen neugierigen Fenstern; auch nach dem Walde der Horizont verbaut durch graue Stämme und ragende Aeste. Und aus der Ferne tönte vom Morgen bis zum Abend das Summen, Rasseln und Rufen der thätigen Stadt in das Ohr, von der Höhe die Klänge eines Flügels, vom Bürgersteig ohne Aufhören die Tritte der Vorübergehenden, Wagen rollten heran, laute Stimmen zankten. Und wie lange man aus dem Fenster schaute, immer neue Menschen und unbekannte Gesichter, viele schöne Herrschaften und wieder sehr ärmliche Leute. Ilse dachte bei jedem Vorübergehenden, der einen modischen Rock trug, wie vornehm er sein müsse, und bei jedem dürftigen Anzug, wie hart den Armen hier das Leben drücke. Alle aber waren ihr fremd, die sie reden hörte, auch die nahe bei ihr wohnten und von allen Ecken auf ihr eigenes Treiben sehen konnten, hatten wenig mit ihr zu schaffen, und wenn sie nach Einzelnen

frug, wußten ihre Hausgenoſſen nur ſpärliche Nachricht zu geben. Alles fremd und kalt und in endloſem Getümmel! Ilſe ſtand in ihrer Wohnung wie auf einem winzigen Eiland in ſturmbewegtem Meere und ihr wurde bange vor dem fremden Leben.

Aber die Stadt, wie rieſenhaft und tobluſtig ſie ſich gegen Ilſe geberdete, war im Grunde ein freundliches Ungethüm, ja, ſie hegte vielleicht vor andern eine ſtille Neigung zu poetiſchen Gefühlen und zu heimlicher Artigkeit. Zwar hatte ein geſtrenger Stadtrath den Brauch aufgegeben, anſehnlichen Fremden den Willkommen mit Wein und Fiſchen zu überreichen, aber er ſandte doch den erſten Morgengruß durch ſeine geflügelten Schützlinge, über welche ſich ſchon Ilſe's Vater gefreut hatte. Die Tauben flogen um Ilſe's Fenſter, ſaßen gedrängt vor den Scheiben und pickten an das Holz, bis Ilſe ihnen Futter hinausſtreute. Und Gabriel, der das Frühſtück abräumte, konnte nicht umhin, ſich ſelbſt zu loben: „Ich habe ſie ſeit einigen Wochen an dieſem Fenſter gefüttert, weil ich mir dachte, daß ſie Ihnen recht ſein würden.“ Und als Ilſe ihn dankbar anſah, geſtand er offenherzig: „Denn ich bin auch vom Dorfe, und weil ich zuerſt in die Kaſerne kam, habe ich auch mein erſtes Commisbrod mit einem fremden Pudel aufgegeſſen.“

Aber die Stadt ſorgte noch durch andere Vögel dafür, daß die Frau vom Lande heimiſch wurde. Gleich am erſten Tage, wo Ilſe allein ausging — es war ein ſchwerer Gang, denn ſie konnte ſich mit Mühe enthalten, vor den Schaufenſtern ſtehen zu bleiben, und ſie erröthete, ſo oft die Leute dreiſt in ihr Geſicht ſahen, — gleich damals hatte ſie vor einer Conditorei arme Kinder getroffen, welche begehrlich durch die Fenſterſcheiben auf das Backwerk ſtarrten; die ſehnſuchtsvollen Blicke hatten ſie gerührt, ſie war hineingetreten und hatte Kuchen unter ſie vertheilt. Seitdem machte ſich's, daß jeden Mittag leiſe an Ilſe's Klingel gezogen wurde und kleine Jungen mit zerriſſenen Höschen leere Töpfe darboten und gefüllte heim-

trugen, zum Aerger des Herrn Hummel, der ein ſolches Anlocken von Spitzbuben nicht loben konnte.

Als Ilſe am Abend ihrer Ankunft von dem Gatten in ihr Zimmer geführt wurde, fand ſie über den Tiſch eine ſchöne Decke gebreitet, ein Meiſterſtück ſorgfältiger Frauenarbeit, daran einen Zettel mit dem Wort: „Willkommen.“ Gabriel bekannte, daß Fräulein Laura dies Geſchenk aufgelegt habe. Deßhalb wurde am nächſten Morgen der erſte Beſuch im Unterſtock gemacht. Als Ilſe in das Wohnzimmer der Familie Hummel trat, ſprang Laura erröthend auf und ſtand verlegen der Frau Profeſſorin gegenüber; ihre ganze Seele flog der Fremden entgegen, aber Ilſe's Weſen flößte ihr Scheu ein. Ach, die Erſehnte war allerdings erhaben und würdevoll, weit mehr als Laura gedacht hatte, Laura kam ſich auf der Stelle ſehr klein und unreif vor, ſie empfing ſchüchtern den Dank und zog ſich einige Schritte zurück, der Mutter die Pflicht der Worte überlaſſend. Aber ſie wurde nicht müde, die ſchöne Frau anzuſehen und ihre Geſtalt in Gedanken mit dem edelſten Coſtüm der tragiſchen Bühne zu ſchmücken.

Laura erklärte der Mutter, daß ſie den Gegenbeſuch allein machen wolle, und ſchlüpfte am nächſten ſchicklichen Tage in der Dämmerung hinauf, mit pochendem Herzen, aber entſchloſſen, eine gute Unterhaltung zu ſuchen. Doch da wollte der Zufall, daß gleich nach ihr der Doctor als Störenfried eintrat, und es gab nichts, als ein zerpflücktes Geſpräch und verblichene Redensarten, durch welche gar nichts erreicht wurde. Und ſie empfahl ſich wieder, böſe auf den Doctor und unzufrieden mit ſich ſelbſt, weil ſie nichts Beſſeres zu ſagen gewußt.

Seit dieſen Tagen war die Hausgenoſſin für Laura ein Gegenſtand ſtiller unabläſſiger Verehrung. Sie ſetzte ſich nach Tiſche an das Fenſter und wartete auf die Stunde, in welcher Ilſe am Arm des Gatten auszugehen pflegte. Dann lauſchte ſie hinter der Gardine hervor und ſah ihr bewundernd nach. Sie huſchte oft über den Hausflur und um die Entreethür

der Miether, aber wenn Ilse einmal von weitem sichtbar wurde, verbarg sie sich, oder wenn sie mit ihr zusammentraf, verneigte sie sich tief, und wußte in der Schnelle nur Gewöhnliches zu reden. Sie war sehr bekümmert, ob ihr Clavierspiel nicht stören würde und ließ hinauffragen, in welchen Stunden sie am wenigsten damit lästig sei; und als er, der rothe Kobold ohne Namen, einst gegen Ilse geknurrt und ihr tückisch in das Kleid gebissen hatte, gerieth sie in solchen Zorn, daß sie ihren Sonnenschirm holte und das Scheusal damit bis unter die Treppe verfolgte.

Unter dem Namen der Mutter — denn für sich selbst wagte sie es nicht — begann sie einen Feldzug von kleinen Aufmerksamkeiten gegen den Oberstock. Wenn Verkäufer gute Dinge für die Küche anboten, wurde Laura den Mittagsfreuden des Herrn Hummel verhängnißvoll, denn sie fing junge Gänse und fette Hühner vor der Küche ab und sandte sie regelmäßig nach der Höhe, bis das Dienstmädchen Susanne über das Vorkaufsrecht der Miether in Erbitterung gerieth und Frau Hummel zur Hülfe holte. Als durch eine Frage Gabriels offenbar wurde, daß sich die Frau Professorin nach einer bestimmten Art feiner Aepfel erkundigt hatte, eilte Laura auf den Markt, suchte so lange, bis sie ein Körbchen davon heimbrachte, und diesmal zwang sie sogar Herrn Hummel selbst, den Korb mit vielen Empfehlungen hinaufzusenden. Ilse freute sich des artigen Hauswirths, aber sie ahnte nicht den geheimen Quell.

„Vor einem Volk habe ich große Scheu," sagte Ilse zu ihrem Gatten, „und das sind die Studenten. Ich war kaum flügge und zum Besuch bei unserer Tante, da sah ich eine ganze Gesellschaft zum Thore hereinziehen, mit großen Degen, mit Federhüten und sammtenen Röcken. Thaten die wild! Ich durfte den Tag nicht auf die Straße gehen. Wenn ich jetzt als deine Frau mit den wilden Männern verkehren muß, ich fürchte mich nicht grade, aber sie sind mir bangsam."

„Nicht alle ſind ſo arg," tröſtete der Profeſſor, „du wirſt ſie bald gewöhnt werden."

Trotzdem erwartete Ilſe mit Spannung den erſten Studenten. Und es traf ſich, daß an einem Morgen die Schelle gezogen wurde, als grade der Profeſſor auf der Bibliothek weilte, Gabriel und das Mädchen ausgeſchickt waren. Ilſe öffnete ſelbſt die Thür. Betroffen prallte ein junger Mann zurück, der durch die bunte Mütze als Student deutlich wurde, und außerdem eine ſchwarze Mappe unter dem Arme trug. Dieſer ſah freilich anders aus, ohne Straußenfeder und Degen, er war auch bleich und ſchmächtig; aber Ilſe fühlte doch Reſpect vor dem gelehrten jungen Herrn und fürchtete nebenbei, daß die Wildheit ſeines Standes plötzlich aus ihm hervorbrechen könnte. Indeß, ſie war ein tapferes Mädchen geweſen und nahm den Beſuch von der praktiſchen Seite: „Das Unglück iſt einmal da, jetzt gilt's artig ſein. — Sie wünſchen meinen Mann zu ſprechen, er iſt im Augenblick nicht zu Hauſe, wollen Sie ſich nicht gütigſt herein bemühen?"

Der Student, ein armer Philolog, welcher als Bewerber um ein kleines Stipendium anlief, gerieth ſolchem majeſtätiſchen Willen gegenüber in ſtarke Beklemmung. Er machte viele Verbeugungen, aber er wagte nicht zu widerſtreben. Ilſe führte ihn alſo in das Beſuchzimmer, nöthigte ihn, auf einem Lehnſeſſel niederzuſitzen und frug, ob ſie ihm mit irgend etwas dienen könne. Der arme Schelm wurde immer verlegener, und auch Ilſe wurde durch ſeine Unruhe ein wenig angeſteckt. Sie fing aber entſchloſſen eine Unterhaltung an und erkundigte ſich, ob er aus dieſer Stadt ſtamme. Dies war nicht der Fall. — Aus welcher Gegend er zugezogen, auch ſie ſei eine Fremde. — Da ergab ſich, daß er aus ihrer Landſchaft war, zwar nicht aus der Nähe ihrer Heimath, ſondern, wie beide mit einander berechneten, etwa zehn Meilen ab aus anderer Ecke, indeß er hatte doch von klein auf dieſelben Berge geſehen und kannte den Dialect ihres Landes und die Sprache ſeiner Vögel.

Nun rückte ſie ihm näher und machte ihn geſprächig, bis beide wie gute Geſellen mit einander plauderten. Endlich ſagte Ilſe: „Mein Mann kommt vielleicht nicht ſo bald, ich möchte ihn aber des Vergnügens nicht berauben, Sie zu ſprechen, wie wäre es, Herr Landsmann, wenn Sie uns den nächſten Sonntag die Freude machten, unſer Mittagsgaſt zu ſein?“ Ueberraſcht und unter vielen Dankſagungen erhob ſich der Student und entfernte ſich, von Ilſe bis an die Thür begleitet. Er hatte aber, umſtrickt durch das Abenteuer, ſeine Mappe vergeſſen, noch einmal tönte ſchüchtern die Schelle, er ſtand noch einmal verlegen an der Thür und bat mit vielen Entſchuldigungen um ſeine Mappe.

Ilſe freute ſich der Begegnung und daß ſie ſo gut die erſte Schwierigkeit überwunden hatte. Froh rief ſie ihrem Mann an der Thür zu: „Felix, der erſte Student war hier.“

„So?“ erwiederte der Gatte, durch die Nachricht keineswegs erſchüttert, „wie hieß er?“

„Den Namen weiß ich nicht, er trug aber eine rothe Mütze und ſagte: er ſei kein Fuchs. Ich habe mich nicht gefürchtet, ich habe ihn dir für Sonntag zum Eſſen gebeten.“

„Nun,“ verſetzte der Profeſſor, „wenn du das bei Jedem thuſt, ſo wird unſer Haus voll werden.“

„War's nicht recht?“ frug Ilſe bekümmert. „Ich ſah wohl, daß es keiner von den großen war, aber ich wollte um deinetwillen doch lieber zu viel, als zu wenig thun.“

„Laß gut ſein,“ ſagte der Profeſſor, „es ſoll ihm nicht vergeſſen werden, daß er der erſte war, der in dein liebes Angeſicht ſchaute.“

Der Sonntag kam, und in der Mittagsſtunde unter vielen Verbeugungen der Studioſus. Obwohl er ſonſt Freitiſche in Familien als eine zwar werthvolle aber läſtige Einrichtung leidend ertrug, ſo hatte er doch diesmal in Weſte und ſogar in Handſchuhen eine außerordentliche Anſtrengung gemacht. Und Ilſe erhielt durch die Haltung des Gatten gegen

den Studenten ſogleich eine ruhige mütterliche Würde. In ſolcher Stimmung legte ſie ihm ein zweites Bratenſtück auf den Teller und verſah ihn mit gehäufter Zukoſt. Die wohlwollende Behandlung und einige Gläſer Wein, deren letztes Ilſe eingoß, ſtärkten dem Studenten das Herz und hoben ihn über die Erbärmlichkeiten des irdiſchen Daſeins. Nach Tiſche beſprach der Profeſſor mit dem Doctor etwas Gelehrtes. Ilſe aber ſetzte gütig die Unterhaltung mit dem jungen Herrn fort, und kam, da dies am bequemſten war, auf ſeine Familienverhältniſſe zu ſprechen. Da wurde der Student warm und weich und begann Enthüllungen von ſehr traurigem Inhalt. Natürlich zunächſt, daß er kein Geld hatte, dann aber wagte er auch ſchmerzliche Offenbarungen über ein zartes Verhältniß zu der Tochter eines Juriſten, mit welcher er in demſelben Hauſe gewohnt und die er ein Jahr lang innig verehrt hatte, zuletzt mit Poeſie. Endlich kam der Vater dahinter. Dieſer verbot mit einer Tyrannei, wie ſie geheimen Juſtizräthen eigen iſt, ſeiner Tochter die Annahme der Gedichte, und bewirkte ſogar die Entfernung des Studioſus aus dem Hauſe. Seitdem war das Innere des Studenten ein Abgrund von Verzweiflung; kein Gedicht — es waren Sonette, — drang mehr bis zu der umſchloſſenen Geliebten. Ja, er hatte Grund, anzunehmen, daß auch ſie ihn verachte. Denn ſie beſuchte Bälle, und er hatte ſie erſt den Abend vorher geſehen, wie ſie mit Blumen im Haar aus dem Wagen des Vaters in ein hell erleuchtetes Haus getreten war. Traurig hatte er an der Hausthür unter dem zuſchauenden Volk geſtanden, ſie aber war roſig, lächelnd, ſtrahlend bei ihm vorübergeglitten. Jetzt wandelte er mit ſeinem Abgrunde dahin, allein, ohne eine menſchliche Seele, des Lebens müde und voll ſchwarzer Gedanken, über welche er ſehr düſtere Andeutungen machte. Zuletzt bat er Ilſe um Erlaubniß, ihr diejenigen Gedichte, welche die Zuſtände ſeines Innern am deutlichſten ausdrückten, überſenden zu dürfen.

Natürlich gab das Ilse in warmem Mitleid zu.

Der Studiosus empfahl sich und Ilse erhielt am nächsten Morgen durch Stadtpost ein ziemliches Päckchen mit einem ehrerbietigen Briefe, worin der Student sich entschuldigte, daß er nicht alle poetischen Aktenstücke, welche sein Unglück in's richtige Licht setzten, übersende, da er mit dem Abschreiben nicht fertig geworden sei. Beilage war ein Sonett an Ilse selbst, sehr hochachtungsvoll und zart, doch war daraus allerdings die stille Neigung des Studenten erkennbar, Ilse an Stelle seiner Ungetreuen zur Herrin seiner Träume zu machen.

Ilse trug verlegen diese Sendung auf den Arbeitstisch ihres Gatten. „Habe ich etwas versehen, Felix, so sag' mir's." Der Professor lachte. „Ich schicke ihm selbst seine Gedichte zurück, das wird die Huldigung wohl bändigen; du weißt jetzt, daß es nicht ohne Gefahr ist, das Vertrauen eines Studenten zu gewinnen. Die Gedichte sind übrigens schlechter als nöthig wäre."

„Das war also eine Lehre," sagte Ilse, „die ich mir geholt. In Zukunft wollen wir vorsichtiger sein."

Aber so schnell wurde sie die Erinnerung an den Studenten nicht los.

Jeden Nachmittag, wenn das Wetter nicht gar unfreundlich war, ging zu derselben Stunde Ilse am Arm des Gatten in den Stadtwald. Die Glücklichen suchten einsame Nebenpfade, wo das Astgeflecht dichter ragte und das Grün des Grundes fröhlich gegen die gelben Blätter abstach. Dann dachte Ilse an die Bäume des Gutes, und da machte sich's, daß die Gatten immer wieder vom Vater und von den Geschwistern sprachen und von den ersten Nachrichten, die sie aus der Heimath bekommen. An dem Wiesengrund, welcher sich von den letzten Gebäuden in den Wald zog, stand unter dichtem Gebüsch eine Bank, dort übersah man im Vordergrund die feindlichen Häuser, dahinter Giebel und Thürme der Stadt. Als Ilse

das erſte Mal aus dem Gebüſch an die Stelle trat, freute ſie ſich des Anblicks ihrer Fenſter und der umdämmerten Thürme, dabei fiel ihr der Sitz in der Höhle ein, von dem ſie ſo oft auf das Vaterhaus geblickt hatte; ſie ſaß auf der Bank nieder, zog Briefe ihrer Geſchwiſter hervor, die ſie eben erhalten, und las dem Gatten die ſchmuckloſen Sätze, in denen die letzten Ereigniſſe des Gutes berichtet wurden. Seitdem war ihr die Ruheſtelle lieb, jedesmal lenkten ſich die Schritte auf dem Heimwege dorthin, und ſie ſchaute von der Bank nach der Wohnung, den Dächern der Stadt und dem Himmel darüber.

Als ſie nun am Tage nach jener Sendung des Studenten wieder aus dem Gehölz zu der Bank trat, ſah ſie einen kleinen Blumenſtrauß darauf liegen; neugierig griff ſie darnach, ein zierlich zuſammengelegtes Briefchen von Roſapapier hing daran, mit der Aufſchrift; „Ein Gruß aus B.“ Dahinter grade ſo viel Punkte, als der Name des väterlichen Gutes Buchſtaben enthielt. Ueberraſcht reichte ſie den Zettel dem Profeſſor, er öffnete und las die anſpruchsloſen Worte: „Unterm Stein die kleinen Zwerge ſenden dir den Blumenſtrauß, grüßend über Thal und Berge, aus dem lieben Vaterhaus.“ — „Das gilt dir,“ ſagte er verwundert.

„Wie allerliebſt,“ rief Ilſe.

„Die Zwerge ſind jedenfalls ein Scherz des Doctors,“ entſchied der Profeſſor, „freilich hat er ſeine Hand gut verſtellt.“

Erfreut ſteckte Ilſe den Strauß an: „Wenn der Doctor heut Abend kommt, ſoll er nicht merken, daß wir ihn errathen haben.“ Der Profeſſor erzählte von den neckiſchen Einfällen des Freundes, und Ilſe, die ſonſt den Doctor mit einem geheimen Zweifel betrachtete, ſtimmte herzlich bei.

Als aber der Doctor am Abend die größte Unbefangenheit heuchelte, wurde fröhlich ſeine Verſtellungskunſt geſcholten und der Dank doch an ihn abgegeben. Da aber erklärte er feſt, daß Strauß und Gedicht nicht von ihm kämen; es erhob

ſich eine fruchtloſe Erörterung über den Urheber, und der Profeſſor ſah zuletzt ſehr ernſthaft aus.

Die Begrüßung im Walde wiederholte ſich. Wenige Tage darauf lag wieder ein kleiner Strauß mit derſelben Aufſchrift und einem Verſe auf der Bank. Noch einmal verſuchte Ilſe leiſe eine Mitwirkung des Doctors zu behaupten, aber der Profeſſor wies das kurz ab und ſteckte den roſafarbenen Zettel ein. Ilſe nahm den Strauß mit, diesmal nicht im Gürtel. Als der Doctor herüberkam, wurde das Abenteuer wieder in Erwägung gezogen.

„Es kann Niemand ſein, als der kleine Student," geſtand Ilſe gedrückt.

„Das fürchte auch ich," ſagte der Profeſſor, und erzählte dem Doctor zu Ilſe's Kummer von der vertraulichen Sendung des Muſenſohns. „So harmlos die Sache an ſich iſt, hat ſie doch eine ernſte Seite. Das Auflegen dieſer Adreſſen ſetzt eine genaue Beobachtung voraus, die nichts weniger als angenehm iſt, und ſolche emſige Thätigkeit kann den Verehrer bis zu größerem Wagniß führen. Dem muß geſteuert werden. Ich werde morgen verſuchen, ihn von ſeinem Unrecht zu überzeugen."

„Und wenn er dir die Thäterſchaft ableugnet," warf der Doctor ein. „Dies wenigſtens ſollte man ihm vorher unmöglich machen. Der Strauß kann, wenn er andern Vorübergehenden entgehen ſoll, erſt im letzten Augenblicke vor eurer Ankunft hingelegt werden, und es iſt nicht ſchwer, euer Kommen abzuwarten, da der Spaziergang in größter Regelmäßigkeit ſtattfindet. Man muß den Dreiſten zu überraſchen ſuchen."

„Ich werde alſo morgen allein gehen," ſagte der Profeſſor.

„Du darfſt einem Studenten nicht im Walde aufpaſſen," entſchied der Doctor, „auch wird, wenn Frau Profeſſorin zu Hauſe bleibt, der Strauß wahrſcheinlich nicht auf der Bank liegen. Ueberlaß mir die Sache. Geht morgen und in den nächſten Tagen aus wie gewöhnlich, ich will von anderer Seite her die Stätte des Frevels beobachten."

Das wurde beschlossen, der Professor nahm die beiden kleinen Sträuße aus dem Glase und warf sie zum Fenster hinaus.

Den Tag darauf ging der Doctor als Spion verkleidet in grauem Rock und dunklem Hut eine Viertelstunde vor den Freunden in den Stadtwald, um aus einem Versteck den vermessenen Versifex zu überfallen; er nahm sich vor, den Thäter im Gebüsch so zu zerknirschen, daß seinem Professor jede persönliche Einmischung gespart wurde. Grade gegenüber der Bank fand er eine gute Stelle, wo dauerhaftes Buchenlaub den Jäger vor dem Wilde verbarg. Dort stellte er sich auf dem Anstand zurecht, zog einen großen Operngucker aus der Tasche, zwang ihn durch Drehen zu der schärfsten Wirkung, und starrte unverwandt nach der verhängnißvollen Bank. Noch war die Bank leer, wenige Spaziergänger gingen gleichgültig an ihr vorüber, die Zeit wurde lang, der Doctor sah eine halbe Stunde durch die Gläser, daß ihm die Augen schmerzten, aber er hielt aus, sein Stand war ausgezeichnet, der Verbrecher konnte nicht entrinnen. Da plötzlich, grade als sein Auge zufällig nach Herrn Hummels Haus abschweifte, sah er dort die Gartenthür nach dem Stadtpark geöffnet, etwas Dunkles fuhr heraus zwischen die Bäume, kam bei der Bank aus dem Gehölz, sah sich vorsichtig um, strich längs der Bank dahin und verschwand wieder hinter den Coulissen der Bäume und hinter der feindlichen Gartenpforte. Ein unendliches Erstaunen lagerte sich auf dem Antlitz des Doctors, er drückte das Opernglas zusammen und lachte still vor sich hin, richtete wieder die Gläser und spähte der verschwundenen Gestalt nach, schüttelte mit dem Kopf und verfiel in ein tiefes Sinnen. Da, horch, der ruhige Schritt zweier Lustwandelnden. Der Professor und Ilse traten in seiner Nähe aus dem Holz, sie blieben einige Schritt von der Bank stehen und sahen auf einen verhängnißvollen Strauß, welcher recht unschuldig dalag. Der Doctor brach lachend aus dem Gebüsch, er nahm den Strauß und bot ihn Ilse an. „Es ist nicht der Student," sagte er.

„Wer also?“ frug der Professor unruhig.

„Das darf ich nicht sagen,“ versetzte der Doctor, „aber die Sache ist harmlos, der Strauß ist von einer Dame.“

„Im Ernst?“ frug der Professor.

„Verlaß dich darauf,“ erwiederte Fritz überzeugend, „er ist von Jemand, den wir beide kennen. Und deine Frau darf keinen Augenblick anstehen, sich den Gruß gefallen zu lassen, er ist in bester Meinung gegeben.“

„Sind die Städter so reich an Versen und Geheimnissen?“ frug Ilse neugierig, und nahm mit leichtem Herzen die Blumen. Wieder wurde gerathen, leider fand sich kein Mensch, dem man dergleichen zutrauen konnte. „Es ist mir lieb, daß sich die Sache so löst,“ sprach der Professor, „doch sage deiner Dichterin, daß solche Sendung sehr leicht in falsche Hände kommen kann.“

„Ich habe keinen Einfluß auf sie,“ erwiederte der Doctor, „aber weßhalb sie sich diese Grüße auch in den Kopf gesetzt hat, es wird euch nicht ewig Geheimniß bleiben.“

Endlich kam die heißersehnte Stunde, in welcher Laura mit der hohen Fremden — so wurde Ilse bis zu diesem Tage in den Memoiren bezeichnet — ohne Beobachter zusammentraf. Die Mutter war ausgegangen, als Ilse mit einer häuslichen Frage in das Wohnzimmer trat. Laura gab Auskunft, wurde im Reden herzhaft und wagte endlich die Bitte, daß Ilse mit ihr in den Hausgarten hinabsteigen möchte. Dort saßen beide nebeneinander in dem letzten Strahl der Octobersonne und begutachteten mild den Kahn, den chinesischen Tempel und die Vorübergehenden. Endlich faßte Laura mit den Fingerspitzen Ilse's Hand und zog sie in die Gartenecke, um ihr die größte Seltenheit, das verlassene Nest eines Zaunschlüpfers zu zeigen. Die Vögel waren längst entflogen, das Gewebe hing an halbentlaubten Aesten. „Hier waren sie,“ rief Laura nachdrücklich; „himmlische kleine Wesen, fünf gesprenkelte Eier lagen darin, und sie haben die Kleinen glücklich heraufgebracht. Ich stand

die ganze Zeit Todesangst aus wegen der Katzen, die hier sehr umherschleichen."

„Sie sind ein liebes Stadtkind," sagte Ilse. „Ach, die Menschen sind hier glücklich, wenn sie nur einen armen Plattmönch im Garten erhalten. Zu Hause schwirrte, flog und sang das von allen Bäumen, und wenn's nicht etwas Besonderes war, konnte man sich gar nicht um das Einzelne kümmern. Hier wird Einem jedes Thierchen werthvoll und wehmüthig. Zuletzt auch die Sperlinge. Ich bin am ersten Morgen erschrocken über diese armen Geschöpfe. Sie sind ihren Kameraden draußen gar nicht zu vergleichen, so struppig und abgestoßen sind ihre Federn, und am ganzen Leibe sind sie schwarz und rußig wie Kohlenbrenner. Ich hätte gern einen Schwamm genommen und die ganze Bande abgewaschen."

„Es würde nichts helfen, denn sie werden gleich wieder angemalt," sagte Laura kleinlaut „das macht der Ruß in den Dachrinnen."

„Wird man in der Stadt so verstäubt und von allen Seiten gestoßen? Das ist traurig. Es ist doch schöner auf dem Lande," und als Ilse das leise gestand, wurden ihr bei dem Gedanken an den fernen Waldhügel wider Willen die Augen feucht. „Ich bin nur noch fremd hier," setzte sie muthiger hinzu. „Die Stadt wäre schon gut, wenn nur nicht gar zu viel Menschen darin wären, die kränken mich noch mit ihrem Anstarren, so oft ich allein auf der Straße gehe."

„Ich will Sie begleiten," rief Laura hingerissen, „wenn Sie wollen, ich will immer bereit sein."

Das war ein freundliches Anerbieten und es wurde dankbar angenommen. Und Laura bat in ihrer Freude darüber, daß Ilse sie jetzt auch in ihr Geheimzimmer begleite. Sie stiegen in den Oberstock hinauf. Dort wurde das kleine Sopha, der Epheu, Schäfer und Schäferin bewundert, zuletzt das neue Fortepiano.

„Spielen Sie mir etwas vor," bat Ilse. „Ich kann

nichts. Wir hatten ein altes Clavier, da habe ich nur wenig Takte von meiner lieben Mutter gelernt, wenn die Kinder tanzten.“ Laura ergriff ein schönes Notenheft, dessen erstes Blatt kunstvoll mit vergoldeten Elfen und Lilien geziert war, und spielte innerlich bebend, aber mit hübscher Fingerfertigkeit das Elfenstück herunter. Und sie erklärte lachend und ihre dunklen Löckchen schüttelnd die Stellen, wo die Geister angehuscht kamen und geheimnißvoll durcheinander schwatzten. Ilse war hocherfreut. „Wie schnell die kleinen Finger fliegen!“ sagte sie und betrachtete mit Bewunderung die feine Hand Laura's, „sehen Sie, wie groß meine Hand dagegen ist, und wie hart die Haut, das kommt vom Anfassen in der Wirthschaft.“ Und Laura sah bittend zu ihr auf. „Wenn ich nur Sie singen hörte.“

„Ich vermag nichts als Gesangbuchlieder und ein Paar alte Dorfmelodien.“

„O singen Sie doch,“ bat Laura, „ich will Sie zu begleiten suchen.“

Ilse begann eine alte Weise und Laura suchte eine bescheidene Begleitung und horchte hingerissen auf den kräftigen Klang der Stimme, sie fühlte ihr Herz in den Tonwellen zittern und wagte beim letzten Vers leise einzustimmen.

Sofort suchte sie nach einem Liede, das beide kannten, und als der gemeinsame Gesang so ziemlich gelungen war, klatschte Laura begeistert in die Hände, und es wurde der Beschluß gefaßt, ein und das andere leichte Lied einzuüben und den Professor damit zu überraschen.

Dabei ergab sich, daß Ilse nur selten ein kleines Concert gehört und nur einige Male auf Reisen in ihrer Umgegend ein Schauspiel gesehen hatte, und nicht mehr als eine Oper.

„Das Stück hieß der Freischütz,“ sagte Ilse. „Sie war des Oberförsters Tochter, und sie hatte eine Freundin, grade so lustig und mit solchen hübschen Locken und treuen Augen, wie Sie haben. Und der Mann, den sie liebte, verlor sein Vertrauen auf des Himmels gnadenvollen Schutz, und um

das Mädchen für ſich zu erhalten, verleugnete er, und gab ſich dem Böſen. Das war fürchterlich. Ihr wurde das Herz ſchwer, und die Ahnung kam über ſie, aber ſie verlor nicht die Kraft und nicht das Vertrauen zu der Hülfe von oben. Und ihr Glaube rettete den Geliebten, über den der Böſe ſchon ſeine Hand hielt." Darauf ſchilderte ſie getreulich den ganzen Verlauf des Stückes. „Es war hinreißend," ſagte ſie, „ich war damals noch jung, und als ich in unſer Quartier kam, konnte ich mich nicht faſſen, und der Vater mußte mich ſchelten." Laura lauſchte auf dem Fußbänkchen zu Ilſe's Füßen, hielt die Hand der Profeſſorin feſt, ließ ſich wie ein kleines Kind, das ein Mährchen hört, erzählen, was ſie doch ſo gut wußte, und die Fremde war ihr unendlich rührend. „Wie warm Sie das ſchildern, es iſt, als ob man ein Gedicht lieſt."

„Ach nein," erwiederte Ilſe kopfſchüttelnd, „grade dieſe Artigkeit verdiene ich am wenigſten, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Vers gemacht, und ich bin ſo proſaiſch, daß ich gar nicht weiß, wie ich mit meinem ungeſchickten Weſen in der Stadt zurecht kommen werde. Denn hier macht man Verſe! Sie ſummen um einen in der Luft, wie die Mücken im Sommer."

„Meinen Sie?" frug Laura, das Köpfchen ſenkend.

„Denken Sie, auch ich Fremde habe Verſe erhalten."

„Das finde ich natürlich," ſagte Laura und drückte ihr Taſchentuch in Falten, um die Verwirrung zu verbergen.

„Auf der Bank im Park habe ich kleine Sträuße gefunden mit lieben kleinen Gedichten, und den Namen meiner Heimath mit Buchſtaben und Punkten. Sehen Sie, erſt ein großes B und dann —"

Laura ſah in ihrem Entzücken über den Bericht vom Taſchentuch auf, ihre Wangen waren mit Purpur übergoſſen, aber aus den Augen lachte der Schelm. Ilſe blickte in das ſtrahlende Geſicht, und während ſie ſprach, errieth ſie die Geberin. Da beugte ſich Laura auf Ilſe's Hand, ſie zu küſſen,

Ilſe aber hob ihr den Lockenkopf in die Höhe, drohte ihr mit dem Finger und küßte ſie auf den Mund.

„Sie ſind mir nicht böſe," bat Laura, „daß ich ſo dreiſt war."

„Es war lieb und ſchön. Aber denken Sie, es hat uns doch in Verwirrung geſetzt, der Doctor hat Sie wohl beobachtet, aber er hat uns Ihren Namen nicht genannt."

„Der Doctor?" rief Laura aufſpringend, „muß der überall dazwiſchen kommen."

„Er hat Ihr Geheimniß treu bewahrt. Nicht wahr, jetzt darf ich meinem Hausherrn alles ſagen? Denn unter uns, ihm war's eine Zeitlang gar nicht recht."

Das war nun für Laura ein Triumph. Wieder flog ſie zu Ilſe's Füßen und bat ſchelmiſch, zu erzählen, was der Herr Profeſſor geſagt.

„Das geht nicht an," entgegnete Ilſe gravitätiſch, „denn das iſt ſein Geheimniß."

So ſchwand eine Stunde in ſüßem Geplauder bis die Uhr ſchlug und Ilſe ſchnell aufſtand. „Mein Mann wird ſich wundern, wohin ich verſchwunden bin," ſagte ſie, „Sie ſind ein liebes Fräulein, iſt's Ihnen recht, ſo wollen wir treu zuſammenhalten."

Ach, Laura war das ſehr recht, ſie begleitete ihren Beſuch bis zur Treppe, auf den Stufen fand Laura, daß ſie eine Hauptſache vergeſſen hatte, ihre Stube lag grade über dem Zimmer der Frau Profeſſorin, und wenn Ilſe das Fenſter öffnete, konnte ſie im Nothfall der Hausgenoſſin ſchnelle Nachricht hinaufwinken. Und als Ilſe an ihrer Thür ſchloß, kam Laura noch einmal herabgelaufen, um ihre Freude auszuſprechen, daß Ilſe ihr dieſe Stunde geſchenkt habe.

Laura ging in ihrem Zimmer mit ſchnellen Schritten auf und ab und ſchnippte mit den Fingern, wie Einer, der das große Loos gewonnen hat. Sie vertraute dem geheimen Werke die ganze Weiheſtunde an, jedes Wort, das Ilſe geſprochen,

und ſchloß mit den Verſen: „Ich fand dich, Reine! Leben wird mein Traum. Dir ſchwebt die Seele zwiſchen Freud' und Schmerzen, ich aber rühr' an deines Kleides Saum und trage liebend dich in meinem Herzen.“ Dann ſetzte ſie ſich an das Piano und ſpielte noch einmal mit leidenſchaftlichem Ausdruck die Melodie, welche Ilſe ihr vorgeſungen hatte. Und Ilſe hörte unten den innigen Dank für ihren Beſuch.

2.

Ein Tag der Beſuche.

Der Wagen fuhr vor, Ilſe trat, für die erſten Beſuche gerüſtet, in das Arbeitszimmer des Gatten. „Sieh mich an,“ ſagte ſie, „bin ich ſo recht?“

„Alles in Ordnung,“ rief der Profeſſor, fröhlich ſeine Frau muſternd. Aber es war gut, daß auch ohne ſeine Hülfe alles in Ordnung war, denn in Toiletten war des Profeſſors kritiſcher Blick von zweifelhaftem Werth.

„Jetzt fängt für mich ein neues Spiel an,“ fuhr Ilſe fort, „wie es zu Hauſe die Kinder geübt. Ich ſoll bei deinen Freunden anklopfen und rufen: „Holla, holla!“ und wenn die fremden Frauen fragen: wer iſt da? dann werde ich antworten, wie's im Spiele geht: „ein fremdes Bettelweib.“ — „Was will ſie denn?“ — „Für mich ein Stücklein Brot, für meinen Mann 'nen Kuß, weil er mit mir bitten muß.“

„Nun, was die Küſſe betrifft, welche ich den Frauen der Collegen austheilen ſoll,“ verſetzte der Profeſſor, in die Handſchuhe fahrend, „ſo wäre ich dir im Ganzen verbunden, wenn du das Geſchäft übernähmſt.“

„Ja, ihr Männer ſeid darin ſehr ſtreng,“ ſagte Ilſe, „auch mein Fränzchen weigerte ſich immer, das Spiel zu ſpielen, weil er den dummen Mädeln keinen Kuß geben wollte. — Ach, wenn ich dir nur keine Unehre mache!“

Sie fuhren durch die Straßen. Der Professor erzählte seiner Frau auf dem Wege von Person und gelehrtem Wesen des Collegen, zu dem sie grade fuhren. „Zuerst zu lieben Menschen," sagte er, „der jetzt kommt, ist Professor Raschke, unser Philosoph, und mir ein werther Freund. Ich hoffe, seine Frau wird dir gefallen."

„Ist er sehr berühmt?" frug Ilse und legte die Hand auf das pochende Herz.

Sie hielten am äußersten Ende der Vorstadt vor einem niedrigen Hause, Gabriel eilte in den Hausflur, den Besuch anzukündigen. Da er die Küche leer fand, klopfte er an die Stubenthür und öffnete endlich, in den Bräuchen des Hauses erfahren, den Eingang zum Hofe. „Herr und Frau Professor sind im Garten."

Durch den engen Hof traten die Besuchenden in einen Gemüsegarten, dessen Luft der Hauswirth seinem Miether zur vorsichtigen und schonenden Mitbenutzung eingeräumt hatte. Unter der Mittagsonne des Herbsttages schritt ein Ehepaar die geraden Wege entlang. Die Frau trug ein kleines Kind auf dem Arme, der Mann hielt ein Buch in der Hand, aus dem er im Gehen seiner Begleiterin vorlas. Um aber auch seine andere zur Zeit wenig beschäftigte Körperseite für die Familie zu verwerthen, hatte der Professor die Deichsel eines Kinderwagens an den Bund seiner Beinkleider befestigt und fuhr auf solche Weise ein zweites Kind hinter sich her. Die Wandelnden kehrten den Gästen den Rücken zu und bewegten sich langsam, hörend und vorlesend, tragend und fahrend abwärts.

„Ein Zusammenstoß in dem engen Wege ist nicht wünschenswerth," sagte Felix, „wir müssen warten, bis sie um das Viereck lenken, und uns das Gesicht zukehren." Es dauerte eine gute Weile, bevor der Zug die Hindernisse der Reise überwand, denn der Professor blieb im Eifer des Lesens zuweilen stehen und erklärte etwas, wie aus seinen Handbewegungen zu erkennen war. Neugierig suchte Ilse die Mienen der seltsamen

Spaziergänger. Die Frau war bleich und zart, man ſah ihr an, daß ſie vor Kurzem das Krankenlager verlaſſen hatte, ihm hing um ein edelgeformtes, geiſtvolles Angeſicht langes dunkeles Haar, auf dem der graue Reif lag. Schon waren ſie dicht an die Gäſte gekommen, da erſt wandte die Frau die Augen von dem Gatten ab und erblickte den Beſuch.

„Welche Freude!“ rief der Philoſoph und ſenkte ſein Buch in die große Rocktaſche. „Guten Morgen, College. Ha, da iſt ja unſere liebe Frau Profeſſorin. Frau, binde mir den Wagen ab, die Familienbande hemmen.“ — Das Ablöſen dauerte einige Zeit, da die Hausfrau die Hände nicht frei hatte und Profeſſor Raſchke keineswegs ſtill hielt, ſondern vorwärts ſtrebte und bereits die Hände des Collegen und der neuen Profeſſorin in ſeinen beiden Händen feſthielt. „Kommen Sie in das Haus, Sie liebe Gäſte,“ rief er und ging, während Felix ſeine Frau der Profeſſorin zuführte, mit großen Schritten voran. Darüber vergaß er ſeinen Kinderwagen, den Ilſe über die Schwelle hob und in den Hausflur rollte. Dort nahm ſie das verlaſſene Kind aus den Betten, die beiden Frauen traten, jede ein kleines Werk der Weltweisheit auf dem Arme, in das Zimmer und ſagten dabei einander die erſten freundlichen Worte, während das Kleine auf Ilſe's Arm ſeine Windmühle ſchwenkte und das jüngſte gelehrte Kind auf dem Arme der Mutter zu ſchreien begann. Unterdeß fuhr College Raſchke abräumend in der Stube umher, entfernte Bücher und Papiere vom Sopha, rückte ein ausgebleichtes Sophakiſſen durch kräftigen Schlag in ſeine Form, daß der Staub herausfuhr, und bat eifrig: „Nehmen Sie Platz. Aber wie? Sie bemühen ſich ſelbſt mit dieſem Pupus. Iſt's der Säugling, ſo kann ich's Ihrem ſchönen Kleide nicht empfehlen. Doch, es iſt das andere, das giebt beſſere Garantien,“ verbeſſerte er ſich ſelbſt. Unterdeß befeſtigte ſich die Geſellſchaft auf den Sitzen. Ilſe ſpielte mit dem Kinde auf ihrem Schoße, während Frau Raſchke auf einen Augenblick verſchwand und ohne den ſchreienden Säugling

zurückkam. Sie saß schüchtern da, aber sie that mit leiser Stimme wohlthuende Fragen. Nur unterbrach der lebhafte Philosoph immer wieder die Unterhaltung der Frauen, indem er dem Professor die Hand streichelte und der neuen Frau Collega zunickte: „So war's recht, ich freue mich, daß Sie sich in blühender Jugend an unser Treiben gewöhnen, denn unsere Frauen haben es nicht leicht, das äußere Leben ist enge, das innere anspruchsvoll. Wir sind oft langweilige Gesellen, schwer zu behandeln, mißmüthig, mürrisch und widerwärtig." Und dabei schüttelte er mißbilligend den Kopf über das gelehrte Wesen und aus seinem Angesicht lachte ein inniges Behagen.

Der Aufbruch des Besuches wurde durch den Pupus beschleunigt, der in der Nebenstube recht jämmerlich zu schreien begann. „Sie wollen schon fort," klagte der Philosoph gegen Ilse, „dieser Besuch kann nicht gerechnet werden. Sie gefallen mir sehr, Sie haben ein klares Auge, und ich merke, Sie haben ein freundliches Gemüth, und das ist alles. Im Kopfe einen guten Spiegel, der die Bilder der Welt voll und rein zurückstrahlt, und im Herzen eine dauerhafte Flamme, welche Andern von ihrer Wärme abgiebt. Wer das hat, dem kann's nicht fehlen, selbst wenn ihm das Schicksal auferlegt, Frau eines Stubengelehrten zu sein, wie Sie sind und diese arme Mutter von fünf Schreihälsen." Und wieder strich er beflissen umher, holte einen alten Hut aus dem Winkel und hielt ihn der Frau Collega hin. Ilse lachte. „Ja so," rief er, „es ist ein Herrenhut, er gehört dem Gatten." — „Auch ich bin versehen," entschuldigte sich der Professor. „Dann also ist es mein eigener," entschied Raschke, setzte den Hut entschlossen auf und schritt zur Thür hinaus, die Gäste an den Wagen zu begleiten.

Ilse saß im Wagen eine Weile stumm vor Erstaunen: „Jetzt habe ich Muth, Felix, die Professoren sind noch weniger schreckhaft als die Studenten."

„Nicht alle antworten so auf die erste Begrüßung," erwiederte der Professor. „Der jetzt kommt, ist mein nächster College Struvelius, er lehrt wie ich Griechisch und Latein, gehört nicht zu meinen nähern Bekannten, ist aber ein tüchtiger Gelehrter."

Diesmal war es ein Haus der Stadt, die Einrichtung des Quartiers ein wenig ältlicher, als in Ilse's neuer Wohnung. Diese Frau Professorin trug ein schwarzseidenes Kleid und saß vor einem Schreibtisch, der mit Büchern und Papieren bedeckt war. Zarte Dame in mittlern Jahren, mit einem kleinen, aber gescheuten Gesicht, und einer seltenen Frisur. Denn ihr kurzes Haar war hinter die Ohren in eine große, eingerollte Locke gekämmt, was ihr eine gewisse Aehnlichkeit mit Sappho oder Corinna gab, soweit nämlich ein Vergleich mit dem keineswegs hinreichend ermittelten Haarwuchs der beiden antiken Damen gestattet ist. Frau Professor Struvelius erhob sich langsam und begrüßte die Eintretenden mit steifer Haltung. Sie sprach gegen Ilse ihre Freude aus und wandte sich dann sogleich an den Professor. „Ich habe heut das Werk des Collegen Raschke angefangen, und bewundere den Tiefsinn des Mannes."

„Alles was er schreibt, ist erfreulich," versetzte der Professor, „weil bei allem ein ganzer und reiner Mensch sichtbar wird."

„Den Vordersatz und Nachsatz gebe ich für diesen Collegen zu, gegen die Verallgemeinerung des Satzes möchte ich bemerken, daß manches Epoche machende Werk keine hohe Berechtigung haben würde, wenn ein ganzer Mann dazu gehört, um ein gutes Buch zu schreiben."

Ilse sah scheu auf die gelehrte Frau, welche ihrem Manne zu widersprechen wagte.

„Doch wir wollen uns vereinigen," fuhr die Professorin so geläufig fort, als ob sie ihre Worte aus einem Buche abläse. „Nicht jedes tüchtige Werk fordert, daß sein Verfasser ein Mann von Charakter sei, aber wer wirklich diese edle

Qualität hat, wird schwerlich etwas schaffen, was in seiner Wissenschaft ungünstig wirkt. Und allerdings wurzeln die Schwächen eines gelehrten Werkes häufiger als man wohl annimmt in einer Charakterschwäche dessen, der das Werk schrieb."

Der Professor neigte beistimmend das Haupt.

„Denn," fuhr sie fort, „die Stellung, welche ein Gelehrter zu den großen Zeitfragen seiner Wissenschaft einnimmt, ja selbst die Vorzüge und Mängel seiner Methode sind doch in der Regel aus dem Charakter zu erklären. — Sie haben immer auf dem Lande gelebt," wandte sie sich zu Ilse, „es wäre mir belehrend, zu erfahren, welche Eindrücke Ihnen das nahe Aneinandersein der Menschen in der Stadt gemacht hat."

„Ich habe bis jetzt nur mit sehr Wenigen verkehrt," entgegnete Ilse ängstlich.

„Natürlich," fuhr Frau Professor Struvelius fort. „Ich meine aber, Sie werden mit Ueberraschung bemerken, daß die größere Nähe nicht immer ein inneres Zusammenleben fördert. Doch Struvelius muß erfahren, daß Sie hier sind." Sie stand auf, öffnete das Nebenzimmer und rief, lothrecht an der Thür stehend, hinein: „Herr und Frau Professor Werner." Aus der Nebenstube wurde leises Brummen gehört und eilfertiges Rauschen großer Blätter. Die Professorin schloß die Thür und fuhr fort: „Denn zuletzt leben wir doch durch Viele und in Wenigen. In der Stadt wählt man aus einer Fülle von Persönlichkeiten mit einer gewissen Willkür. Man könnte reicher sein, als man grade ist. Auch dieses Gefühl verleiht eine Zuversicht. Und solche Zuversicht giebt allerdings die Stadt leichter als das Land."

Die Seitenthür öffnete sich, Professor Struvelius trat ein mit zerstreutem Blick, scharfer Nase, schmalen Lippen, leider auch mit ungewöhnlichem Hauptschmuck. Denn sein Haar stand so struwelig über den Schläfen, daß die Annahme wohl berechtigt war, diese Kopftracht sei alter Familienbesitz, eine Erbperrücke, welche in früheren naseweisen Jahrhunderten seinem

Geſchlecht den Namen zugezogen hatte. Er verbeugte ſich ein wenig, ſchob einen Stuhl heran und ſetzte ſich ſtumm nieder, wahrſcheinlich arbeitete er in Gedanken an ſeinem griechiſchen Schriftſteller rührig fort. Ilſe litt unter der Ueberzeugung, daß ihm der Beſuch eine ungelegene Störung ſei und daß ſeine Frau ſich unendlich tief herablaſſe, wenn ſie ihr eine Anrede gönnte. „Sind Sie muſikaliſch?“ examinirte Frau Struvelius.

„Ich darf kaum ſagen ja,“ erwiederte Ilſe.

„Das freut mich,“ rief die Wirthin, rückte ſich ihr gegenüber und muſterte ſie mit ſcharfem Blick. „Wie ich Sie mir denke, dürfen Sie nicht muſikaliſch ſein. Dieſe Kunſt macht uns weich und zieht nur zu häufig gebrochene Exiſtenzen.“

Felix bemühte ſich noch ohne ſonderlichen Erfolg, den Profeſſor zur Theilnahme an der Unterhaltung heranzuziehen; bald erhoben ſich die Beſuchenden. Beim Abſchiede ſtreckte Frau Profeſſor Struvelius die untere Hälfte des Armes rechtwinklig nach Ilſe aus und ſagte mit feierlichem Händedruck: „Werden Sie heimiſch bei uns.“ Und die Anrede ihres Gatten: „Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen,“ wurde durch die zuklappende Thür entzwei geſchnitten.

„Was ſagſt du jetzt?“ frug der Profeſſor im Wagen.

„Ach, Felix, ich bin recht klein geworden, mein Muth iſt dahin, ich möchte am liebſten nach Hauſe fahren.“

„Sei ruhig,“ tröſtete der Gatte, „du fährſt heut auf dem Jahrmarkt umher und ſiehſt über viele aufgeſchlagene Tiſche. Was dir nicht gefällt, brauchſt du nicht zu kaufen. Der nächſte Beſuch gilt unſerm Hiſtoriker, einem würdigen Mann, der zu den guten Geiſtern unſerer Univerſität gehört. Auch ſeine Tochter iſt eine liebenswürdige junge Dame.“

Ein Diener öffnete das Entree und führte in das Empfangzimmer. An der Wand hingen einige gute Landſchaften; ein Flügel, ein zierlicher Blumentiſch, die ſeltenen Pflanzen wohl geordnet und gepflegt. Die Tochter trat eilig

herein, eine feine Geſtalt mit zwei ſchönen dunklen Augen, ihr folgte ein ſtattlicher Herr von vornehmer Haltung, der faſt ausſah wie ein hoher Beamter, nur ſeine lebhafte Weiſe zu ſprechen ließ den Gelehrten erkennen. Mit wohlthuender Herzlichkeit wurde Ilſe aufgenommen. Der alte Herr ſetzte ſich neben ſie, begann eine zwangloſe Unterhaltung und Ilſe fühlte ſich bald behaglich wie bei guten Bekannten. Sie wurde auch an ihre Heimath erinnert, denn der Gelehrte frug: „Iſt von dem alten Kloſter in Roſſau noch etwas erhalten?“ Felix ſah neugierig auf, und Ilſe antwortete: „Nur die Mauer; auch das Innere iſt umgebaut.“

„Es war eine der älteſten geiſtlichen Stiftungen Ihrer Gegend, hat viele Jahrhunderte beſtanden und ſicher auf eine weite Umgegend Einfluß geübt. Da iſt auffallend, daß die Urkunden des Kloſters faſt ganz fehlen und die übrigen Nachrichten, ſoviel mir bekannt, ſehr dürftig ſind. Man muß vermuthen, daß dort noch manches in Verborgenheit liegt.“ Ilſe ſah, wie ſich das Angeſicht ihres Gatten verklärte, aber er verſetzte ruhig: „Am Orte ſelbſt waren meine Fragen vergeblich.“

„Das iſt wohl möglich,“ gab der Hiſtoriker zu, „vielleicht ſind die Documente nach Ihrer Reſidenz gebracht und liegen dort noch irgendwo unbenutzt.“

So rollte ein Beſuch nach dem andern ab. Da war der Rector, Mediciner, ein behaglicher Weltmann in brillanter Einrichtung, ſeine Gattin eine runde bewegliche Frau mit zwei herausfordernden Augen; dann der große theologiſche Conſiſtorialrath, ein langer hagerer Herr mit ſüßlichem Lächeln, auch bei ſeiner Gattin Alles in übergroßen Verhältniſſen, Naſe, Mund und Freundlichkeit. Der letzte war der Mineraloge, ein junger gewandter Mann mit einer ſehr niedlichen Frau, auch erſt ſeit wenigen Monaten verheirathet. Während die jungen Frauen auf dem Sopha ſchnell gute Bekanntſchaft machten, wurde Ilſe zum zweiten Mal durch eine Frage des Profeſſors überraſcht: „Ihre Heimath iſt für mein Fach nicht ohne In-

tereſſe; iſt nicht eine Höhle in der Nähe?" Ilſe erröthete und ſah wieder nach ihrem Felix: „Sie gehört zum Gute meines Vaters."

„Ei, dann habe ich jetzt grade mit einem Funde zu thun, der auf Ihrem Gute gemacht iſt," rief der Mineraloge. Er holte einen Stein von auffallendem ſtrahligem Gefüge herbei. „Dies iſt ein ſehr ſeltenes Mineral, das in der Nähe der Höhle entdeckt wurde, ein Apotheker der Gegend hat es mir eingeſchickt." Er nannte ihr den Namen des Minerals, ſprach über das Geſtein der Höhle und des Felſens, auf welchem das väterliche Haus ſtand, grade als wäre er ſelbſt dort geweſen und ließ ſich von Ilſe die Linien der Berge und die Steinbrüche der Nähe beſchreiben. Er hörte achtungsvoll ihre ſichern Antworten und fand die Bodenbildung des Gutes ſehr merkwürdig.

Erfreut rief Ilſe: „Wir meinen, man kümmere ſich in der Welt gar nicht um uns, aber ich ſehe, die Herren Gelehrten wiſſen einiges mehr von unſerer Gegend als wir ſelbſt."

„Wir verſtehen wenigſtens Werthvolleres dort zu finden als Geſteintrümmer," erwiederte der Profeſſor artig.

Nach der Heimfahrt trat Ilſe in das Zimmer des Gatten, der bereits an ſeiner Arbeit ſaß. „Dulde mich heute bei dir, Felix, mir ſummt der Kopf von all' den Menſchen, welche eingezogen ſind. Das war für mich viel Neues an einem Tage, und viele Freundlichkeit von ſo geſcheuten und vornehmen Geiſtern. Am gefährlichſten war's bei der beleſenen Frau; Felix, es iſt wohl unrecht, daß ich ſo etwas ſage, und ſie iſt ja um ſehr vieles feiner und geſcheuter, aber wenn ich dir eine Aehnlichkeit nennen ſoll mit einer guten alten Bekannten —"

„Rollmaus," beſtätigte der Profeſſor. „Die hier aber iſt in der That ſehr geſcheut."

„Gebe der Himmel," bat Ilſe, „daß ſich ihr Herz eben ſo treu erweiſt, aber vor ihrer Gelehrſamkeit fühle ich einen Schauder. Sonſt gefallen mir die Frauen gut, aber die

Männer noch viel beſſer. Und etwas Großes haben ſie faſt alle, ſie ſprechen wunderſchön, ſie ſind ungezwungen und ſehen recht innerlich froh und ſeelenvergnügt aus. Natürlich, ſie ſchweben über der Erde wie deine alten Götter, da können ſie wohl luſtig ſein. Ach, und dabei das geflickte Hausröckel, welches der liebe Herr Profeſſor Raſchke anhatte. Dem wird Motte und Roſt das Seine auch nicht freſſen! Und wenn ich mir denke, daß dieſe vielen klugen Leute mich aufmerkſam und gut behandeln, nur meines Hausherrn wegen, ſo weiß ich nicht, wie ich dir danken ſoll. Jetzt alſo bin ich unter die neuen Menſchen aufgenommen und ich darf bitten: mein Eingang ſei geſegnet."

Der Catte reichte ihr die Hand und zog ſie an ſich. Sie faßte ſein Haupt mit ihren Händen und neigte ſich darüber.

„Was iſt es, worüber du jetzt arbeiteſt?" frug ſie endlich leiſe.

„Nichts Großes, nur eine Abhandlung, wie ich ſie alljährlich für die Univerſität zu machen habe." Er ſprach ihr Einiges von dem Inhalt der Arbeit.

„Und wenn ſie fertig iſt, was dann?"

„Dann iſt für neue Aufgaben geſorgt."

„Und das geht immer ſo fort, vom Morgen bis in den Abend, alle Jahre, bis die Augen verſagen und die Kraft zerbricht!" klagte Ilſe. „Laß mich heut um etwas Ernſtes bitten. Zeige mir die Bücher, Felix, die du geſchrieben haſt, aber Alles."

„Was ich etwa noch beſitze," ſagte der Profeſſor, und holte hier und da aus den Winkeln Bücher und Abhandlungen zuſammen. Ilſe ſchlug eine Schrift nach der andern auf, und es ergab ſich, daß ſie einige von den lateiniſchen Titeln bereits auswendig wußte. Der Profeſſor wurde darüber eifrig und ihm fielen immer noch kleine Arbeiten ein, die er vergeſſen hatte. Ilſe aber legte Alles vor ſich in einem Häufchen zuſammen und begann feierlich: „Jetzt kommt für mich eine

große Stunde. Denn ich will jetzt von dir erfahren, was in jeder Schrift steht, soweit du deinem Weibe das deutlich machen kannst. Als ich dir schon im Geheimen gut war, da fanden die Kinder deinen Namen im Lexikon, wir mühten uns, die fremden Namen deiner Bücher zu lesen, und die Oberamtmann hatte in ihrer Weise Muthmaßungen über den Inhalt. Da fühlte ich einen Schmerz, daß ich gar nichts von dem verstand, was du für die Menschheit gearbeitet hast. Seither habe ich immer auf den Tag gehofft, wo ich dich nach dem fragen könnte, was du besser gewußt hast als die Andern, und worauf ich stolz sein darf, da ich dir angehöre. Und heut ist die Stunde. Denn du hast mich heut deinen Freunden als deine Frau vorgestellt. Und ich will dein Weib auch da sein, wo dein Schatz ist und dein Herz, soweit ich vermag."

„Liebe Ilse," rief der Professor, hingerissen von ihrer ehrbaren Würde.

„Aber vergiß nicht," fuhr Ilse mit wichtiger Miene fort, „daß ich sehr wenig verstehe und verliere nicht die Geduld. Ich habe mir ausgedacht, wie ich es haben will. Schreibe du mir die Titel, wie sie in fremder Sprache und wie sie deutsch lauten, in ein Büchel, das ich mir dazu gekauft habe, deine früheste Arbeit zuerst und die jüngste zuletzt. Und dahinter, ob dir die Arbeit sehr lieb ist oder weniger, und welche Wichtigkeit sie für die Menschen hat. Darunter will ich mir bei jeder Schrift aufzeichnen, was ich von deiner Erklärung verstehe, damit ich Alles in gutem Gedächtniß behalte."

Sie trug ein leeres Heft herzu, der Professor suchte wieder noch einzelne Abhandlungen hervor, ordnete sie nach Jahren, und schrieb jeden Titel auf eine besondere Seite des Heftes. Dann erklärte er seiner Frau in ihrer Sprache ein wenig, was jeder Schrift Inhalt war, und half die kleinen Bemerkungen in das Notizbuch schreiben. „Was deutsch ist, suche ich selbst zu lesen," sagte Ilse.

So saßen beide ernsthaft über die Bücher geneigt und

dem Professor pochte das Herz vor Freude über den festen Bedacht, mit welchem sein Weib das Verständniß seiner Thätigkeit suchte. Denn es ist das Loos des Gelehrten, daß Wenige mit herzlichem Antheil Mühe, Kampf und Verdienst seines Schaffens betrachten. Der Welt gilt er für einen harten Baugehülfen. Was er mit ausdauernder Kraft gebildet, das wird sofort als Baustein verwandt zu dem unermeßlichen Hause der Wissenschaft, an welchem das Geschlecht der Erde seit Jahrtausenden arbeitet. Hundert Andere stellen sich darauf, um die eigene Arbeit zu fördern, tausend neue Werkstücke werden darüber gewälzt, nicht Viele sind, welche danach fragen, wer den einzelnen Pfeiler gemeißelt, noch seltener drückt dem Arbeiter ein Fremder darum die Hand. Dem leichten Werke des Dichters winkt noch lange grüßend zu, wer einmal davor heiteres Lächeln gefunden hat oder gehobene Stimmung. Der Gelehrte wird nur selten und fast zufällig durch einzelne Werke ein werther Freund und Vertrauter seiner Leser. Er stellt nicht der Phantasie lockende Bilder, er schmeichelt nicht zuvorkommend dem sehnsuchtsvollen Gemüth, er fordert strengen Ernst und nüchterne Sammlung vom Leser, und dieselbe Strenge und Nüchternheit wird ihm selbst zu Theil bei jedem Urtheil über seine Leistung. Auch wo er Ehrfurcht einflößt, bleibt er ein Fremder.

Und doch ist er kein Steinmetz, der unförmliche Masse nach verständigen Maßen zurechtschlägt, auch er schafft mit inneren Kämpfen, mit seinem besten Herzblut, zuweilen unter schwerem Leid, oft mit beglückender Freudigkeit. Auch ihm erblüht, was er seiner Zeit darbringt, aus den tiefsten Wurzeln seines Lebens. Deßhalb ist dem Gelehrten die Seele, welche das Wackere seiner Arbeit herzlich empfindet, und nicht nur nach dem letzten Gewinn der Wissenschaft frägt, sondern nach dem innern Kampf des Schaffenden, ein kostbarer Fund, ein seltenes Glück. — Jetzt sah Felix mit Rührung, wie sein Weib nach dieser Stellung rang, und dem kräftigen Manne wurde

das Herz weich, während er ihr den Namen eines römiſchen Dichters nannte, den er zu einem faſt unbekannten Gedicht ermittelt, und während er ihr von römiſchen Tribus und von den Geſchäften des Senates erzählte.

Als ein Jedes verzeichnet war, faltete Ilſe die Hände über den Büchern, und rief: „Hier halte ich Alles. Der Raum, den es einnimmt, iſt ſo klein, und doch waren dafür viele arbeitvolle Tage nöthig, und manche Nacht, der größte Theil deines edlen Lebens. Dies hat dir oft heiße Wangen gemacht, wie du heute wieder haſt. Dafür haſt du gelernt, daß dir dein armer Kopf brannte, und dafür haſt du immer in der Stube und zwiſchen den engen Mauern geſeſſen. Ich habe die Bücher ſonſt auch gleichgültig angeſehen, jetzt erkenne ich erſt, was ein Buch iſt, eine ſtille unendliche Arbeit."

„Nicht von jedem iſt das zu rühmen," verſetzte der Profeſſor, „aber die beſſeren ſind dafür auch mehr als eine Arbeit." Er ſah liebevoll auf die Wände, an denen hohe Bücherſchränke bis zur Decke reichten, ſo daß die Stube ausſah wie mit Bücherrücken tapezirt.

„Mir wird angſt vor der Menge," ſagte Ilſe, und half ihm ſeine eignen Werke in eine dunkle Ecke tragen, welche ihnen jetzt als Standquartier eingeräumt wurde. „Sie ſehen ſo gleichgültig aus, und doch mögen viele in Leidenſchaft geſchrieben ſein und auch die Leſer aufgeſtört haben."

„Ja," ſagte der Gatte, „ſie ſind die großen Schätzehüter des Menſchengeſchlechts. Das Beſte, was je gedacht und erfunden wurde, bewahren ſie aus einem Jahrhundert in das andere, ſie verkünden, was nur einſt auf Erden lebendig war. Hier ſteht, was wohl tauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung geſchaffen wurde, und dicht daneben, was erſt vor wenig Wochen in die Welt wanderte."

„Von den Röckchen, die ſie tragen, ſieht faſt eins aus wie das andere," ſagte Ilſe, „ich würde mich ſchwer darin zurecht finden."

Der Professor erklärte ihr die Anordnung, führte sie von einem Schrank zum andern, und wies ihr einzelne, die ihm besonders lieb waren.

„Und du brauchst sie alle?"

„Gelegentlich wohl noch viele andere. Die hier stehen, sind doch nur ein unendlich kleiner Theil der Bücher, welche je gedruckt wurden. Denn seit sie erfunden sind, liegt in ihnen fast Alles, was wir wissen und Bildung nennen. Aber das ist es nicht allein," fuhr er geheimnißvoll fort, „Wenige denken daran, daß ein Buch mehr ist, als ein Werk des schaffenden Geistes, das er von sich absendet, wie der Tischler einen bestellten Sessel. Zwar an jedem Menschenwerk bleibt etwas von der Seele des Menschen hängen, der es gefertigt. Das Buch aber schließt zwischen seinen Deckeln in Wahrheit den Geist des Menschen ein. Was ein Mann für Andere bedeutet, der beste Theil seines Lebens, bleibt in dieser Form für die nächsten Geschlechter, vielleicht bis in die fernste Zukunft. Sowohl die, welche ein gutes Buch schreiben, als auch solche, deren Leben und Thun im Buche dargestellt wird, sie beharren in der That lebendig unter uns. Wir verkehren mit ihnen als mit Freunden und Gegnern, wir bewundern und bekämpfen, wir lieben und verabscheuen sie nicht weniger, als wenn sie leibhaftig unter uns weilten. Der Menschengeist, der zwischen solche Deckel eingeschlossen ist, wird dadurch auf Erden unvergänglich, und deßhalb dürfen wir sagen, im Buche dauert das geistige Leben des Einzelnen, und nur der Geist, welcher eingebucht wird, hat sichere Dauer auf Erden."

„Aber der Irrthum dauert auch," rief Ilse, „und die Lügner und die unreinen Geister, wenn sie sich in ein Buch stecken."

„Auch sie, sie werden durch andere Geister widerlegt. Sehr verschieden freilich ist Werth und Bedeutung dieser Unsterblichen. Bei Wenigen bleibt das Schöne und Große, das sie gefunden, für alle Zeiten, Viele gelten späterer Zeit nur,

weil wir erkennen, wie in ihren Tagen das Weſen der Menſchen beſchaffen war, Andere endlich ſind ganz nichtig und unnütz, und ſolche ſchwinden ſchnell dahin. Aber alle Bücher, die geſchrieben wurden, vom älteſten bis zum jüngſten, ſtehen in einem geheimnißvollen Zuſammenhang. Denn ſieh, Keiner, der ein Buch geſchrieben, iſt durch ſich ſelbſt geworden, was er uns iſt, jeder ſteht auf den Schultern ſeiner Vorgänger, Alles, was vor ihm geſchaffen wurde, hat irgendwie dazu geholfen, ihm Leben und Geiſt zu bilden. Und wieder, was er geſchaffen, hat irgendwie andre Menſchen gebildet, und aus ſeinem Geiſt iſt in ſpätere übergegangen. So bildet der Inhalt aller Bücher ein großes Geiſterreich auf Erden, von den vergangenen Seelen leben und nähren ſich Alle, welche jetzt ſchaffen. In dieſem Sinne iſt der Geiſt des Menſchengeſchlechts eine unermeßliche Einheit, der jeder Einzelne angehört, der einſt lebte und ſchuf, der jetzt athmet und Neues wirkt. Der Geiſt, den die vergangenen Menſchen als ihren eigenen empfanden, er ging und geht jeden Tag in Andere über. Was heut geſchrieben iſt, wird morgen vielleicht die Habe von tauſend Fremden, wer längſt ſeinen Leib der Natur zurückgegeben hat, lebt unaufhörlich in neuem irdiſchen Daſein fort, und wird täglich in Tauſenden auf's Neue lebendig."

„Höre auf!" rief Ilſe ängſtlich, „mir ſchwindelt."

„Ich ſage dir das heut, weil auch ich mich als beſcheidenen Arbeiter in dieſem irdiſchen Geiſterreich fühle. Dieſe Empfindung giebt mir eine Freude am Leben, die unzerſtörbar iſt und ſie giebt mir beides, Freiheit und Demuth. Denn wer in ſolchem Sinne arbeitet, der ſchafft, ob ſeine Kraft ſich groß, ob klein erweiſe, nicht ſich zur eigenen Ehre, ſondern für Alle. Er lebt nicht für ſich, ſondern für Alle, gleichwie Alle, die geweſen ſind, für ihn fortleben."

So ſprach er ernſthaft, von ſeinen Büchern umgeben, und die ſcheidende Sonne warf ihre Strahlen freundlich auf ſein Haupt und auf die Behauſungen ſeiner Geiſter an der

Wand. Ilſe aber ſagte, an ſeine Schulter gelehnt, demüthigt „Ich bin dein, lehre mich, bilde mich, mache mich verſtehen, was du verſtehſt.“

3.

Unter den Gelehrten.

Ilſe ſteckte den Kopf in das Arbeitszimmer des Gatten. „Darf ich ſtören?“

„Nur herein!“

„Felix, wie unterſcheiden ſich die Faune und Satyre? Hier lieſt man, die Satyre haben Ziegenfüße, die Faune aber Menſchenbeine, nur hinten ein kleines Schwänzchen.“

„Wer ſagt das?“ frug Felix entrüſtet.

„Es iſt gedruckt,“ erwiederte Ilſe, „hier ſteht es bewieſen.“ Sie hielt dem Gatten ein aufgeſchlagenes Buch hin.

„Es iſt aber nicht wahr,“ erwiederte der Profeſſor und erklärte ihr das Sachverhältniß. „Bei den Griechen Satyre, bei den Römern Faune, der Herr mit dem Bocksfuß aber hieß Pan. Wie kommt der Bacchantenzug in deine Wirthſchaft?“

„Ihr ſagtet geſtern, der Conſiſtorialrath hat ein Faungeſicht. Nun entſtand die Frage: was iſt ein Faungeſicht, und was iſt ein Faun? Laura erinnerte ſich aus der Schule ſehr gut, daß er ein altes römiſches Fabelweſen war. Und ſie brachte dies Buch, worin die Geſchöpfe abgebildet ſind. Was iſt das für eine ausgelaſſene Geſellſchaft? Warum haben ſie ſpitze Ohren wie die Rehe, und was ſoll das heißen, wenn man ſich nicht einmal in ſolchen Dingen auf deine unſterblichen Bücher verlaſſen kann?“

„Komm her,“ ſagte Felix, „ich will dir ſchnell die ganze Sippſchaft vorſtellen.“ Er holte ein Kupferwerk herzu und

ſchlug ihr die Geſtalten des Bacchuskreiſes auf. Eine Weile ging die Belehrung gut von Statten. „Sie haben alle ſehr wenig Kleider," wandte Ilſe bekümmert ein.

„Der Kunſt iſt der Leib lieber als das Gewand," tröſtete der Gatte.

Aber Ilſe wurde ängſtlicher. Endlich ſchlug ſie erröthend das Buch zu und rief: „Ich muß fort. Ich helfe heute in der Küche, es wird eine neue Mehlſpeiſe gelehrt. Dort iſt meine hohe Schule. Und das Mädchen iſt noch ein Fuchs." Sie eilte zur Thür hinaus. „Sage deinen Satyren und Faunen, daß ich eine beſſere Idee von ihnen gehabt habe, ſie ſind ſehr unanſtändig," rief ſie, den Kopf noch einmal in das Zimmer ſteckend.

„Das ſind ſie," rief Felix durch die Thür, „und ſie wollen auch nichts anderes ſein."

Beim Eſſen, als Felix die Mehlſpeiſe nach Gebühr bewundert hatte, legte Ilſe den Löffel weg und ſagte ernſthaft: „Zeige mir nicht wieder ſolche Bilder, ich möchte deinen Heiden gut werden, aber wie kann ich das, wenn ſie ſo ſind."

„Sie ſind nicht alle ſo arg," beruhigte der Gatte. „Iſt dir's recht, ſo machen wir heut Abend einigen von den alten Herrſchaften unſern Beſuch."

Mit dieſem Tage begann für Ilſe eine neue Zeit des Lernens. Bald wurde den Erläuterungen des Gatten eine feſte Tagesſtunde beſtimmt, für Ilſe die werthvollſte Zeit des Tages. Der Profeſſor gab ihr zuerſt eine kurze Schilderung der großen Culturvölker des Alterthums und des Mittelalters und ſchrieb ihr ſehr wenige Zahlen und Namen auf, die ſie auswendig lernte. Und er ſchilderte ihr, wie das ganze Leben der Menſchen im letzten Grunde nichts ſei, als ein unaufhörliches Einnehmen, Umſchaffen und Ausgeben der Stoffe, Bilder und Eindrücke, welche die umgebende Welt darbietet; und wie die ganze geiſtige Entwicklung der Menſchheit im letzten Grunde nichts ſei, als ein ernſtes und andächtiges Suchen

nach Wahrheit, und wie die ganze politiſche Geſchichte im letzten Grunde nichts ſei, als ein allmäliges Bändigen des Egoismus, welcher Menſchen, Stämme, Völker feindlich von einander ſcheidet: durch Steigerung der Bedürfniſſe, durch Läuterung des Rechtsgefühls und durch die Zunahme der Liebe und Ehrfurcht vor allem Lebendigen.

Nach ſolcher Vorbereitung begann der Profeſſor ſogleich die Odyſſee vorzuleſen, kurze Erläuterung anfügend. Noch nie hatte Poeſie ſo groß und rein auf die Seele der Frau gewirkt, der heitere Märchenton des erſten Theils, die gewaltige Ausführung des zweiten nahmen ihr Herz ganz gefangen, die Geſtalten erhielten ihr ein faſt greifbares Leben, ſie wandelte, litt und frohlockte mit ihnen, hinaufgehoben in eine neue Welt ſchöner Bilder und hoher Empfindungen. Und als der Schluß herankam, der Vielduldende ſeiner Gattin gegenüber ſaß und die Erkennungsſcene Töne aus dem geheimſten Leben der jungen Frau anſchlug, da ſaß auch Ilſe, die Wangen geröthet, die thränenfeuchten Augen ſchamhaft niedergeſchlagen, neben dem geliebten Manne; und als er geendet, ſchlang auch ſie die weißen Arme um den Geliebten und ſank aufgelöſ't von Entzücken und Rührung ihm an die Bruſt. Ihrer Seele, die nach langer Ruhe in einem großen Gefühle erglüht war, verklärte das unſterbliche Schöne dieſer Dichtung alle Stunden des Tages, ja die Sprache und Haltung. Gern verſuchte ſie ſich ſelbſt mit Vorleſen, und der Profeſſor hörte mit inniger Freude, wie die majeſtätiſchen Verſe klangvoll von ihren Lippen rollten, und wie ſie in Tonfall und Ausdruck unbewußt ſeine Sprache nachahmte. Wenn er früh in die Vorleſung ging und ſie ihm in ſeinen braunen Tüffelrock half, da klangen ihm die herzerfreuenden Worte nach: „Purpurn iſt und rauh das Gewand des edlen Odyſſeus;“ wenn ſie ihm in der Lehrſtunde gegenüber ſaß und er einmal Pauſe machte, dann brachen die bewundernden Worte von ihren Lippen: „So mit klugem Bedacht und verſtandvoll redeſt du Alles.“ Und wenn ſie ſich

ſelbſt loben wollte, dann ſummte ſie zu den brodelnden Blaſen des Theekeſſels: „Selbſt wohl hab ich im Herzen Verſtand und erkenne genugſam Gutes zugleich und Böſes; doch vormals war ich ein Kind noch.“ Auch das Gut des lieben Vaters leuchtete ihr jetzt in dem goldenen Glanze der Hellenenſonne. „Ich weiß nicht,“ ſagte der Vater einmal des Abends zu Clara, „wie es möglich iſt, daß Ilſe ſo ſchnell den Brauch unſerer Wirthſchaft vergeſſen konnte. Sie ſpricht in ihrem Briefe von der Zeit, wo die Rinder wieder in dem weitſcholligen Blachfelde wandeln werden. Sie meint jedenfalls die Brache, aber wir haben ja Stallfütterung.“

Draußen heulte der Nordwind um die beiden Nachbarhäuſer und legte Eispalmen über die Fenſterſcheiben, drinnen aber zog ein Tag nach dem andern lichtvoll und buntfarbig und ein Abend herzerfreuender als der andere über die Häupter der Glücklichen, ob ſie allein waren, oder ob die Freunde des Gatten, Führer des Volkes, zuſammenſaßen und am gedeckten Theetiſch die Hände nach dem einfach bereiteten Mahle ausſtreckten.

Denn auch die Freunde des Gatten und kluges Wechſelgeſpräch ſind der Hausfrau erfreulich. Dann leuchtet die Lampe feſtlich in Ilſe's Stube, die Gardinen ſind zugezogen, der Tiſch wohlgerüſtet, auch eine Flaſche Wein iſt aufgeſetzt, wenn die Herren eintreten. Manchmal beginnt das Geſpräch mit Kleinigkeiten, die Freunde wollen auch der Profeſſorin ihre Hochachtung erweiſen, der eine ſpricht ein wenig über Concerte, der andere empfiehlt ein neues Bild oder Buch. Zuweilen aber treten ſie ſchon aus der Arbeitsſtube in eifriger Unterredung, dann iſt der Tritt feſter und die Bäckchen ſind etwas geröthet, dann bringt die Rede gleich auf das los, was ihnen grade aus ihrer Wiſſenſchaft auf der Seele liegt. Nicht immer iſt die Unterhaltung ganz verſtändlich, und wenn ſie ſich grade auf Einzelheiten heftet, auch nicht in jedem Moment ſehr anziehend, aber im Ganzen iſt ſie doch für die Hörerin Freude

und Erquickung. Dann ſitzt Ilſe ſtill da, die Hände, welche ſich über der Arbeit bewegten, ſinken ihr in den Schoß und andächtig hört ſie zu. Wer nicht Profeſſorfrau iſt, hat doch keine Vorſtellung, wie ſchön die Unterhaltung der Gelehrten dahinfließt. Alle wiſſen gut zu reden, Alle ſind eifrig und haben dabei ein gehaltenes Weſen, das ihnen ſehr wohlſteht. Die Erörterung erhebt ſich, ein Kampf gewichtiger Meinungen beginnt. Dieſe kreuzen ſich und fahren durcheinander, der Eine ſagt zuerſt ſchwarz, der Andere weiß, der erſte beweiſt, daß er Recht hat, der zweite widerlegt und engt den erſten ein. Nun denkt die Frau, wie wird ſich dieſer herauswinden. Aber, keine Sorge! es fehlt ihm nicht, mit einem Sprunge iſt er über dem Andern, dann kommt der Andere mit neuen Gründen und treibt die Sache noch höher, darauf reden die Uebrigen auch hinein, ſie werden feurig und ihre Stimmen ertönen lauter. Und ob ſie ſich zuletzt miteinander vergleichen, oder ob jeder bei ſeiner Meinung bleibt — was häufig vorkommt — immer iſt eine Freude, ſchwierige Fragen ſo von allen Seiten beleuchtet zu ſehen. Und wenn der Eine etwas recht Großes ſagt und auf den Kern der Wahrheit kommt, dann ſind ſie ſämmtlich in gehobener Stimmung, dann leuchtet es in dem heimlichen Raume wie von überirdiſchem Lichte, und wer ſpricht und wer hört, fühlt ſich frei, ſicher und leicht. Ach aber, der geſcheuteſte von Allen, und der, deſſen Meinung mit der größten Hochachtung gehört wird, das iſt doch immer der Hausfrau lieber Mann.

Freilich bemerkte Ilſe auch, daß nicht alle gelehrten Herren daſſelbe gute Weſen bewährten. Mancher konnte Widerſpruch nicht recht vertragen, und es war ihm in ſchwachen Augenblicken mehr um ſeine Geltung, als um die Wahrheit zu thun. Wieder Einer wollte nur ſprechen und nicht hören und beengte die Unterhaltung, indem er immer auf das zurückkam, was die Andern überwunden hatten. Ilſe entdeckte, daß auch eine ungelehrte Frau aus dem Geſpräche der weiſen Männer einiges

von ihrem Charakter erkennen konnte. Und wenn sich die Gäste entfernt hatten, dann wagte sie wohl ein bescheidenes Urtheil über Wissen und Wesen Einzelner. Und sie war stolz, wenn Felix zugab, daß ihr Urtheil das Richtige getroffen.

Bei solcher Unterhaltung erfuhr die Frau des Gelehrten auch viele Sachen ganz genau, die jeder andern Frau schwierig bleiben. Da war z. B. die römische Plebs, wenig bedeutet den meisten Frauen dieses Wort. Die alte Plebs hat zu ihrer Zeit nie Kaffeegesellschaften gegeben, nie auf dem Flügel gespielt, nie Reifröcke getragen und nie einen französischen Roman gelesen. Sie ist eine im Schutt des Alterthums begrabene, sehr ungemüthliche Einrichtung. Die Frau eines Philologen aber weiß davon. Was hörte nicht Ilse alles von Plebejern und Patriciern, ja, sie nahm in ihrem Herzen Partei für die Plebejer, sie verwarf gänzlich die Ansicht, daß sie nur aus kleinen Leuten und leichtfertigem Gesindel zusammengeflossen seien, und schätzte sie als tüchtige Landwirthe, trotzige politische Männer, die hartnäckig bis auf den Tod in einem großen Vereine gegen ungerechte Patricier kämpften. Und sie dachte dabei an ihren eigenen Vater und hatte Tage, wo sie ihre Bekannten darauf ansah, ob sie auch zur Plebs gehören würden, wenn sie Römer wären.

Auch ihr selbst waren die Herren freundlich, und fast Alle hatten eine Eigenschaft, die den Verkehr bequem machte, sie erklärten gern. Im Anfange wollte Ilse ungern verrathen, daß sie von Vielem gar nichts wußte. An einem Abend aber setzte sie sich vor ihren Gatten und begann: „Ich habe mir etwas ausgedacht. Bisher habe ich mich gescheut zu fragen, nicht weil ich mich meiner Unwissenheit schäme, wo sollte ich's her haben? nur um deinetwillen, damit die Leute nicht merken, daß du eine einfältige Frau hast. Aber wenn dir's recht ist, will ich's jetzt anders machen, denn ich merke, sie sprechen zumeist gern, und da werden sie wohl auch mir ein geflügeltes Wort gönnen."

„So ist es recht," sagte der Gatte, „du wirst ihnen um so lieber werden, je mehr du ihnen Antheil zeigst."

„Wissen möchte ich Alles, die ganze Welt, um dir ähnlicher zu werden, aber es fehlt mir immer noch an Verständniß."

Die neue Politik bewährte sich vortrefflich. Ilse erfuhr sogar, daß es zuweilen leichter war, einen lieben Bekannten zum Reden als zum Aufhören zu bringen. Denn die Herren berichteten ihr gewissenhaft und in großen Zügen, was sie erfahren wollte, aber sie vergaßen wohl einmal, daß die Fähigkeit der Frau, das Neue aufzunehmen, nicht so entwickelt war, als ihnen die Kunst zu belehren.

Ja, sie schwebten wie Götter über der Erde. Aber sie theilten auch darin das Loos der ambrosischen Genossenschaft, daß der heitere Friede, welchen sie in die Herzen der Sterblichen sandten, unter ihnen selbst durchaus nicht immer waltete und durch geworfene Erisäpfel leicht verscheucht wurde. Es war Ilse's Schicksal, daß sie unter heftiger Fehde der Unsterblichen im Olymp heimisch werden sollte.

An einem finstern Wintertage fuhr der Sturmwind übel gelaunt gegen die Fenster und versteckte den Stadtwald hinter wirbelnden Schneewolken. Da hörte Ilse im Zimmer ihres Gatten die scharfen Laute des Professor Struvelius in bedächtigem Fluß der Rede, dazwischen langes und eingehendes Gespräch ihres Felix. Die Worte waren nicht zu unterscheiden, der Tonfall aber war zwei Stimmen schnellschwebender Vögel vergleichbar, dem Wettgesange der Drossel und einer Uebles weissagenden Krähe. Die Unterredung zog sich lange hin, und Ilse wunderte sich, daß Struvelius so ausdauernden Gebrauch der Rede ertrug. Als er sich endlich entfernt hatte, trat Felix zu ungewohnter Stunde in ihr Zimmer und ging, mit geheimen Gedanken beschäftigt, einigemal schweigend auf und ab. Zuletzt brach er kurz heraus: „Ich bin in die Lage gekommen, dem Collegen über unsere Handschrift eine Mittheilung zu machen."

Ilse sah neugierig auf. Seit ihrer Vermählung war von

Tacitus noch nicht die Rede geweſen. „Du hatteſt doch die Abſicht, gegen Fremde nicht mehr davon zu ſprechen.“

„Ich habe das Schweigen ungern gebrochen. Mir blieb nichts übrig, als gegen meinen nächſten Collegen offen zu ſein. Das Gebiet unſerer Wiſſenſchaft iſt umfangreich, nicht häufig geſchieht es, daß Genoſſen derſelben Univerſität jeder für ſich auf dieſelbe Arbeit verfallen. Ja, aus nahe liegenden Gründen vermeiden ſie, einander darin eine gewiſſe Concurrenz zu machen. Fügt der Zufall nun doch einmal ſolches Zuſammentreffen, ſo iſt Mitgliedern derſelben Anſtalt jede zarte Rückſicht geboten. Heut nun ſagte mir Struvelius, er wiſſe, daß ich mich ab und zu mit Tacitus beſchäftige, und er bitte mich um einige Auskunft. Er frug nach den Handſchriften, die ich vor Jahren im Auslande eingeſehen und verglichen, und nach der Durchzeichnung, die ich von den Schriftzügen derſelben für mich gemacht habe.“

„Du haſt ihm mitgetheilt, was du wußteſt?“ frug Ilſe.

„Ich habe ihm gegeben, was ich beſaß, das verſtand ſich von ſelbſt,“ erwiederte der Profeſſor. „Denn was er auch damit anfangen mag, es wird nicht ganz ohne Gewinn für die Wiſſenſchaft ſein.“

„Er ſoll deine Arbeit benützen, um die ſeine möglich zu machen? Jetzt wird er vor der Welt in deinen Federn ſingen,“ klagte Ilſe.

„Ob er das Gegebene mit Anſtand gebraucht, ob er es mißbraucht, iſt ſeine Sache, ich habe die Verpflichtung, einem bewährten Amtsgenoſſen nur das Ehrenhafte zuzutrauen. Das war mir keinen Augenblick zweifelhaft, wohl aber fiel mir Anderes auf. Er war nicht offen gegen mich. Er gab an, daß ihn die Kritik einiger Stellen des Tacitus beſchäftige, aber er verbarg mir die Hauptſache, das empfand ich deutlich. Da blieb mir nichts übrig, als ihm grade heraus zu ſagen, daß ich ſeit langer Zeit für dieſen Schriftſteller ein warmes Intereſſe herumtrage, und daß ich ſeit dem letzten Sommer an ihn ge-

feſſelt ſei durch die, wenn auch unſichere Möglichkeit eines neuen Fundes. Ich habe ihm die Nachricht gezeigt, welche mich zuerſt in deine Nähe leitete. Er iſt Philolog wie ich, und weiß jetzt, welche Bedeutung für mich dieſer Autor gewonnen hat."

„Mein einziger Troſt iſt," ſagte Ilſe, „daß der verſtändige Vater dem Struvelius ein ſchweres Verhängniß bereiten wird, wenn dieſer auf unſerm Gute nach der Handſchrift freien will."

Dem Profeſſor war der Gedanke an den Trotz ſeines gewaltigen Schwiegervaters heut tröſtlich und er lächelte. „Nach dieſer Seite bin ich ſicher. Aber was will der Andere mit Tacitus, die Hiſtoriker lagen doch ſonſt nicht auf ſeinem Wege? — Es iſt kaum denkbar, — aber ſollte das Unglaubliche geſchehen ſein? iſt die geheimnißvolle Handſchrift durch irgend einen Zufall aufgefunden und in ſeinen Händen? — Doch es iſt Thorheit, darum zu ſorgen." Er ſchritt heftig auf und ab und rief endlich, in ſtarker Bewegung ſeiner Frau die Hand ſchüttelnd: „Es iſt immer widerwärtig, wenn man ſich auf ſelbſtſüchtigen Empfindungen ertappt."

Er ging wieder an ſeine Arbeit, und als Ilſe leiſe die Thür öffnete, ſah ſie ſeine Feder in gleichförmiger Bewegung. Gegen Abend aber, wo ſie nach ſeiner Lampe ſah und die Ankunft des Doctors verkündigte, ſaß er, den Kopf auf die Hand geſtützt, in finſterm Sinnen. Sie ſtrich ihm leiſe über das Haar und er merkte es kaum.

Der Doctor aber nahm die Sache nicht ſo innerlich, er gerieth in Aerger über die Geheimnißkrämerei des Andern und über die Hochherzigkeit des Freundes, und es gab eine lebhafte Erörterung. „Möchteſt du dieſe Offenheit niemals bereuen," rief der Doctor, „der Mann wird aus deinem Silber ſeine Münzen ſchlagen. Denke an mich, dir wird ein Poſſen geſpielt."

„Zuletzt," ſo ſchloß der Profeſſor bedachtſam, „lohnt nicht, ſich darüber aufzuregen. Kam durch irgend einen unwahrſcheinlichen und unerhörten Zufall weſentlich Neues in ſeinen Beſitz,

ſo hat er ein Recht auf alles vorhandene Material, auf meine Sammlungen, auf meine Unterſtützung, ſoweit ich ſie zu geben vermag. Uebt er ſeinen Scharfſinn nur an dem vorhandenen Text, ſo iſt unſerer kindlichen Hoffnung gegenüber Alles, was er fördern mag, unweſentlich."

In ſolcher Weiſe zog unſcheinbar und harmlos ein academiſches Gewölk herauf.

Vier Wochen waren vergangen, der Profeſſor war oft mit ſeinem Collegen zuſammengetroffen. Es konnte nicht auffallen, daß Struvelius den Namen Tacitus nicht über ſeine ſchweigſamen Lippen brachte, der Profeſſor aber blickte unruhig auf den Pfad des Amtsgenoſſen, denn er glaubte zu bemerken, daß der Andere ihm auswich. An einem friedlichen Abend ſaß Felix Werner mit Ilſe und dem Doctor am Theetiſch, als Gabriel eintrat und eine kleine Broſchüre in unſcheinbarem Zeitungspapier vor dem Profeſſor niederlegte. Der Profeſſor riß die Hülle ab, warf einen Blick auf den Titel und reichte das Heft ſchweigend dem Doctor. Der lateiniſche Titel lautete in die Sprache dieſes Buches überſetzt: „Ein Fragment des Tacitus, als Spur einer verlorenen Handſchrift mitgetheilt von Dr. Friedobald Struvelius, Profeſſor u. ſ. w." Ohne ein Wort zu ſagen, ſtanden die Freunde auf und trugen die Abhandlung in das Arbeitszimmer des Profeſſors. Ilſe blieb erſchrocken zurück, ſie hörte, wie ihr Gatte den lateiniſchen Text vorlas, und erkannte, daß er ſich zwang, durch langſames und feſtes Leſen ſeine Aufregung zu überwältigen. Was in dieſer verhängnißvollen Schrift enthalten war, darf leider dem Leſer nicht vorenthalten werden.

Aeltere Zeitgenoſſen erinnern ſich der Culturperiode, in welcher der Tabak aus Pfeifenköpfen geraucht wurde; ſie kennen die wohlthätige Erfindung, welche mit einem noch durch keine Forſchung hinreichend aufgehellten Worte Fidibus benannt wird; ſie kennen auch die normale Länge und Breite eines ſolchen Papierſtreifens, welchen unſere Väter aus verjährten Akten

massenhaft zusammenfalteten. Ein solcher Streifen, allerdings nicht von Papier, sondern von einem Pergamentblatt geschnitten, war in die Hände des Herausgebers gefallen. Der Streifen hatte aber vorher schwere Schicksale erfahren. Er war vor etwa zweihundert Jahren von einem Buchbinder auf die Rückseite eines dicken Bandes geklebt worden, um die Dauer des Heftzwirns zu verstärken, und er war für diesen Zweck durch Leim übel zugerichtet. Nach Entfernung des Leims erschienen die Schriftzüge einer alten Mönchshand. Das Wort Amen und einige heilige Namen machten zweifellos, daß das Geschriebene dazu gedient hatte, christliche Frömmigkeit zu fördern. Unter dieser Mönchsschrift aber waren andere und größere lateinische Buchstaben sichtbar, sehr verblichen, fast ganz geschwunden, von denen man einige mit mäßiger Anstrengung zu dem römischen Namen Piso zusammendeuten konnte. Da hatte nun Professor Struvelius durch Hartnäckigkeit und durch Anwendung einiger chemischer Mittel möglich gemacht, diese untere Schrift zu lesen. Sie war nach den Formen ihrer Buchstaben uralt. Da der Pergamentfidibus aber von einem ganzen Blatte abgeschnitten war, enthielt er natürlich nicht vollständige Sätze, nur einzelne Wörter, welche in die Seele des Lesers fielen wie verlorene Noten einer fernen Musik, die ein Wind an's Ohr trägt, es war daraus keine Melodie zu machen. Grade das hatte den Herausgeber angezogen. Er hatte die verschwundenen Buchstaben ermittelt, die durchschnittenen Worte ergänzt, ja, den gesammten fehlenden Theil des Blattes gemuthmaßt. Und er hatte durch bewundernswerthe Anwendung der allergrößten Gelehrsamkeit aus wenigen schattenhaften Flecken des Fidibus ziemlich die ganze Seite einer Pergamenthandschrift hergestellt, wie sie etwa vor zwölfhundert Jahren leibhaftig gewesen sein konnte. Es war eine staunenswerthe Arbeit.

Daraus ergab sich Folgendes. Noch am deutlichsten, obgleich für gewöhnliche Augen kaum lesbar, war auf dem Pergamentstreif ein gewisser Pontifex Piso gewesen, in wortgetreuer

Ueberſetzung: Brückenmacher Erbs. Dieſer Erbs ſchien den Pergamentſtreif ſehr zu beſchäftigen, denn der Name zeigte ſich einigemal. Nun aber hatte der Herausgeber aus dieſem Namen und aus den Ruinen zerſtörter Wörter bewieſen, daß der Pergamentſtreif letzter Ueberreſt einer Handſchrift des Tacitus war, und daß ſeine Worte einem uns verlorenen Abſchnitt der Annalen angehörten; und er hatte endlich aus dem Charakter der ſchattenhaften Buchſtaben nachgewieſen, daß der Pergamentſtreif zu keiner der vorhandenen Handſchriften des Römers gehört habe, ſondern daß er durch Zerſtörung einer ganz unbekannten entſtanden ſei.

Die Freunde ſaßen, nachdem der Aufſatz vorgeleſen war, finſter und ſinnend. Endlich brach der Doctor aus: „Wie unfreundlich, dir dies zu verbergen, und doch deine Hülfe in Anſpruch zu nehmen!“

„Darauf kommt jetzt wenig an,“ erwiederte der Profeſſor, „die Arbeit ſelbſt kann ich nicht loben, ſie wendet auf unſichere Grundlage einen übergroßen Scharfſinn, und gegen Manches, was er ergänzt und vermuthet, wird Einſpruch zu erheben ſein. Aber warum ſprichſt du nicht aus, was uns beiden mehr am Herzen liegt, als das Ungeſchick eines wunderlichen Mannes. Wir ſind einer Handſchrift des Tacitus auf der Spur, und hier findet ſich das Trümmerſtück einer ſolchen Handſchrift, welche nach dem dreißigjährigen Kriege von einem Buchbinder zerſchnitten ward. Die Ausbeute, welche dies kleine Fragment für unſer Wiſſen geben mag, iſt ſo unbedeutend, daß der Gewinn den aufgewandten Fleiß gar nicht lohnt, gleichgültig für alle Welt, nur nicht für uns. Denn, mein Freund, wenn wirklich eine Handſchrift des Tacitus in ſolche Streifen zerſchnitten wurde, ſo iſt es mit großer Wahrſcheinlichkeit dieſelbe, auf welche wir gehofft haben. — Was weiter!“ ſchloß er bitter, „wir werden ein Traumbild los, das uns vielleicht noch lange geäfft hätte.“

„Wie kann dies Pergament von der Handſchrift unſeres

Freundes Bachhuber ſtammen?" rief der Doctor, „auf dieſem hier iſt der Text ja mit Gebeten überſchrieben."

„Wer ſteht uns dafür, daß nicht auch die Mönche von Roſſau wenigſtens einzelne verblichene Blätter mit ihrem geiſtlichen Hausbedarf übermalten? Dergleichen iſt nicht gewöhnlich, aber wohl denkbar."

„Vor allem mußt du ſelbſt das Pergamentblatt des Struvelius ſehen," entſchied der Doctor. „Genaue Betrachtung kann manches aufhellen."

„Es iſt mir nicht bequem, deßhalb mit ihm zu ſprechen, aber es ſoll morgen geſchehen."

Den Tag darauf trat der Profeſſor ruhiger in das Zimmer des Collegen Struvelius. „Sie mögen denken," begann er, „daß ich mit beſonderer Spannung Ihre Abhandlung geleſen habe. Nach dem, was ich Ihnen von einem unbekannten Codex des Tacitus mittheilte, wiſſen Sie, daß unſere Ausſicht, dieſen Codex zu ermitteln, ſehr verringert wird, wenn der Pergamentſtreif von Blättern des Tacitus geſchnitten iſt, welche noch vor zweihundert Jahren in Deutſchland erhalten waren."

„Wenn er geſchnitten iſt?" erwiederte Struvelius ſcharf. „Er iſt davon geſchnitten. Und was Sie mir über den Verſteck von Roſſau mittheilten, war doch unſicher, und ich bin nicht der Meinung, daß darauf Werth zu legen iſt. Wenn dort in der That eine Handſchrift des Tacitus vorhanden war, ſo iſt ſie allerdings zerſchnitten und dieſe Frage erledigt."

„Wenn ſolche Handſchrift vorhanden war?" entgegnete Felix. „Sie war vorhanden. Ich aber komme, Sie zu bitten, daß Sie mich das Pergamentblatt ſehen laſſen. Seit der Inhalt veröffentlicht iſt, wird das wohl keinem Bedenken unterliegen."

Struvelius ſah verlegen aus, als er antwortete: „Ich bedaure Ihren Wunſch, den ich übrigens ganz in der Ordnung finde, nicht erfüllen zu können, ich bin nicht mehr im Beſitz des Blattes."

„An wen habe ich mich deßhalb zu wenden?“ frug der Professor befremdet.

„Auch darüber bin ich vorläufig zum Schweigen verpflichtet.“

„Das ist auffallend,“ brach Felix los, „und verzeihen Sie mir das offene Wort, es ist schlimmer als unfreundlich. Denn ob die Bedeutung dieses Fragmentes groß oder gering ist, es sollte nach dem Druck seines Inhaltes den Augen Anderer nicht entzogen werden. Ihnen selbst muß daran liegen, daß Andere Ihre Herstellung des Textes gründlich zu würdigen vermögen.“

„Das gebe ich zu,“ erwiederte Struvelius, „aber ich bin nicht im Stande, Ihnen die Einsicht dieses Blattes zu bewirken.“

„Haben Sie daran gedacht,“ rief der Professor auflodernd, „daß Sie durch solche Weigerung Mißdeutungen Fremder ausgesetzt werden, Mißdeutungen, die niemals mit Ihrem Namen in Verbindung gebracht werden sollten?“

„Ich halte mich selbst für hinreichend befähigt, Wächter meines guten Namens zu sein, und muß Sie bitten, diese Sorge vollständig mir zu überlassen.“

„Dann habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen, Herr Professor,“ erwiederte Felix, und ging nach der Thür.

Im Gehen sah er noch, daß sich die Mittelthür öffnete und die Frau Professorin, aufgeschreckt durch die lauten Worte der Sprechenden, wie ein Genius eintrat und die Hand flehend nach ihm ausstreckte. Er aber schloß nach flüchtiger Verbeugung die Thür und ging zornig nach Hause.

Die Wolke war geballt, der Himmel wurde finster. Der Professor nahm jetzt noch einmal die Abhandlung des unholden Collegen zur Hand. Und es war grade, als wenn ein Luchs einen Hasen oder ein Zicklein zerrissen hat und sich des Schmauses zu freuen bereit ist, und der wilde Bergleu wirft sich, die Mähne schüttelnd, gegen die Beute, daß der andere entweicht, die Schläge des Starken im Nacken.

Ilse rief heut den Gatten zweimal vergebens zu Tische; als sie besorgt an seinen Stuhl trat, sah sie in ein verstörtes

Antlitz. „Ich kann nicht eſſen," ſagte er kurz, „ſchicke hinüber, ich laſſe Fritz bitten, ſich ſogleich her zu bemühen."

Ilſe ſandte erſchrocken in das Nachbarhaus, ſetzte ſich im Zimmer des Profeſſors nieder und folgte mit ihrem Blick dem auf und ab Schreitenden. „Was hat dich ſo erregt, Felix?" frug ſie ängſtlich.

„Ich bitte dich, liebes Weib, iß heut ohne mich," rief er, und ſetzte ſeine Wanderung fort.

Eilig trat der Doctor ein: „Das Bruchſtück iſt nicht aus einer Handſchrift des Tacitus," rief der Profeſſor dem Freunde entgegen.

„Vivat Bachhuber!" erwiederte dieſer noch an der Thür und ſchwenkte den Hut.

„Es iſt kein Grund zur Freude," unterbrach ihn der Profeſſor finſter, „das Fragment, ſoweit es überhaupt irgend wo her iſt, enthält eine Stelle des Tacitus."

„Nun, irgend wo her muß es doch ſein," ſagte der Doctor.

„Nein," rief der Profeſſor mit ſtarker Stimme, „das Ganze iſt eine Fälſchung. Die obere Hälfte des Textes ſcheinen wüſt zuſammengeſchriebene Worte, auch ſind die Verſuche des Herausgebers, dieſe in einen verſtändlichen Zuſammenhang zu bringen, nicht glücklich. Der untere Theil des ſogenannten Fragments iſt aus einem Kirchenvater abgeſchrieben, welcher an einer bis jetzt nicht beachteten Stelle einen Satz des Tacitus anführt. Der Fälſcher hat einzelne Worte dieſes Citats mit regelmäßiger Auslaſſung der dazwiſchen liegenden Wörter auf den Pergamentzettel unter einander geſchrieben. Das letzte iſt unzweifelhaft." Er führte den Doctor, der jetzt faſt ſo betroffen ausſah, wie er ſelbſt, zu den Büchern und bewies ihm die Richtigkeit ſeiner Behauptung. „Der Fälſcher hat aus dieſem gedruckten Text des Kirchenvaters ſeine Weisheit geholt, denn er hat das Ungeſchick gehabt, einen Druckfehler des Setzers mit abzuſchreiben. So ſind wir mit dem Pergamentblatt fertig, und mit einem deutſchen Gelehrten auch." Er zog das

Tuch, den Schweiß von ſeiner Stirn zu trocknen, und warf ſich in einen Seſſel.

„Halt," rief der Doctor, „hier handelt es ſich um einen Gelehrten von Ruf und Ehre. Laß uns noch einmal kaltblütig unterſuchen, ob nicht ein zufälliges Zuſammenſtimmen möglich iſt."

„Suche," ſagte der Profeſſor, „ich bin am Ende."

Der Doctor verglich lange und ängſtlich den ergänzten Text des Struvelius mit den gedruckten Worten des Kirchenvaters. Endlich ſagte er traurig: „Was Struvelius ergänzt hat, trifft in Sinn und Wortlaut mit den Worten des Kirchenvaters ſo merkwürdig überein, daß man in Verſuchung geräth, die etwa abweichenden Worte ſeiner Ergänzung für Schlauheiten zu halten, durch welche ſeine Bekanntſchaft mit dem erhaltenen Citat verſteckt werden ſollte; aber unmöglich iſt doch nicht, daß Jemand durch Glück und Scharfſinn auf den richtigen Zuſammenhang kommen konnte, wie er ihn gefunden hat."

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß Struvelius ehrlich und in gutem Glauben ſeine Ergänzungen ſelbſt gefunden," verſetzte der Profeſſor. „Aber ſeine Niederlage iſt doch ſo widerwärtig als möglich. Betrüger oder betrogen, die unſelige Abhandlung iſt nicht nur für ihn, auch für unſere Univerſität eine gräuliche Demüthigung."

„Die Worte des Pergamentblattes ſelbſt," fuhr der Doctor fort, „ſind unzweifelhaft abgeſchrieben und unzweifelhaft eine Fälſchung. Und dir liegt die Pflicht ob, das Sachverhältniß aufzudecken."

„Meinem Mann?" frug Ilſe aufſtehend.

„Dem, der die Fälſchung gefunden, und wenn Struvelius der nächſte Freund wäre, Felix müßte es thun."

„Sprich zuvor mit dem Andern," bat Ilſe, „handle nicht ſo an ihm, wie er an dir; hat er geirrt, laß es ihn ſelbſt verbeſſern."

Der Profeſſor dachte nach und nickte dem Freunde zu:

„Sie hat recht.“ Er eilte an den Tiſch und ſchrieb dem Profeſſor Struvelius ſeinen Wunſch, ihn heut noch in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen. Gabriel empfing den Brief, und das Herz war dem Profeſſor doch leichter geworden, denn er war jetzt bereit, ſich das Mittageſſen gefallen zu laſſen.

Ilſe erſuchte den Doctor, bei ihrem Gatten zu bleiben, und mühte ſich am Tiſch, die Herren ein wenig auf andere Gedanken zu bringen. Sie zog einen Brief der Rollmaus aus der Taſche, worin dieſe bat, ihr etwas Gelehrtes ganz nach Wahl des Herrn Profeſſors zum Leſen zu ſchicken. Und Ilſe ſprach den Wunſch aus, es möchte durch ſolche Sendung eine ſchöne Kiſte mit Rebhühnern und Eingeſchlachtetem gut gemacht werden, welche die Frau Oberamtmann der ſtädtiſchen Wiſſenſchaft gewidmet hatte. Das half doch etwas, die Mordgedanken der finſtern Männer in den Hintergrund zu drängen. Zuletzt brachte ſie eine große runde Wurſt herbei, welche die Rollmaus eigens dem Doctor beſtimmt hatte, und ſetzte ſie als Schaugericht auf den Tiſch. Wenn man die Wurſt anſah, wie ſie ſo vergnügt dalag, in runder Fülle, ohne innere Kämpfe, mit blauem Band umwunden, da war es unmöglich zu verkennen, daß auf dieſer Erde trotz falſchem Schein und leerer Anmaßung doch auch Gediegenes zu finden war. Und als die Männer das gute dicke Ding betrachteten, erweichte ſich ihr Herz zu einem leiſen Lächeln und einer mildern Auffaſſung menſchlicher Schwäche.

Aber da klingelte es und Struvelius erſchien. Der Profeſſor rückte ſich heftig zuſammen und ging mit ſtarken Schritten in ſein Zimmer, der Doctor entfernte ſich heimlich und verſprach, in kurzem wieder zu kommen.

Zuverläſſig empfand Struvelius beim erſten Blick auf den Collegen, daß die letzte Unterredung ihre Schatten über dieſe neue Zuſammenkunft zu werfen drohe, denn er ſah betroffen aus und ſein Haar ſtand chaotiſch auf dem Haupte. Der Profeſſor legte ihm die gedruckte Stelle des Kirchenvaters vor

Augen und ſagte dazu nur die Worte: „Dieſe Stelle iſt Ihnen entgangen.“

„In der That,“ rief Struvelius, und ſaß lange darüber gebeugt. „Ich kann mir dieſe Beſtätigung gefallen laſſen,“ ſprach er endlich, von dem Folianten aufſehend.

Der Profeſſor aber legte den Finger auf das Buch: „In den Text des Pergamentblattes, welchen Sie ergänzt haben, iſt ein ungewöhnlicher Druckfehler dieſer Ausgabe aufgenommen, ein Druckfehler, welcher am Ende des Buches verbeſſert wurde. Die Worte des Pergamentblattes ſind alſo zum Theil nach dieſer gedruckten Stelle zuſammengeſetzt und eine Fälſchung.“

Struvelius blieb ſtumm ſitzen, aber er war ſehr erſchrocken und ſah ängſtlich in das zuſammengezogene Geſicht des Collegen.

„Es wird jetzt zunächſt Ihr Intereſſe ſein, dem Publikum darüber die unvermeidliche Aufklärung zu geben.“

„Eine Fälſchung iſt unmöglich,“ entgegnete Struvelius unbeſonnen, „ich ſelbſt habe das Pergamentblatt von dem alten Leim gereinigt, der den Text verdeckte.“

„Und doch ſagten Sie mir, daß das Blatt nicht in Ihrem Beſitz ſei. Sie werden begreifen, daß es mir keine Freude machen kann, einem Amtsgenoſſen gegenüber zu treten, deßhalb müſſen Sie ſelbſt unverzüglich das ganze Sachverhältniß öffentlich darlegen. Denn daß die Fälſchung bekannt werden muß, iſt ſelbſtverſtändlich.“

Struvelius dachte nach. „Ich räume ein, daß Sie in guter Meinung ſprechen,“ begann er endlich, „aber ich habe die feſte Ueberzeugung, daß die Schrift des Pergamentes echt iſt, und ich muß Ihnen überlaſſen, zu thun, was Sie für Pflicht halten. Wenn Sie Ihren Collegen öffentlich angreifen, ſo werde ich das zu ertragen ſuchen.“

Nach dieſen Worten entfernte ſich Struvelius widerſpenſtig, aber in großer Unruhe, und die Angelegenheit wälzte ſich auf der Bahn des Unheils weiter. Ilſe ſah mit Betrübniß, wie heftig ihr Gatte unter der Störrigkeit ſeines Collegen litt, die

er als unreinliches Weſen verurtheilte. Jetzt ſchrieb der Profeſſor in die wiſſenſchaftliche Zeitung, für welche er arbeitete, eine kurze Darſtellung des wirklichen Sachverhältniſſes. Er führte die verhängnißvolle Stelle des Kirchenvaters an und ſprach ſchonend ſein Bedauern aus, daß der ſcharfſinnige Herausgeber irgendwie durch einen Betrüger hintergangen ſei.

Dieſe ſchlagende Beurtheilung machte an der Univerſität ein ungeheures Aufſehen. Wie ein geſtörter Bienenſchwarm, welcher hierhin und dorthin fliegt, ſummten die Collegen durcheinander. Struvelius hatte wenig warme Freunde, aber er hatte auch keine Gegner. Zwar die erſten Tage nach jenem literariſchen Urtheil galt er für einen aufzugebenden Mann, aber er ſelbſt hielt ſich gar nicht dafür, ſondern verfaßte eine Entgegnung. Darin betonte er nicht ohne Selbſtgefühl die ſchöne Beſtätigung, welche ſeine Ergänzungen durch die von ihm allerdings überſehene Stelle des Kirchenvaters erhalten, er behandelte das Zuſammentreffen des Druckfehlers mit dem Wortlaut ſeines Pergaments als einen wunderlichen, keineswegs aber unerhörten Zufall, und verſagte ſich zuletzt nicht, einige ſcharfe Seitenblicke auf andere Gelehrte zu werfen, welche gewiſſe Autoren für ihre Domäne hielten, und einen kleinen Fund mißachteten, während doch kein unbefangenes Urtheil auf einen größern hoffen dürfe.

Dieſe taktloſe Anſpielung auf den geheimen Codex empörte den Profeſſor in tiefſter Seele, aber ſtolz verſchmähte er jeden weitern Kampf vor der Oeffentlichkeit. Die Entgegnung des Struvelius war allerdings übel gelungen, indeß hatte ſie doch die Wirkung, daß die Mitglieder der Univerſität, welche gegen Felix geſtimmt waren, den Muth gewannen, auf Seite des Gegners zu treten. Die Sache ſei immerhin zweifelhaft, und es ſei doch gegen die Bundespflicht des Amtes, ſeinen Collegen öffentlich ſo groben Verſehens ſo bezüchtigen. Der Angreifer hätte das auch einem Andern überlaſſen können. Gegen dieſe Schwachen kämpfte der beſſere Theil der Amtsgenoſſen aus

dem Lager unſeres Profeſſors. Einige der angeſehenſten, unter ihnen alle von Ilſe's Theetiſch, beſchloſſen, daß die Angelegenheit nicht im Sande verlaufen dürfe. In der That ſtand für Struvelius der Streit ungünſtig genug, denn ihm wurde ernſtlich vorgeſtellt, daß ſeine Ehre ihn verpflichte, über das Pergament irgend eine Aufklärung zu geben. Er aber ſchwieg ſich durch dieſe Verhaue hingeworfener Behauptungen durch, ſo wohl oder übel ihm möglich war.

Auch die Abende in Ilſe's Zimmer erhielten durch dies Ereigniß einen kriegeriſchen Charakter, immer wieder ſaßen die nächſten Freunde, der Doctor, der Mineralog, und nicht zuletzt Raſchke, wie Kriegstribunen in Berathung gegen den Feind. Raſchke geſtand an einem Abend, daß er ſo eben bei dem verſtockten Gegner geweſen war und ihn flehentlich gebeten hatte, wenigſtens zu bewirken, daß irgend ein Dritter das unglückliche Pergament zur Anſicht erhalte. Und Struvelius war einigermaßen in Thauwärme gekommen und hatte bedauert, daß er Schweigen verſprochen, weil ihm noch andere Seltenheiten in Ausſicht geſtellt ſeien. Da hatte ihn Raſchke beſchworen, auf ſolche unheimliche Schätze zu verzichten und ſich die Freiheit der Rede zurück zu kaufen. Es war eine lebhafte Erörterung geweſen, denn Raſchke fuhr ſich mit der kleinen Theeſerviette — ſie hatte Franſen und war Ilſe's Freude — über Naſe und Augen und ſteckte ſie dann in ſeine Taſche. Als Ilſe ihm lachend ſeinen Raub zu Gemüth führte, brachte er nicht nur die Serviette hervor, ſondern mit ihr noch ein ſeidenes Taſchentuch, von dem er behauptete, daß es ebenfalls Ilſen gehören müſſe, obgleich es offenbar Eigenthum eines mit Schnupftabak umgehenden Herrn war. Deßhalb wurde gegen ihn der Verdacht erhoben, daß er das Tuch aus dem Zimmer des Struvelius mitgebracht habe. „Nicht unmöglich," ſagte er, „denn wir waren bewegt."

Das fremde Taſchentuch lag auf einem Stuhle und wurde von den Anweſenden mit kalten Blicken und feindlichen Empfindungen betrachtet.

4.

Der Professorenball.

In dieſe academiſche Verſtörung fiel der große Profeſſorenball, das einzige Feſt des Jahres, welches ſämmtlichen Familien der Univerſität Gelegenheit gab, in fröhlicher Geſelligkeit zuſammenzutreffen. Auch Studenten und andere Bekannte wurden geladen, der Ball war in der Stadt wohl angeſehen und die Einladungen begehrt.

Ein academiſcher Tanz iſt etwas ganz anderes, als ein gewöhnlicher Ball. Denn außer allen guten Eigenſchaften eines diſtinguirten Balles erweiſt er noch drei Vorzüge deutſcher Wiſſenſchaft: Fleiß, Freiheit und Gleichgültigkeit; Fleiß im Tanzen, auch bei den Herren, Freiheit in anmuthigem Verkehr zwiſchen Jung und Alt und Gleichgültigkeit gegen Uniformen und lackirte Tanzſtiefeln. Zwar die Jugend hat auch hier im Ganzen einen weltbürgerlichen Charakter, denn dieſelben Tanzweiſen, Roben, Sträuße und Verbeugungen, grüßende Augen und geröthete Bäckchen mag man bei tauſend ähnlichen Feſten von der Newa bis nach Californien erblicken. Nur wer genauer zuſah, erkannte wohl an einem Mädchenkopf die geiſtvollen Augen und beredten Lippen, welche von dem gelehrten Vater auf ſie übergegangen waren, und vielleicht in Locken und Bändern eine kleine academiſche Eigenheit. Und der alte Satz, welchen Tiefſinn vergangener Studenten gefunden: Profeſſorentöchter ſind entweder hübſch oder häßlich, empfahl ſich auch hier dem betrachtenden Menſchenfreund, die landesübliche Miſchung beider Eigenſchaften war ſelten. Und unter den Tänzern waren neben einigen Offizieren und der Blüthe ſtädtiſcher Jugend, dem gewöhnlichen Ballgut, hie und da junge Gelehrtengeſichter zu ſehen, hager und bleich, umfloſſen von ſchlichtem Haar, welches mehr geeignet war, ſinnig auf die Bücher hinabzuhängen, als im Tanz durch den Saal zu ſchweifen.

Was aber dieſem Feſt ſeinen Werth gab, war gar nicht die Jugend, ſondern Herren und Frauen in geſetzten Jahren. Unter den älteren Herren mit grauem Haar und fröhlichem Antlitz, welche in Gruppen zuſammenſtanden, oder behaglich zwiſchen den Damen umhertrieben, viele bedeutende Köpfe, fein ausgearbeitete Züge, ein friſches, lebendiges, unterhaltſames Weſen. Und unter den Frauen nicht wenige, die ſonſt das ganze Jahr geräuſchlos zwiſchen dem Arbeitszimmer des Gatten und der Kinderſtube einherſchwebten, und die ſich jetzt im ungewohnten Staatskleid dem Kerzenglanz ausgeſetzt ſahen, ebenſo ſchüchtern und verſchämt, wie ſie vor langer Zeit als Mädchen geweſen waren.

Diesmal aber war beim Beginn des Feſtes in einzelnen Gruppen doch eine gewiſſe Spannung unverkennbar. Der Theetiſch Werners hatte angenommen, daß Struvelius nicht kommen werde. Aber er war da. Er ſtand ſtill in ſich gezogen mit ſeinem gewöhnlichen zerſtreuten Blick unweit des Eingangs, und Ilſe und ihr Gatte mußten an ihm vorüber. Als Ilſe am Arm des Profeſſors durch den Saal ſchritt, ſah ſie, daß die Augen Vieler ſich neugierig auf ſie richteten, und hohe Röthe ſtieg ihr in die Wangen. Der Profeſſor führte ſie der Frau des Collegen Günther zu, welche mit Ilſe verabredet hatte, daß ſie am Abende zuſammenhalten wollten, und Ilſe war froh, als ſie auf einem der erhöhten Sitze neben der muntern Frau Platz gefunden hatte, und ſie wagte im Anfange nur ſchüchtern um ſich zu blicken. Aber der Schmuck des Saales, die vielen ſtattlichen Menſchen, welche ſuchend, plaudernd, grüßend den großen Raum füllten, dazwiſchen die erſten Klänge der Ouvertüre gaben ihr bald eine gehobene Stimmung. Sie getraute ſich weiter umzuſchauen und nach ihren Bekannten zu ſpähen, vor Allem nach dem lieben Manne. Sie ſah ihn unweit der einen Saalthür ſtehen inmitten ſeiner Freunde und Genoſſen, ragend an Haupt und Gliedern. Und ſie ſah unweit der andern Thür den Gegner Struvelius ſtehen mit kleinem Gefolge, faſt nur von Studenten umgeben; ſo ſtanden die

Männer zwiefach getheilt, den Groll in ihrem Buſen ehrbar bändigend. Aber zu Ilſe kamen die Bekannten des Gatten, der Doctor kam und lachte ſie aus, weil ſie vorher große Sorge gehabt, wie man in dem Gewirr fremder Menſchen einander finden werde, auch der Mineraloge kam und erklärte ſeine Abſicht, ſie um einen Tanz zu erſuchen. Doch Ilſe machte ihm dagegen ernſte Vorſtellungen: „Bitte, thun Sie das nicht, ich bin in den neuen ſtädtiſchen Tänzen nicht ſicher, und Sie möchten mit mir nicht gut beſtehen. Da wollen wir einen Grundſatz daraus machen und ich werde gar nicht tanzen. Aber das iſt auch nicht nöthig, denn mir iſt ſehr feſtlich zu Muth, und ich freue mich von Herzen über all die ſchmucken Leute.“ Bald traten Fremde heran, ließen ſich ihr vorſtellen, und ſie erlangte ſchnell größere Gewandtheit Tänze abzuſchlagen. Darauf führte auch der Hiſtoriker ſeine Tochter zu ihr, der würdige Herr ſprach längere Zeit mit Ilſe und ſetzte ſich endlich ſogar neben ſie, und Ilſe fühlte freudig, daß darin eine Auszeichnung lag. Endlich wagte ſie ſich ſelbſt einige Schritte von ihrem Platz, um Frau Profeſſor Raſchke zu ſich zu holen. Und es dauerte nicht lange, ſo bildete ſie mit den Bekannten eine hübſche kleine Geſellſchaft, die niedliche Frau Günther machte allerliebſte Scherze und erklärte ihr fremde Damen und Herren. Auch die Frau Rectorin kam herbei und ſagte, ſie müſſe ſich zu ihnen ſetzen, weil ſie merke, daß es bei ihnen ſo luſtig hergehe, und die Magnificenz warf ihre Augen wie Leuchtkugeln hin und her und zog einen Herrn nach dem andern zu der Gruppe; und wer der Magnificenz Hochachtung bewies, der begrüßte auch die neue Frau Collegin. Es wurde in ihrer Nähe ein Kommen und Gehen wie auf einem Jahrmarkt, und Ilſe und die Magnificenz ſaßen da wie zwei Nachbarſterne, von denen einer den Glanz des andern vermehrt. Alles war gut und ſchön, Ilſe war ſeelenvergnügt und es fand in ihrer Nähe nur etwas mehr freundſchaftliches Händeſchütteln ſtatt, als ſich im Ganzen mit der Feierlichkeit eines Balles verträgt.

Und als Felix auch einmal herzutrat und ſie fragend anſah, da drückte ſie ihm leiſe die Fingerſpitze und lachte ihn ſo glücklich an, daß er keiner weitern Antwort bedurfte.

Da, in einer Pauſe, als Ilſe die Wände des Saales entlang ſah, erblickte ſie auf der entgegengeſetzten Seite Frau Profeſſor Struvelius. Sie ſaß in auffallend dunklem Kleide, ihre eine ſapphiſche Locke hing ernſt und ſchwermüthig von dem feinen Haupt. Die Gattin des Feindes ſah bleich aus und blickte ſtill vor ſich nieder. In der Haltung der Frau war etwas, was Ilſen das Herz bewegte, und ihr war, als müßte ſie hinüber gehen. Sie überlegte, ob ihrem Felix das recht ſein werde, und fürchtete ſich auch vor einer kalten Abweiſung. Endlich aber faßte ſie ein Herz und ſchritt quer durch den Saal auf die gelehrte Frau zu.

Sie wußte nicht, was ſie that. Sie ſelbſt war viel mehr aufgefallen, ſie wurde viel ſchärfer beobachtet, und die Anweſenden beſchäftigte der Zwiſt zweier Häuptlinge viel angelegentlicher, als ſie ahnte. Wie ſie jetzt mit feſtem Schritt auf die Andere zuging, und ſchon einige Schritt vor ihr die Hand nach ihr ausſtreckte, da entſtand eine bemerkbare Stille im Saale, und viele Augen richteten ſich auf die beiden Frauen. Die Struvelius erhob ſich gradlinig, ſtieg eine Stufe von ihrem Sitz hinab und ſah ſo gefroren aus, daß Ilſe erſchrak, und kaum eine alltägliche Frage nach ihrem Befinden über die Lippen brachte.

„Ich danke Ihnen," antwortete die Struvelius, „ich bin keine Freundin lauter Geſelligkeit, wohl nur deßhalb, weil mir alle Eigenſchaften dafür fehlen. Denn zuletzt iſt dem Menſchen nur da wohl, wo er Gelegenheit hat, irgend eine Anlage thätig darzuſtellen."

„Mit meiner Anlage ſieht es vollends ſchlecht aus," ſagte Ilſe ſchüchtern, „aber mir iſt hier Alles neu, und deßhalb unterhalte ich mich ſehr durch das Zuſehen, und ich möchte meine Augen überall haben."

„Das iſt bei Ihnen eine ganz andere Sache," verſetzte die Struvelius mit kalter Abfertigung.

Zum Glück wurde die dürftige Unterhaltung im Beginn unterbrochen. Denn die Conſiſtorialräthin ſchoß neugierig wie eine Elſter zu der Gruppe, um menſchenfreundlich zu vermitteln, oder in der auffallenden Scene mitzuwirken. Sie pickte in das Geſpräch hinein, und gleichgültige Reden wurden kurze Zeit fortgeſetzt. Ilſe kehrte erkältet auf ihren Platz zurück, mit ſich ſelbſt ein wenig unzufrieden. Sie hatte keine Urſache dazu. Die kleine Günther ſagte ihr leiſe: „Das war recht und ich bin Ihnen jetzt noch einmal ſo gut;" und Profeſſor Raſchke kam zu ihr herangeſchoſſen; er erwähnte nichts, aber nannte ſie einmal über das andere ſeine liebe Frau Collega. Er frug beſorgt, ob er ihr nicht etwas Gutes, wie Thee oder Limonade, zutragen dürfe, er nahm den feingeſchnitzten Fächer, den ihr Laura aufgenöthigt hatte, bewundernd aus ihrer Hand und ſteckte ihn aus Vorſicht in die Bruſttaſche ſeines Fracks. Dabei kam er auf eine luſtige Geſchichte, wie er als Student ſich in ſeiner kleinen Stube ſelbſt tanzen gelehrt hatte, um ſeiner gegenwärtigen Frau zu gefallen, und im Feuer ſeiner Erzählung begann er vor Ilſe die Methode darzuſtellen, durch welche er ſich in der Stille die erſten Pas beigebracht. Er bewegte ſich grade im Schwunge und der Schwanenflaum des Fächers ragte wie eine große Feder aus ſeinem Flügel hervor, als ein neuer Tanz begann und der Profeſſor durch die wirbelnden Paare mit Laura's Fächer weggefegt wurde. — Es waren nur wenige Schritte, die Ilſe durch den Saal gethan hatte, aber die kleine Aeußerung eines ſelbſtſtändigen Willens hatte ihr die gute Meinung der Univerſität gewonnen. Denn mancher Bemerkung, welche wohl über ihr ländliches Weſen gemacht wurde, klang jetzt bei Männern und Frauen die Anerkennung entgegen: ſie hat Gemüth und Charakter.

Nach altem Brauch wurde der Ball in ſeiner Mitte durch ein gemeinſchaftliches Abendeſſen unterbrochen. Würdige Pro-

feſſoren waren ſchon einige Zeit vorher im Nebenzimmer ſpähend um gedeckte Tiſche gewandelt, hatten vorſorglich Zettel gelegt und mit wohlgekräuſelten Kellnern eine Weinlieferung verabredet. Endlich lagerte ſich die Geſellſchaft, nach Familien geordnet, um die Tafeln. Als Ilſe am Arm des Gatten nach ihrem Platze ſchritt, frug ſie leiſe: „War's recht, daß ich hinüber ging?“ Und er erwiederte ernſthaft: „Es war nicht unrecht.“ Damit mußte ſie ſich vorläufig begnügen.

Während der Tafel brachte Magnificus den erſten Toaſt auf die academiſche Geſelligkeit aus, und die Herren vom Theetiſch fanden, daß ſeine leiſe Anſpielung auf ein freundliches Zuſammenhalten der Collegen in unzarter Weiſe an die brennende Frage des Tages rühre. Aber dieſe Wirkung ging ſogleich in andern Trinkſprüchen unter und Ilſe merkte, daß die Tiſchreden hier anders betrieben wurden, als in der Familie Rollmaus, denn ein College nach dem andern ſchlug an das Glas. Wie zierlich und geiſtreich wußten ſie leben zu laſſen, ſie hielten ihre Frackſchöße und blickten kaltblütig in die Runde, und gedachten in herrlichen Worten der Gäſte, der Frauen und der übrigen Menſchheit. Als die Pfropfen des Champagners knallten, wurde die Beredtſamkeit übermächtig, und es ſchlugen ſogar zwei Profeſſoren zu gleicher Zeit an die Gläſer. Da erhob ſich noch einmal der Profeſſor der Geſchichte, und Alles wurde ſtill. Er begrüßte die neuen Mitglieder der Univerſität, die Frauen und Männer, und Ilſe merkte, daß dieſer Gruß auch auf ſie ſelbſt gehe, und ſah auf ihren Teller herab. Aber ſie erſchrak, als er immer perſönlicher wurde und zuletzt gar ihren Namen laut in den Saal rief, und den der Mineralogin, welche auf der andern Seite ihres Felix ſaß. Die Gläſer klangen, ein Tuſch wurde geblaſen, viele Collegen und einige Frauen erhoben ſich und zogen mit ihren Gläſern heran, es entſtand hinter den Stühlen eine kleine Völkerwanderung, und Ilſe und die Mineralogin mußten ohne Aufhören anſtoßen, danken und ſich verneigen. Als Ilſe erröthend auf-

ſtand, um mit den Grüßenden anzuſtoßen, ſtreifte ihr Blick unwillkührlich die nächſte Tafel, wo wieder die Struwelius gegenüber ſaß, und ſie ſah, wie dieſe nach dem Glaſe zuckte, aber ſchnell zurückfuhr und finſter vor ſich hinſtarrte.

Die Geſellſchaft erhob ſich, und jetzt erſt begann die rechte Feſtfreude. Denn auch die Profeſſoren wurden regſam und gedachten ihrer alten Tüchtigkeit. Und der Saal erhielt ein verändertes Anſehen, denn jetzt drehten ſich auch ehrwürdige Herren mit ihren eigenen Frauen im Kreiſe. Ach, es war für Ilſe ein herziger und rührender Anblick! Mancher alte Frack und bequeme Wegſtiefel bewegte ſich im Takte. Die Herren tanzten entſchloſſen mit allerlei Schleifung des Fußes und kühner Bewegung der Kniee in dem Stil ihrer Jugendzeit und mit dem Gefühl, daß ſie ihre Kunſt auch noch verſtanden. Einige der Frauen hingen ſchüchtern in den Armen der Tänzer, manche auch etwas ſchwerfällig; andern aber ſah man an, wie gut ſie das Regiment im Hauſe führten, denn wenn die Wiſſenſchaft des Gemahls nicht ganz ausreichte, wußten ſie ihn durch ein kräftiges Herumſchwingen im Kreiſe fortzutreiben. Und Magnificus tanzte mit ſeiner runden Frau, ſehr zierlich, und Raſchke tanzte mit ſeiner Frau und ſah beim Anlauf, der einige Zeit in Anſpruch nahm, triumphirend nach Ilſe hinüber. Bei dieſem Ball geſchah, was lange nicht geſchehen war, die Profeſſoren wagten auch eine Senioren-Françaiſe. Als aber Raſchke dazu antrat, entſtand ein beſorgtes Kopfſchütteln ſeiner Vertrauten. Nicht ohne Grund, denn er brachte eine heilloſe Verwirrung in die Touren. Er wollte ſeine Frau durchaus nicht mit einer andern Dame vertauſchen, welche ihm gegenüberſtand; dann ergab ſich, daß er keine feſte Anſicht über ſeinen eigentlichen Platz gewinnen konnte, und erſt am Ende, als ein großer Stern gebildet wurde, bei welchem die Herren an der Außenſeite als Strahlen herumkreiſten, da fand er ſich an der Hand irgend einer Dame wieder zurecht und ſchwenkte lachend ſeine Beinchen gegen die Außenwelt.

Luſtiger wurde das Getümmel, alle Nachbarinnen Ilſens waren durch den Taumel ergriffen und tanzten Walzer; Ilſe ſtand unweit einer Säule und ſah in das bunte Treiben herab. Da ſtrich etwas hinter ihr herum, ein ſeidenes Kleid rauſchte, die Struvelius trat neben ſie.

Betroffen ſah Ilſe in die großen grauen Augen der Gegnerin, welche langſam begann: „Ich halte Sie für edel und gemeiner Empfindung ganz unfähig.“

Ilſe verneigte ſich ein wenig, um ihren Dank für die unerwartete Erklärung auszudrücken.

„Ich gehe umher,“ fuhr die Struvelius in ihrer gemeſſenen Weiſe fort, „wie mit einem Fluche beladen. Was ich in dieſen Wochen gelitten habe, iſt unausſprechlich, heute in der lauten Freude komme ich mir vor wie eine Ausgeſtoßene.“ Das Tuch in ihrer Hand zitterte, aber ſie ſprach eintönig fort: „Mein Mann iſt unſchuldig, und in der Hauptſache von ſeinem Recht überzeugt. Mir als ſeiner Frau geziemt, ſeine Auffaſſung und ſein Schickſal zu theilen. Aber ich ſehe auch ihn durch eine unſelige Verwickelung innerlich verſtört, und ich fühle mit Entſetzen, daß ihm die gute Meinung ſeiner nächſten Bekannten verloren ſein mag, wenn es nicht gelingt, die Zweifel zu löſen, welche ſich um ſein Haupt ſammeln. — Helfen Sie mir,“ rief ſie in plötzlichem Ausbruch die Hände ringend, und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Vermag ich das?“ frug Ilſe.

„Es iſt ein Geheimniß bei der Sache,“ fuhr die Struvelius fort, „mein Mann hat die Unvorſichtigkeit gehabt, unbedingtes Schweigen zu verſprechen, ſein Wort iſt ihm heilig und er ſelbſt iſt wie ein Kind in Geſchäften und weiß ſich in dieſer Sache keinen Rath. Ohne ſein Wiſſen und Zuthun muß verſucht werden, was ihn rechtfertigt. Ich bitte Sie, mir dabei Ihren Beiſtand nicht zu verſagen.“

„Ich kann nichts thun, was mein Mann mißbilligen

würde, und ich habe bis jetzt niemals ein Geheimniß vor ihm gehabt," versetzte Ilse ernst.

„Ich will nichts, was nicht vor dem strengsten Urtheil bestehen könnte," fuhr die Andere fort. „Ihr Gemahl soll zuerst wissen, was ich etwa ermitteln kann; grade deßhalb wende ich mich an Sie. Ach, nicht deßhalb allein, ich weiß Niemanden, dem ich vertrauen könnte. — Ihnen sage ich, was ich nicht von Struvelius erfahren habe, er hat das unglückliche Pergamentblatt von Magister Knips erhalten und an diesen wieder zurückgegeben."

„Das ist der kleine Magister auf unserer Straße?" frug Ilse neugierig.

„Derselbe. Ich muß den Magister veranlassen, daß er das Blatt wieder herbeischafft, oder mir sagt, wo es zu finden ist. Nicht hier ist der Ort dies zu besprechen," rief sie, als die Tanzmusik verstummte. „Bei der Stellung unserer Männer darf ich Sie nicht besuchen, es würde mir zu schmerzlich sein, die veränderte Haltung Ihres Gemahls in einer Begegnung zu empfinden; aber ich wünsche Ihren Rath und bitte Sie, eine Zusammenkunft am dritten Orte möglich zu machen."

„Wenn Magister Knips im Spiel ist," erwiederte Ilse zögernd, „so schlage ich Ihnen vor, sich zu Fräulein Laura Hummel, meiner Hausgenossin, zu bemühen, wir sind in ihrem Zimmer ungestört, und sie weiß mehr von dem Magister und seiner Familie als wir beide. Aber, Frau Professorin, wir armen Frauen werden bei einem fremden Manne schwerlich etwas durchsetzen."

„Ich bin entschlossen, Alles zu wagen, um meinen Gatten von dem unwürdigen Verdacht zu befreien, der sich gegen ihn zu erheben droht. Beweisen Sie sich so, wie Sie mir erscheinen, und ich will Ihnen auf Knieen danken." Sie rückte wieder heftig mit der Hand und sah dabei sehr gleichgültig aus.

„Wir treffen uns morgen," versetzte Ilse, „darin wenig-

ſtens darf ich Ihrem Vertrauen entſprechen.“ Und ſie beredeten die Stunde.

So trennten ſich die Frauen. Noch einmal ſah die Struvelius hinter der Säule hervor aus ihren großen Augen flehend nach Ilſe, dann umſchloß beide der Schwarm aufbrechender Ballgäſte.

Nach der Heimfahrt hörte Ilſe im Traum noch lange die Tanzmuſik und ſah fremde Männer und Frauen an ihr Lager kommen, und ſie lachte und wunderte ſich über die närriſchen Leute, die ſich grade eine Zeit ausſuchten, wo ſie im Bette lag ohne ihr ſchönes Kleid und den Fächer. Aber in dieſe frohe Betrachtung fuhr die heimliche Sorge, daß ſie ihrem Felix von all dieſen Beſuchen nichts ſagen dürfe. Und da ſie leiſe über ſolchen Zwang ſeufzte, ſchwebte der Traum zurück nach der elfenbeinenen Pforte, aus welcher er herangezogen war, und ein feſter Schlummer löſte ihr die Glieder.

Am nächſten Morgen ging Ilſe zu Laura hinauf und vertraute ihr die Ereigniſſe des Abends, zuletzt die Bitte der Struvelius. Die geheime Zuſammenkunft mit der Frau Profeſſorin war ganz nach Laura's Sinn. Sie hatte in den letzten Wochen am Theetiſch mehr als einmal von dem geheimnißvollen Pergament gehört, ſie fand den Entſchluß der Struvelius hochherzig und ſprach von allem, was Magiſter Knips anzetteln könne, mit Verachtung.

Mit dem Stundenſchlag traf Frau Struvelius ein. Sie ſah heut recht gedrückt und leidend aus und man erkannte auch hinter ihren unbeweglichen Zügen die ängſtliche Spannung.

Ilſe kürzte die unvermeidliche Einleitung von Grüßen und Entſchuldigungen ab, indem ſie begann: „Ich habe Fräulein Laura von Ihrem Wunſche geſagt, das Pergamentblatt zu erhalten, ſie iſt bereit, Herrn Magiſter Knips ſogleich herüber zu rufen.“

„Das iſt unendlich mehr, als ich zu hoffen wagte,“ ſagte die Struvelius, „ich war bereit mit Ihrer gütigen Hülfe ihn ſelbſt aufzuſuchen.“

„Er ſoll herkommen," entſchied Laura, „und er ſoll ſich hier verantworten. Er iſt mir immer unausſtehlich geweſen, obgleich er mir manchmal für Geld hübſche kleine Bilder gemalt hat. Denn ſeine Demuth iſt ſo wie ſie keinem Manne geziemt, und ich halte ihn im Grund ſeines Herzens für einen Schleicher."

Die Köchin Suſanne wurde gerufen und von Laura in Gegenwart der Frauen als Herold in die Burg der Knipſe geſandt. „Du ſagſt unter keinen Umſtänden, daß Jemand bei mir iſt, und wenn er kommt, führſt du ihn ſogleich herauf." Suſanne kehrte mit ſchlauem Geſicht zurück und überbrachte den Gegengruß: „Der Magiſter läßt ſagen, er wird ſich ſogleich die hohe Ehre geben. Er erſtaunte ſich, aber es war ihm recht."

„Er ſoll ſich wundern," rief Laura. Die verbündeten Damen ließen ſich um den Sophatiſch nieder und empfanden den Ernſt der Stunde, welche ihnen bevorſtand. „Wenn ich mit ihm ſpreche," begann Frau Struvelius feierlich, „haben Sie die Güte, genau auf ſeine Antworten zu achten, damit Sie dieſelben im Nothfalle wiederholen können, ſeien Sie mir Beiſtand und Zeugen."

„Ich kann ſchnell ſchreiben," rief Laura, „ich will aufzeichnen, was er antwortet, nachher kann er's nicht ableugnen."

„Das wird zu ſehr wie ein Verhör," warf Ilſe ein, „es macht ihn nur mißtrauiſch."

Draußen ſcholl das wüthende Gekläff eines Hundes. „Er kommt," rief die Struvelius und rückte ſich entſchloſſen zurecht. Ein polternder Schritt ließ ſich von der Treppe hören, Suſanne öffnete und Magiſter Knips trat ein.

Gefährlich ſah der nicht aus, ein kleiner gekrümmter Mann, von dem man zweifeln konnte, ob er jung oder alt war, ein blaſſes Geſicht mit hervorragenden Backenknochen, auf denen zwei rothe Flecke lagen, zuſammengedrückte Augen, wie Kurzſichtige zu haben pflegen, von vieler Nachtarbeit bei trüber

Lampe geröthet, ſo ſtand er, den Kopf auf eine Seite geneigt, in fadenſcheinigem Rock, ein demüthiger Diener, vielleicht ein Opfer der Wiſſenſchaft. Als er drei Damen ſitzen ſah, wo er ſeinem Herzen nur für eine Faſſung gegeben hatte, alle ſtreng und feierlich, darunter die Frauen gewaltiger Männer, blieb er beſtürzt an der Thür ſtehen. Doch faßte er ſich und machte drei tiefe Verbeugungen, wahrſcheinlich jeder Dame eine, enthielt ſich aber alles Gebrauchs der Worte. „Setzen Sie ſich, Herr Magiſter," begann Laura herablaſſend, und wies auf einen leeren Stuhl gegenüber dem Sopha. Der Magiſter trat zögernd heran, rückte den Stuhl weiter aus dem Bereich der drei Schickſalsgöttinnen, und ſchob ſich mit einer neuen Verbeugung auf eine Ecke des Rohrgeflechts.

„Es wird Ihnen bekannt ſein, Herr Magiſter," begann Frau Struvelius, „daß die letzte Schrift meines Mannes Erörterungen veranlaßt hat, welche allen Betheiligten und, wie ich vorausſetze, auch Ihnen peinlich geweſen ſind."

Knips machte ein ſehr klägliches Geſicht und legte den Kopf ganz auf eine Schulter.

„Ich berufe mich jetzt auf das Intereſſe, welches auch Sie für die Studien meines Mannes haben, und ich berufe mich auf Ihr Herz, wenn ich Sie erſuche, mir offen und gradſinnig die Auskunft zu geben, welche uns Allen wünſchenswerth ſein muß." Sie hielt an, Knips ſah mit gebeugtem Haupt von der Seite zu ihr hinüber und ſchwieg ebenfalls. „Ich bitte um eine Antwort," rief die Struvelius nachdrücklich.

„Ach ſehr gern, hochverehrte Frau Profeſſorin," begann endlich Knips mit feiner Stimme, „ich weiß nur nicht, worauf ich antworten ſoll."

„Aus Ihren Händen hat mein Mann das Pergament bekommen, welches die Veranlaſſung zu ſeiner letzten Abhandlung geweſen iſt."

„Hat der Herr Profeſſor der hochverehrten Frau Profeſſorin das geſagt?" frug Knips noch kläglicher.

„Nein," antwortete die Struvelius, „aber ich habe durch die Thür gehört, daß Sie kamen, und ich habe gehört, daß er versprach über etwas zu schweigen, und da ich später bei ihm eintrat, sah ich das Pergament auf seinem Tisch liegen, und als ich darnach frug, sagte er mir auch: das ist ein Geheimniß."

Der Magister sah ängstlich in der Luft umher und senkte den Blick endlich auf seine Kniespitzen, welche in ungewöhnlicher Glätte und Abgestoßenheit glänzten.

„Wenn der Herr Professor selbst meinten, daß die Sache Geheimniß sei, so steht doch mir nicht zu, darüber zu sprechen, selbst wenn ich in der That etwas wüßte."

„Sie verweigern also, uns Auskunft zu geben?"

„Ach! hochverehrte und wohlgeneigte Frau Professorin, ich würde Niemandem lieber eine Mittheilung machen als den gütigen Damen, welche ich hier zu sehen die Ehre habe, aber ich bin viel zu schwach Ihnen hierin zu dienen."

„Haben Sie auch überlegt, was Ihre Weigerung für verwirrende Folgen haben muß für meinen Gatten, für die ganze Universität, und was Ihnen mehr als dies Alles gelten muß, wenn Sie im Dienst der Wahrheit stehen, für die Wissenschaft?"

Knips gab zu, im Dienst der Wahrheit zu stehen.

Laura merkte, daß das Verhör sich in Seitenpfade schlängelte, auf denen das Pergament nicht zu finden war, sie sprang auf und rief: „Gehen Sie einmal hinaus, Magister Knips, ich habe mit Frau Professorin etwas zu besprechen." Knips erhob sich bereitwillig und machte eine Verbeugung. „Sie dürfen aber nicht fort, treten Sie in das Zimmer nebenan. Kommen Sie, ich werde Sie sogleich wieder einlassen." Knips folgte mit gesenktem Haupt und Laura kam auf den Fußspitzen zurück und sagte leise: „Ich habe ihn eingeschlossen, damit er nicht entläuft." Die Frauen neigten die Köpfe zu geheimer Berathung.

„Sie behandeln ihn zu zartfühlend, Frau Profeſſorin,“ flüſterte Laura, „bieten Sie ihm Geld, das wird ihn locken. Es iſt hart, daß ich ſo etwas ſagen muß, aber ich kenne die Familie Knips, ſie iſt egoiſtiſch.“

„Auch ich habe für den äußerſten Fall daran gedacht,“ verſetzte die Struvelius, „ich wollte ihn nur nicht durch ein kaltes Angebot verletzen, wenn eine männliche Empfindung in ihm lebt.“

„Ei was,“ rief Laura, „es iſt gar kein Mann, es iſt nur ein Haſenfuß. Und wenn er Ihnen widerſteht, ſo bieten Sie mehr. Bitte, hier iſt meine Sparcaſſe.“ Sie lief zum geheimen Schreibtiſch und holte die Perlentaſche hervor.

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar,“ raunte die Struvelius und zog auch ihre Börſe aus dem Gewande. „Wenn es nur reichen wird,“ ſagte ſie ängſtlich an den Schnüren ziehend, „ſehen wir ſchnell, was wir haben.“

„Behüte,“ rief Laura erſchrocken, „ſie iſt ja voll Gold.“

„Ich habe zu Geld gemacht, was ich grade konnte,“ erwiederte haſtig die Struvelius. „Das iſt ja jetzt Alles unweſentlich.“

Ilſe nahm beiden Frauen die Börſen aus der Hand und ſagte feſt: „Das iſt viel zu viel. Solche Summe dürfen wir ihm nicht anbieten, wir wiſſen nicht, ob wir nicht den armen Mann in Verſuchung führen ein Unrecht zu thun. Ueberhaupt, wenn wir Geld bieten, laſſen wir uns auf einen Handel ein, den wir gar nicht verſtehen.“ Das beſtritten die Andern, und im Flüſterton wurde eifrig darüber verhandelt.

Endlich entſchied Laura: „Zwei Goldſtücke ſoll er haben, und damit abgemacht.“ Sie eilte hinaus, den Gefangenen wieder einzuführen.

Als der Magiſter eintrat, ſah die Struvelius ſo bittend auf Ilſe, daß dieſe ſich überwand, die Verhandlung einzuleiten. „Herr Magiſter, wir Frauen haben uns in den Kopf geſetzt das Schriftſtück zu erhalten, welches die Herren Gelehrten ſo

ſehr beſchäftigt, und da Sie Beſcheid wiſſen, bitten wir Sie, uns dabei zu helfen.“ Magiſter Knips bewegte ſeine Lippen zu einem unterwürfigen Lächeln.

„Wir wollen es kaufen,“ fiel die Struvelius ein, „und wir bitten Sie, den Ankauf zu beſorgen. Sie ſollen das Geld haben, welches Sie dafür brauchen.“ Sie fuhr in ihre Börſe, vergaß in innerer Angſt die Verabredung und zählte einen Louisdor nach dem andern auf den Tiſch, daß Laura erſchrocken zu ihr ſprang und ſie von hinten heftig an dem Tuch zupfte. Knips trug ſein bedrängtes Haupt wieder auf der Schulter, und wie ein Hündchen auf die Hand des Brotſchneidenden ſtarrt, blickte er auf die kleinen Finger der Frau Profeſſorin, aus denen ein Goldſtück nach dem andern fiel. „Dies und noch mehr gehört Ihnen,“ rief die Struvelius, „wenn Sie mir das Pergament ſchaffen.“ Der Magiſter fuhr in die Taſche nach ſeinem Tuch und trocknete ſich die Stirne. „Wohl wird Denenſelben bekannt ſein,“ ſagte er klagend, „daß ich viele Correcturen leſen muß, und manches Mal in die liebe Nacht arbeiten, bevor ich nur den zehnten Theil von dem verdiene, was hier liegt. Es iſt eine große Verlockung für mich, aber ich glaube nicht, daß ich das Pergamentblatt ſchaffen kann. Und wenn es mir gelingen ſollte, ſo fürchte ich, es könnte nur unter der Bedingung ſein, daß den Streifen keiner der Herren Profeſſoren in die Hand bekommt, ſondern daß derſelbe hier in Gegenwart der hochverehrten Frauen und Fräulein vernichtet wird.“

„Gehen Sie noch einmal hinaus, Magiſter Knips,“ rief Laura aufſpringend, „laſſen Sie aber Ihren Hut hier liegen, damit ſie uns nicht entwiſchen.“

Der Magiſter verſchwand zum zweiten Male. Wieder fuhren die Frauenköpfe zuſammen.

„Er hat das Blatt, und er kann es ſchaffen, jetzt wiſſen wir's,“ rief Laura.

„Auf ſein Anerbieten können Sie nicht eingehen,“ ſagte

Ilſe, „denn es liegt Ihnen doch nichts daran das Blatt zu behalten, es ſoll nur noch einmal von unſern Männern unterſucht werden, dann kann es ja der Herr Magiſter wieder zurücknehmen.“

„Bitte, ſchaffen Sie alles Gold fort bis auf dies hier,“ rief Laura, „und erlauben Sie mir, jetzt aus einem andern Tone mit ihm zu ſprechen, denn meine Geduld iſt am Ende.“ Sie öffnete die Thür: „Kommen Sie herein, Magiſter Knips, und hören Sie mich mit Ueberlegung an. Sie haben ſich geweigert, das Geld iſt verſchwunden bis auf zwei Stücke, die liegen noch für Sie da. Aber nur unter der Bedingung, daß Sie auf der Stelle ſchaffen, was Frau Profeſſorin von Ihnen erbeten hat. Denn wir haben Ihnen deutlich angeſehen, Sie beſitzen das Blatt, und wenn Sie ſich noch weigern, ſo kommt uns der Verdacht, daß Sie dabei etwas Unehrliches verübt haben.“ Knips ſah ſie erſchrocken an und winkte flehend mit der Hand. „Und ich gehe ſogleich zu Ihrer Mutter und ſage ihr, daß es ein Ende hat zwiſchen ihr und unſerm Hauſe. Ich gehe hinüber zu Herrn Hahn und erzähle ihm von Ihrem Verhalten, und daß er Ihnen Ihren Bruder auf den Hals ſchickt. Ihr Bruder iſt in einem Geſchäft und weiß, was Redlichkeit heißt. Und wenn er es nicht einſieht, ſo wird Herr Hahn daran denken, und auch Ihrem Bruder wird es nicht zum Heile gereichen. Zuletzt will ich Ihnen noch etwas ſagen. Ich laſſe auf der Stelle Herrn Fritz Hahn herüber bitten, und wir theilen ihm Alles mit, und dann ſoll er mit Ihnen verhandeln. Denn daß Fritz Hahn mit Ihnen fertig wird, wiſſen Sie. Und ich auch, denn ich habe als kleines Mädchen dabei geſtanden. Ich kenne Sie, Herr Magiſter. Wir auf unſerer Straße ſind nicht von der Art, daß wir uns hinter's Licht führen laſſen. Und wir halten auf Ordnung in der Nachbarſchaft. Deßhalb ſchaffen Sie das Blatt, oder Sie ſollen Laura Hummel kennen lernen.“ Das rief Laura mit blitzenden Augen, und ſie ballte die kleine Hand gegen den Magiſter. Und Ilſe

ſah mit Erſtaunen, wie in der Rede der Eifrigen auf einmal der Doctor als Ajax gegen den Magiſter heranſtürmte.

Wenn ein Vortrag nach ſeinen Wirkungen beurtheilt werden darf, ſo war Laura's Anrede muſterhaft, denn ſie bewirkte in dem Magiſter völlige Zerſtörung. Er war unter den Menſchen und Gewohnheiten der kleinen Straße aufgewachſen, und würdigte ſehr wohl die Folgen, welche Laura's Feindſchaft für das geringe Behagen ſeines eigenen Lebens haben konnte. Er kämpfte deßhalb eine Weile um die Worte, endlich begann er leiſe: „Da es ſo weit gekommen iſt, daß Fräulein Laura ſogar gegen mich ſelbſt etwas muthmaßt, ſo bin ich allerdings genöthigt den hochverehrten Frauen zu ſagen, wie die Sache zuſammenhängt. Ich kenne einen kleinen reiſenden Händler, der allerlei Antiquitäten mit ſich führt, Holzſchnitte, Miniaturen, auch Bruchſtücke alter Handſchriften, und was ſonſt in dieſer Art vorkommt, ich habe ihm manchmal Kunden zugewieſen, und wohl auch über den Werth ſeltener Sachen Auskunft gegeben. Dieſer Mann zeigte mir bei ſeinem Hierſein einen Haufen alter Pergamentblätter, über welche er bereits, wie er ſagte, mit einem Auswärtigen im Handel war. Und weil man jetzt auf die doppelt beſchriebenen Blätter ſehr aufmerkt, war ihm der Streifen aufgefallen, und mir auch. Ich las einiges darin, ſoweit man es durch den Leim erkennen konnte, der noch darüber lag, und ich bat ihn, mir das Pergament wenigſtens zu leihen, damit ich es einem unſerer großen Herren Gelehrten zeigen könnte. Ich trug es zu Herrn Profeſſor Struvelius. Und als der Herr Profeſſor meinten, die Sache wäre vielleicht der Mühe werth, ging ich wieder zu dem Händler. Dieſer ſagte mir, verkaufen könne er das Blatt vorläufig nicht, aber es ſei ihm recht, wenn darüber geſchrieben würde, denn dadurch könnte es größeren Werth erhalten. Der Händler überließ es mir bis zu ſeiner Zurückkunft. In dieſer Woche iſt er wieder angekommen, um es mit fortzunehmen. Jetzt weiß ich nicht, ob es noch vorhanden iſt, und ich kann gar

nicht ſagen, ob er es für dieſes Geld herausgeben wird. Ich beſorge Nein."

Die Frauen ſahen einander an. „Sie Alle hörten dieſe Ausſage," begann die Struvelius. „Aber weßhalb haben Sie, Herr Magiſter, meinen Mann gebeten, Niemandem zu ſagen, daß das Pergament von Ihnen kommt?"

Der Magiſter wand ſich auf dem Stuhl und ſah verlegen auf ſeine Kniee herab. „Ach, die hochverehrten Damen werden mir zürnen, wenn ich das ausſpreche. Herr Profeſſor Werner hat gegen mich immer viele Freundlichkeit gehabt und ich hatte Angſt, derſelbe könnte übel empfinden, wenn ich einen ſolchen Fund nicht zuerſt ihm zeigte. Und doch hatte auch Herr Profeſſor Struvelius mich wieder zu Dank verpflichtet, denn derſelbe hatte mir geneigteſt Correctur und Inhaltsverzeichniß ſeiner neuen großen Ausgabe übertragen. Deßhalb ſtand ich zwiſchen zwei ſchätzbaren Gönnern in Verlegenheit."

Das war ſo kläglich, daß es leider nicht unwahrſcheinlich war.

„O bewirken Sie, daß Ihr Gemahl ihn anhört," rief die Struvelius.

„Wir hoffen, Herr Magiſter, Sie werden Ihre Worte vor Andern wiederholen, welche den Inhalt beſſer verſtehen, als wir," ſagte Ilſe, und der Magiſter erklärte furchtſam ſeine Bereitwilligkeit.

„Aber das Pergament müſſen Sie doch ſchaffen," warf Laura dazwiſchen.

Knips zuckte die Achſeln. „Wenn es möglich iſt," ſagte er, „und ob der Mann für dieſen Betrag mir das Blatt überlaſſen wird —"

Die Struvelius griff wieder nach ihrer Taſche, aber Ilſe hielt ihr die Hand feſt, und Laura rief: „Wir geben nicht mehr." „Dennoch aber," fuhr der Magiſter, gedrückt durch den Widerſtand ſeiner Richterinnen fort: „es ſind Zweifel erhoben an der Echtheit, und wie es bei ſolchen Leuten geht, vielleicht

hat das Blatt dem Händler dadurch an Werth verloren. — Aber, hochverehrte Frauen und Fräulein, wenn es mir gelingen sollte, Ihnen zu dienen, so flehe ich in Ehrerbietung, daß Dieselben mir nicht den unglückseligen Antheil nachtragen, den ich ohne mein Verschulden in dieser schwierigen Sache gehabt habe. Sie hat mich die ganze Zeit sehr bekümmert und seit die Worte des Herrn Professor Werner gedruckt wurden, habe ich jeden Tag gejammert, daß ich je mit einem Auge auf das Blatt gesehen. Denn ich darf meine gewichtigen Gönner nicht verlieren, wenn ich nicht in den Abgrund des Elends sinken soll."

Diese Worte regten den Richterinnen das Mitleid auf, und die Struvelius sagte gütig: „Wir glauben Ihnen, denn es ist eine häßliche Empfindung, auch wider Willen Andere getäuscht zu haben." Aber Laura, welche sich zur Vorsitzenden des Rathes aufgeworfen hatte, entschied kurz: „Ich bitte also, daß alle Betheiligten sich morgen um dieselbe Stunde hierher bemühen. Ihnen, Magister Knips, gebe ich bis dahin Zeit, das Blatt in unsere Hände zu liefern. Nach Ablauf dieser Frist wird Wäsche entzogen, das Haus verboten und der Familie Hahn Anzeige gemacht. Sehen Sie zu, daß wir im Guten auseinander kommen."

Der Magister näherte sich dem Tisch, schob mit einem Finger die Geldstücke in die hohle Hand, welche er bescheiden unter den Rand der Tischplatte hielt, machte geknickt drei tiefe Verbeugungen und empfahl sich den hochverehrten Anwesenden.

Ilse erzählte dem Gatten das Abenteuer, und Felix hörte erstaunt von der Rolle, welche das gelehrte Factotum in der Tragödie gespielt hatte.

Schon am nächsten Morgen erschien der Magister vor dem Gelehrten. Athemlos zog er das eingepackte Unglücksblatt aus der Tasche und trug es mit geneigtem Haupt und ausgestreckter Hand, immer kleiner werdend, demüthig und flehend

von der Thür bis zum Arbeitstiſch des Profeſſors. „Dem Herrn Profeſſor dies zu bringen, möchte ich immer noch eher wagen, als zum zweiten Mal höherer weiblicher Würde entgegentreten. Wenn der Herr Profeſſor geruhen wollten, daſſelbe durch Dero Gemahlin geneigteſt in die Hände der neuen Eigenthümerin zu befördern.“ Auf die ſtrengen Fragen des Profeſſors begann er Bericht und Vertheidigung. Was er ſagte, war nicht unwahrſcheinlich. Dem Profeſſor war der Name des unſichern Händlers bekannt, er wußte, daß der Mann ſich in dieſen Wochen am Orte aufgehalten hatte, und bei den zahlreichen Verbindungen, welche Knips im Intereſſe ſeiner Gönner unterhielt, war ſeine Bekanntſchaft mit dieſem Verkäufer nicht auffallend. Der Profeſſor unterſuchte neugierig das Pergament. Hatte hier eine Fälſchung ſtattgefunden, ſo war ſie meiſterhaft ausgeführt; aber Knips ſelbſt brachte eine Lupe aus der Weſtentaſche und machte darauf aufmerkſam, wie man unter dem Vergrößerungsglaſe erkenne, daß einige Male die ſchattenhaften Schriftzüge der ſcheinbar älteſten Hand *über* die Buchſtaben des Kirchengebets geführt, alſo ſpäter aufgemalt ſeien. „Des Herrn Profeſſors Einwürfe in der Literaturzeitung haben mich aufmerkſam gemacht, und heut früh, als ich das Pergament in die Hand bekam, habe ich ſorgenvoll unterſucht, was vorher durch den aufgeſtrichenen Kleiſter undeutlich war. Und ſoweit ich mir in ſolchen Dingen überhaupt ein Urtheil erlauben darf, wage ich jetzt Dero Anſicht zu theilen, daß ein Falſarius an dieſem Blatt Uebles gewagt hat.“

Der Profeſſor warf das Blatt weit von ſich: „Ich bedaure, daß Ihre Hand jemals an dies gerührt hat. Denn Sie haben, wenn auch wider Willen, eine Verwüſtung angerichtet, deren Schmerzlichkeit Sie wohl nicht überſehen. Auch um Sie ſelbſt thut es mir ſehr leid. Dieſer unglückliche Vorfall wirft einen Schatten auf Ihr Leben. Ich würde viel darum geben, wenn ich ihn hinwegwiſchen könnte. Denn wir kennen einander von

mancher Arbeit, Herr Magiſter, ich habe für Ihre opfervolle Thätigkeit zu Gunſten Anderer immer Theilnahme gefühlt. Und trotz Ihrem Bücherſchacher, den ich nicht lobe, und trotz der Zerſplitterung Ihrer Zeit durch Arbeiten, die auch Schwächere abmachen könnten, habe ich Sie ſtets für einen Mann gehalten, deſſen ungewöhnliche Kenntniſſe Achtung einflößen."

Der gebeugte Magiſter erhob das Haupt und über ſein Geſicht flog ein Lächeln. „Und ich habe Herrn Profeſſor immer für den einzigen unter meinen vornehmen Gönnern gehalten, welcher das Recht hätte, mir zu ſagen, daß ich zu wenig gelernt habe. Der Herr Profeſſor ſind ebenſo der einzige, dem ich zu geſtehen wage, daß ich mich in der Stille auch als einen Gelehrten zu äſtimiren nicht unterlaſſen kann. Und ich verhoffe, daß Sie mir nicht das Zeugniß verſagen werden, Denenſelben ſtets ein zuverläſſiger und treuer Arbeiter geweſen zu ſein." Er fiel in ſein gedrücktes Weſen zurück, als er fortfuhr: „Was geſchehen iſt, ſoll mir für die Zukunft eine Lehre ſein."

„Ich muß mehr von Ihnen fordern. Zuerſt werden Sie ſich Mühe geben, durch Ihre Bekanntſchaft den Verſteck zu ermitteln, aus welchem dieſe Fälſchung hervorgegangen iſt, denn ſie iſt ſchwerlich der zufällige Einfall eines gewiſſenloſen Mannes, ſondern Beginn einer unheimlichen Induſtrie, welche noch mehr Unheil anrichten kann. Ferner iſt Ihre Pflicht, auf der Stelle Herrn Profeſſor Struvelius das Pergament zu überbringen und Ihre Entdeckung mitzutheilen. Sie ſelbſt aber werden gut thun, fortan vorſichtiger in der Wahl der Geſchäftsleute zu ſein, mit welchen Sie verkehren." Dieſe Anſichten theilte Knips vollſtändig und ſchied, indem er ſich flehentlich für die Zukunft zu hochgeneigter Berückſichtigung empfahl.

„Er iſt doch irgendwie bei der Schurkerei betheiligt," rief der Doctor.

„Nein," entgegnete der Profeſſor. „Sein Unrecht iſt,

daß ihm bis zum letzten Augenblick mehr an einem Handel als an Ermittlung der Wahrheit lag.“ Und Frau Professor Struvelius sprach am Nachmittag zu Ilse: „Was wir erreicht haben, ist für meinen Gatten sehr schmerzlich. Denn es giebt ihm die Ueberzeugung, daß er getäuscht wurde, während Andere das wahre Sachverhältniß erkannt haben. Es ist für eine Frau grausame Qual, wenn sie selbst zu solcher Demüthigung des Liebsten die Hand reichen muß. Und dieses Leid werde ich lange in mir herumtragen. Auch unsere Gatten sind einander so entfremdet, daß für beide längere Zeit nothwendig sein wird, bevor die verletzte Empfindung einer unbefangenen Würdigung des Collegen Raum giebt. Mir aber liegt daran, daß das Verhältniß zwischen Ihnen und mir darunter nicht leidet. Ich habe den Werth Ihres Herzens erkannt, und ich bitte Sie, sich trotz meinem schwerfälligen Wesen, das ich sehr wohl kenne, die Freundschaft gefallen zu lassen, welche ich Ihnen entgegen trage.“

Als sie in ihrem schwarzen Kleide langsam zur Thür hinausschritt, wunderte sich Ilse, wie schnell der erste Eindruck, den ihr die gelehrte Dame gemacht, durch andere Gefühle zurückgedrängt war.

In der nächsten Nummer der Literaturzeitung erschien eine kurze Erklärung des Professor Struvelius, worin er ehrlich bekannte, daß er durch einen — allerdings sehr geschickten — Betrug getäuscht worden sei, und daß er dem Scharfsinn und der freundlichen Thätigkeit seines verehrten Collegen dankbar sein müsse, welcher zur Aufklärung des Sachverhältnisses beigetragen.

„Diese Erklärung hat die Frau geschrieben,“ sagte wieder der hartnäckige Doctor.

„Wir dürfen annehmen, daß die unbehagliche Novelle dadurch für alle Betheiligten zum Ende gebracht ist,“ schloß der Professor mit leichtem Herzen.

Aber auch die Hoffnungen eines großen Gelehrten gehen

nicht immer in Erfüllung. Dieser Streit der Scepter tragenden Fürsten an der Universität hatte nicht nur Ilse in neuen Beruf eingeführt, auch einen andern.

Magister Knips kauerte am Abend des entscheidenden Tages, welcher die Nichtigkeit des Pergaments enthüllt hatte, in der ungeheizten Kammer seiner dürftigen Wohnung auf dem Boden. Auf den Brettern an der Wand und auf dem Fußboden lagen die Bücher unordentlich gehäuft und er saß von ihnen ringsum eingeschlossen, wie ein Ameisenlöwe in seinem Trichter. Er räumte eine alte Cigarrenkiste seines Bruders, die mit vielen kleinen Flaschen und Farbentöpfen gefüllt war, in eine dunkle Ecke und legte alte Bücher darüber. Dann stellte er die Lampe auf einen Schemel neben sich, nahm mit innigem Behagen ein und das andere alte Buch in die Hand, betrachtete den Einband, las den Titel und die letzte Seite, strich liebkosend mit der Hand darüber und legte es wieder zum Haufen. Endlich faßte er mit beiden Händen den alten italienischen Druck eines griechischen Autors, schob sich näher an die Lampe und untersuchte Blatt für Blatt. Die Mutter rief zur Thür herein: „Höre auf mit deinen Büchern und komm aus der kalten Kammer zu deinem Abendbrot."

„Seit zweihundert Jahren hat kein Gelehrter dies Buch gesehen, Mutter, sie leugnen, daß es überhaupt vorhanden ist, ich aber halte es in meinen Händen, und es gehört mir. Das ist ein Schatz, Mutter."

„Was hilft dir der Schatz, du armer Junge?"

„Ich hab' ihn, Mutter," sagte der Magister zu den harten Zügen der Frau aufblickend, und seine zwinkernden Augen glänzten verklärt. „Heut erst mußte ich eine Correctur lesen, in der ein berühmter Mann behauptet, dieser Band, den ich hier halte, sei nie vorhanden gewesen. Er wollte das „nie vorhanden" mit gesperrter Schrift gedruckt, und ich habe es dem Setzer gezeichnet, aber ich wußte es besser."

„Kommſt du wieder nicht los?“ rief die Mutter ärgerlich, „dein Bier wird am Ofen warm, mach' ein Ende.“

Widerſtrebend erhob ſich der Magiſter, fuhr mit ſeinen Filzſchuhen aus der Kammer und ſetzte ſich zu ſeinem Butterbrot in der Stube nieder. „Mutter,“ ſagte er der Frau, die dem ſchnellen Eſſen zuſah, „ich habe einiges Geld übrig, brauchſt du etwas, ſo kaufe dir's. Aber ich will wiſſen, was es iſt, und ich will es auch ſehen, daß nicht der Bruder dir das Geld wieder abborgt. Denn es iſt mit Sorgen verdient.“

„Dein Bruder wird mir jetzt Alles zurückzahlen; denn Hahn hat ihm ſeine Stelle gebeſſert und er hat ſein gutes Auskommen.“

„Das iſt nicht wahr,“ verſetzte der Magiſter, die Mutter ſcharf anſehend, „er iſt zu vornehm geworden, um noch bei uns zu wohnen, aber ſo oft er herkommt, will er etwas von dir. Und du haſt ihn immer lieber gehabt als mich.“

„Rede nicht ſo, mein Sohn,“ rief Frau Knips, „er hat nur eine andere Art, du haſt immer fleißig ſtill geſeſſen und geſammelt, und ſchon als kleiner Junge haſt du zuſammengetragen.“

„Ich habe mir etwas geſucht, das mir lieb war,“ ſagte der Magiſter und ſah nach ſeiner Kammer, „und ich habe manches gefunden.“

„Ach, und wie ſauer läßt du dir's werden, mein armes Kind,“ ſchmeichelte die Mutter.

„Wie's kommt,“ antwortete der Magiſter und verzog in heiterer Stimmung ſein Geſicht. „Ich leſe Correcturen, und ich mache Arbeiten für dieſe Gelehrten, die vornehm im Wagen fahren, und wenn ich zu ihnen komme, mich behandeln wie einen römiſchen Sclaven. Und kein Menſch weiß, wie oft ich ihre Dummheiten ausbeſſere und die groben Fehler aus ihrem Latein. Ich thue es aber nicht Jedem, nur dem, welchen ich mag und der es wohl um mich verdient hat. Den Andern laſſe ich ſtehen, was ſie nicht gewußt haben, und ich zucke in

der Stille die Achſeln über die hohlen Köpfe. Es iſt nicht Alles Gold was glänzt," ſagte er, und hielt behaglich ſein Dünnbier gegen das Licht, „ich allein weiß, wie es in manchem ausſieht. Ihre elenden Manuſcripte, immer wieder corrigirt, und das Schlechteſte darin nicht corrigirt; ich ſehe, wie ſie ſich abquälen, und was ſie etwa wiſſen, noch aus fremden Büchern mauſen. Man ſieht das alle Tage, Mutter, und man lächelt in der Stille über den Lauf der Welt."

Und Magiſter Knips lächelte über die Welt.

5.

Herr Hummel als Falsarius.

In den Häuſern der Parkſtraße waltete Friede, Duldſamkeit, heimliche Hoffnung. Seit Ilſe's Ankunft ſchien der alte Streit abgethan, das Kriegsbeil begraben. Zwar Hummels Hund knurrte und ſchnappte nach Hahns Katze, und wurde von ihr geohrfeigt, und der Markthelfer Rothe von A. C. Hahn ſchlug im Kuchengarten vor dem Schließer der Fabrik von H. Hummel auf den Tiſch und erklärte ihm ſeine Verachtung. Aber dieſe kleinen Vorfälle glichen unſchädlichen Waſſerblaſen, welche an der Stätte aufſtiegen, wo einſt ein ſtrudelnder Abgrund von Feindſchaft geweſen war, das Leben zwiſchen den beiden Häuſern floß dahin wie ein klarer Bach, und Vergißmeinnicht wuchs an ſeinem Ufer. Wenn ein menſchenfeindlicher Zauber in den Boden geſteckt war, zu jener Zeit, wo Frau Knips allein darauf herrſchte, ſo ſchien er jetzt durch weibliche Beſchwörung gänzlich beſeitigt.

An einem Morgen, kurz vor der Meſſe, ſtellte der Markthelfer einer Buchhandlung einen Stoß neuer Bücher auf den Schreibtiſch des Doctors. Es waren die Freiexemplare des erſten größeren Werkes, das er geſchrieben. Fritz ſchlug die erſten Seiten auf, ſah einen Augenblick in ſtillem Genuß auf

den Titel, noch einmal flog die Hauptſache des Inhalts durch ſeine Seele. Dann ergriff er ſchnell die Feder, ſchrieb in das Exemplar einige herzliche Worte und trug es zu ſeinen Eltern hinab.

Das Buch handelte, um in der Weiſe Gabriels zu ſprechen, von den alten Indern, ſowie von den alten Deutſchen, es beſprach das Leben unſerer Vorfahren, vor der Zeit, in welcher dieſe den verſtändigen Entſchluß faßten, auf dem Blocksberg Brockenſträuße zu binden und im Vater Rhein ihre Trinkhörner auszuſpülen. Es war ein ſehr gelehrtes Buch, und es enthüllte, ſoweit der Verfaſſer ſich nicht geirrt hatte, viele geheime Tiefen der Urzeit.

Vater und Mutter, denen Fritz das Buch hinuntertrug, hatten nicht nöthig, ſich durch Fremde über die Bedeutung des Werkes belehren zu laſſen. Die Mutter küßte dem Sohne die Stirn und konnte ihre Rührung nicht bekämpfen, als ſie ſeinen Namen ſo groß und ſchön gedruckt auf dem Titel ſah; Herr Hahn aber nahm ihr das Buch aus den Händen und trug es in den Garten. Dort legte er es auf den Tiſch des chineſiſchen Tempels, las mehre Mal die Widmung und umkreiſte darauf den Pavillon, immer wieder hineinſehend, um zu beobachten, wie ſich der Bauſtil in Verbindung mit dem Buch ausnehme. Dabei begegnete auch ihm, daß er ſich einige Mal herzhaft räuſperte, um ſeiner freudigen Bewegung Herr zu werden.

Nicht geringer war die Freude im Arbeitszimmer des Profeſſors. Dieſer ging das Buch haſtig vom Anfang bis zum Ende durch. „Es iſt merkwürdig," ſagte er dann vergnügt zu Ilſe, „wie kühn und feſt Fritz auf die Sache losgeht. Dabei mit einer Selbſtherrſchung, die ich ihm nicht in dem Maaße zugetraut habe. Vieles darin iſt mir ganz neu, mich wundert, daß er ſo ſchnell und heimlich mit der Arbeit abgeſchloſſen hat."

Wie die gelehrte Welt das Buch des Doctors betrachtete,

ist aus vielem gedruckten Lobe ersichtlich. Schwerer ist zu schätzen, wie es auf die Parkgasse wirkte. Herr Hummel studirte in seiner Zeitung eine ausführliche Besprechung des Werkes, nicht ohne Geräusch, er summte bei dem Wort Veda, er brummte bei dem Namen Humboldt, und er pfiff durch die Zähne bei dem Lobe, welches der tiefen Gelehrsamkeit des Verfassers ertheilt wurde. Als endlich am Schluß Recensent sich nicht enthalten konnte, im Namen der Wissenschaft dem Doctor förmlich Dank zu sagen und das Werk allen Lesern angelegentlichst zu empfehlen, verstärkte sich das Gesumm in Herrn Hummels Kopf bis zur Melodie des alten Dessauers, und er warf die Zeitung auf den Tisch. „Ich denke nicht daran, es zu kaufen," war Alles, was er den Frauen über seine Empfindungen gönnte. Aber er sah im Laufe des Tages einige Mal nach der feindlichen Hausecke hinüber, wo das Zimmer des Doctors lag, und dann wieder nach dem eigenen Oberstock, als wenn er die beiden Gelehrten und ihre Behausungen gegen einander abschätzen wollte.

Als Ilse gegen Laura das Urtheil des Gatten über das Buch wiederholte, erröthete Laura ein wenig und erwiederte, ihr Köpfchen zurückwerfend: „Ich hoffe, es ist so gelehrt, daß wir nicht nöthig haben, uns damit abzugeben." Aber die Abneigung, sich darauf einzulassen, verhinderte sie doch nicht, einige Tage später den Professor um das Buch zu bitten, weil sie es der Mutter zeigen wolle. Bei dieser Gelegenheit wurde es in das Geheimzimmer getragen und verweilte dort längere Zeit.

Auch unter den übrigen Anwohnern der Straße wurde die Bedeutung der Familie Hahn, welche so rühmlich in die Zeitung gekommen, deren Fritz sogar im Tageblatt gepriesen war, sehr vermehrt. Die Wagschale der Volksgunst senkte sich entschieden auf Seite dieses Hauses, sogar Hummel fand zweckmäßig, sich nicht dagegen aufzulehnen, daß in seiner Familie mit kühler Anerkennung von dem Nachbarsohn gesprochen wurde.

Und wenn Dorchen, wie zuweilen geſchah, mit Gabriel auf der Straße zuſammentraf, ſo wagte ſie ſogar für einige Augenblicke in den Hofraum der Feinde zu treten, trotz dem Geknurr des Hundes und dem düſtern Blick des Hausherrn.

An einem warmen Abend des März hatte ſie grade wieder im Vorbeigehen mit Gabriel Nothwendiges beſprochen und trippelte zierlich über die Straße nach ihrer Hausthür, während Gabriel ihr voll Bewunderung nachſah. Da trat Herr Hummel in's Freie und erhaſchte den letzten Gruß und Blick Gabriels.

„Sie iſt niedlich wie ein Rothſchwänzchen," ſagte Gabriel zu Herrn Hummel. Dieſer ſchüttelte menſchenfreundlich den Kopf. „Ich merke wohl, Gabriel, wie dieſer Haſe läuft. Und ich ſage nichts, denn es würde nichts nutzen. Aber Eines will ich Ihnen als eine gute Lehre mittheilen. Sie verſtehen das weibliche Geſchlecht nicht zu behandeln, Sie ſind nicht borſtig gegen das Frauenzimmer. Als ich jung war, zitterten ſie, wenn ich mein Taſchentuch ſchwenkte, und liefen doch um mich her wie die Ameiſen. Dieſe Nation will furchtſam ſein, Sie verderben ſich Alles durch Freundlichkeit. Ich ſchätze Sie, Gabriel, und deßhalb gebe ich Ihnen dieſen Rath, wie man ihn gleichſam einem Freunde giebt. Sehen Sie, da iſt Madame Hummel. Sie iſt ziemlich kräftig, ich zwinge ſie doch; wenn ich nicht brummig wäre, würde ſie es ſein. Da nun gebrummt werden muß, ſo iſt mir immer plaiſirlicher, daß ich derjenige bin."

„Jedes Thier hat ſeine Manier," verſetzte Gabriel verbindlich, „ich habe kein Geſchick zum Brummbär."

„Es will gelernt ſein," ſagte Herr Hummel wohlwollend. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und machte ein ſchlaues Geſicht: „Dort drüben ſchleicht man auch ſchon im Garten herum, wahrſcheinlich ſpeculirt man wieder mit einem neuen Einfall, den ich zu ſeiner Zeit mit dem richtigen Namen zu nennen mir unter allen Umſtänden vorbehalte." Er dämpfte ſeine Stimme: „Es iſt bereits etwas Anonymes abgeladen und

in den Garten geſchafft. — Aergerlich über ſeine eigene Vorſicht fuhr er fort: „Glauben Sie mir, Gabriel, durch das viele Erzeugen von Kindern wird die Welt feig, die Menſchen werden ſo zuſammengedrängt, daß die Freiheit aufhört, das Leben iſt eine Sclaverei vom erſten Kaſten, in den man gelegt wird, bis zum letzten. Ich ſtehe hier auf meinem eigenen Grund und Boden. Wenn ich an dieſer Stelle ein Loch graben will bis zum Mittelpunkt der Erde, kein Menſch kann mir's verwehren. Dennoch dürfen wir beide auf meinem freien Eigenthum nicht einmal mit gewöhnlicher Menſchenſtimme eine Meinung ausſprechen. Warum? Es könnte gehört werden und fremden Ohren mißfallen. So weit ſind wir. Man iſt ein Knecht ſeiner Nachbarn. Und nun bedenken Sie, ich habe nur Einen gegenüber, auf der andern Seite ſchützt mich das Waſſer und die Fabrik, und ich muß doch die Wahrheit hinunterſchlucken, die ich wenigſtens zehn Fuß von meiner Grenze ausſprechen will. Wer nun gar von allen Seiten mit Nachbarn umgeben iſt, der führt ein erbärmliches Leben, er kann ſich nicht einmal in ſeinem eigenen Garten den Kopf abſchneiden, ohne daß die ganze Nachbarſchaft ein Geſchrei erhebt, weil ihr der Anblick nicht gefällt." — Er deutete mit dem Daumen nach dem Nachbarhauſe und fuhr vertraulich fort: „Heut ſind wir verglichen worden, die Weiber haben nicht eher geruht. Und ich verſichere Sie, dort drüben fehlt die richtige Courage zum Streit. Die Sache wurde langweilig, da gab ich mich drein."

„Es iſt doch gut, daß Alles wieder in Ordnung kam," ſagte Gabriel. „Wenn die Väter im Streit leben, wie ſollen die Kinder einander grüßen?"

„Warum ſollen ſie einander nicht auch Geſichter ſchneiden?" rief Hummel ärgerlich. „Ich bin nicht für die ewigen Knixe."

„Das weiß Jedermann," verſetzte Gabriel. „Wenn aber Fräulein Laura bei uns mit dem Doctor zuſammen-

trifft, was ja oft geſchieht, ſo kann ſie doch nicht gegen ihn brummen."

„Sie treffen alſo oft zuſammen?" wiederholte Hummel bedachtſam. „Da haben Sie wieder die Ueberfüllung, man kann einander nicht aus dem Wege gehen. Nun, meiner Tochter bin ich ſicher, ſie iſt von meiner Art, Gabriel."

„Das weiß ich doch nicht," erwiederte Gabriel lachend.

„Ich verſichere Sie, es iſt ganz mein Kopf," beſtätigte Hummel mit Ueberzeugung. „Was aber dieſen Frieden betrifft, ſo freuen Sie ſich nicht ſo ſehr darüber, denn verlaſſen Sie ſich auf mich, zwiſchen hier und drüben hat er keine Dauer. Wenn das Eis aufthaut und das Gartenvergnügen angeht, dann giebt's wieder Händel. Das iſt hier immer ſo geweſen. Und ich ſehe nicht ein, warum das nicht ſo bleiben ſoll, trotz Vergleich und trotz Ihrer neuen Herrſchaft, der ich übrigens meinen Reſpect nicht vorenthalten will."

Die Unterredung, welche ſich in den Garten hineingeſponnen hatte, wurde durch einen ſchwarzen feierlichen Mann unterbrochen, welcher einen großen Brief in bunter Hülle darbot, ſich vor Herrn Hummel aufſtellte und demſelben für ſeine abweſende Tochter die Aufforderung überbrachte, Pathenſtelle bei einem Kinde zu übernehmen, welches vor Kurzem geboren war, die Welt zu verengen. Gegen die Einladung war nichts einzuwenden, die junge Mutter, Frau eines Juriſten, war Laura's Freundin und eine Tochter ihrer angeſehenen Pathe, es war ein alter Familienzuſammenhang und Hummel nahm als Vater und Bürger das Ceremoniel der Einladung mit Würde entgegen. „Für wen iſt der Brief, den Sie noch in der Hand halten? frug er den Lohndiener.

„Für Herrn Doctor Hahn, welcher mit Fräulein Laura zuſammen ſtehen ſoll."

„So?" ſagte Hummel ironiſch, „das geht ja mit vier Kutſchpferden. Tragen Sie Ihren Brief nur dort hinüber. — Habe ich's nicht geſagt, Gabriel?" wandte er ſich zu ſeinem

Vertrauten. „Kaum vor Gericht verglichen und auf der Stelle Gevatter, kein Menſch kann dafür ſtehen, daß nicht morgen der Strohmann von drüben zu mir kommt und mir Brüderſchaft anbietet. Da haben Sie die Folgen der Ueberfüllung und des Chriſtenthums. Diesmal iſt gar mein armes Kind das Opfer."

Er trug den Brief in die Stube und warf ihn vor den heimkehrenden Frauen auf den Tiſch. „Das kommt von eurem Vergleich, ihr ſchwachen Weiber," rief er grollend, „hier hängen ſich die Amme und die Hebamme und der Herr Gevatter an euren Hals."

Die Frauen ſtudirten den Brief und Laura fand rückſichtslos, daß die Frau Pathe grade den Doctor für ſie zum Partner gewählt habe.

„Es iſt bequem für den Pathenwagen," höhnte Hummel aus ſeiner Ecke. „Er kann in Einer Fahrt Zwei abliefern. Jetzt läuft der Humboldt von drüben in weißen Glacéhandſchuhen bis in dieſes Zimmer, um dich zur Kirche abzuholen, und ich traue ihm obendrein die Unverſchämtheit zu, daß er dir den Gevattergruß ſchickt."

„Wenn er es nicht thäte, ſo wäre es eine Beleidigung," verſetzte die Gattin, „das muß ſchon der Menſchen wegen geſchehen, ſonſt giebt es ein Gerede. Dagegen dürfen wir nichts ſagen, er wird ihr den Blumenkorb ſchicken, mit den Pathenhandſchuhen, und Laura ſendet ihm dagegen das Taſchentuch, wie es in unſerer Bekanntſchaft Brauch iſt. Du weißt ja, daß Laura's Pathe auf ſo etwas hält."

„Seine Blumen in unſerm Hauſe, ſeine Handſchuhe auf unſern Fingern, und unſer Tuch in ſeiner Taſche," zankte der Hausherr, „das wird ja recht luſtig."

„Ich bitte dich, Hummel," entgegnete ſeine Frau unwillig, „verleide uns nicht durch dein Schelten die Artigkeiten, die bei ſolcher Gelegenheit nicht zu vermeiden ſind, und hinter denen kein Menſch etwas ſucht."

„Ich danke für eure Artigkeiten, die man nicht vermeiden kann, und an denen Niemandem etwas gelegen ist. Nichts ist mir unter den Leuten hier so unausstehlich, als ihre ewigen Artigkeiten durch die Vorderthür und ihr Kratzen durch die Hinterthür.“ Er ging aus dem Zimmer und schloß die Thür nicht leise. Die Mutter aber begann: „Im Grunde hat er nichts dagegen, er will nur sein strenges Wesen behaupten. Daß du dem Doctor etwas für seinen Gevattergruß sendest, ist nicht grade nöthig, aber du bist ihm noch eine Aufmerksamkeit von dem Schäfer her schuldig.“

Laura versöhnte sich mit dem Gedanken, Gevatterin des Doctors zu werden, und sagte: „Ich mache mir eine Zeichnung für die Zipfel des Tuches und ich sticke sie.“

Am nächsten Morgen ging sie aus, Battist zu kaufen. Aber auch Herr Hummel ging aus. Er besuchte einen Bekannten, der Kürschner war, zog ihn vertraulich bei Seite und bestellte ein Paar Handschuhe ganz von weißem Katzenfell, mit fünf Fingern für eine kleine Hand. Und er forderte, daß an die Spitze jedes Fingers eine Katzenkralle befestigt werde. „Es muß aber etwas Zartes sein,“ verordnete er, „von ungeborenem Kater, im Nothfall auch Säugling von Kanin, und daß mir die Krallen groß und steif herausstehen.“ Dann trat er in einen andern Laden, ließ sich bunt gedruckte Taschentücher von Baumwolle zeigen, wie man sie um einige Groschen kauft, und wählte ein schwarz und rothes mit einem abscheulichen Portrait, das grade zu seiner Stimmung paßte. Diesen Erwerb senkte er in seine Tasche.

Der Morgen des Tauftags brach an, in der Wohnung des Herrn Hummel klapperte das Plätteisen, die Mutter that noch einige letzte Nadelstiche, und Laura fuhr die Treppe geschäftig auf und ab. Unterdeß wandelte Hummel zwischen Hausthür und Fabrik, jeden Eintretenden beobachtend, Speihahn saß auf der Schwelle und knurrte, so oft ein fremder Fuß an die Hausthür rührte. „Beweise dich, Speihahn, wie

du biſt," brummte Hummel vor ſeinen Hund tretend, „und fahre der Jungfer von drüben an den Rock; ſie traut ſich nicht herein, wenn du Wache hältſt." Der rothe Hund antwortete, indem er ſeinem eigenen Herrn boshaft die Zähne wies. „So iſt's recht," ſagte Hummel, und ſetzte ſeinen Spaziergang fort. Endlich erſchien Dorchen in ihrer Hausthür und tänzelte, einen verhüllten Korb in der Hand, zur Treppe des Herrn Hummel. Speihahn erhob ſich grimmig, ſtieß ein heiſeres Geſtöhn aus und ſeine Haare ſträubten ſich.

„Rufen Sie den häßlichen Hund weg, Herr Hummel," rief Dorchen ſchnippiſch, „ich habe einen Auftrag an Fräulein Laura."

Hummel gab ſeinem Geſicht einen wohlwollenden Ausdruck und griff in die Taſche. „Die Frauen ſind in Arbeit, mein hübſches Kind," ſagte er, ein ſchweres Geldſtück herausholend, „vielleicht kann ich's beſtellen." Die Botin war über die unerwartete Menſchlichkeit des Tyrannen ſo betroffen, daß ſie einen ſtummen Knix machte und das Körbchen in ſeine Hand gleiten ließ. „Es wird alles auf's Beſte beſorgt werden," verſicherte Herr Hummel mit einnehmendem Lächeln.

Er trug den Korb in das Haus und rief Suſanne, ihn den Frauen zu bringen, darauf trat er wieder an die Thür und ſtreichelte den Hund.

Nicht lange, und er hörte, daß die Thür der Wohnſtube aufflog und ſein Name laut in den Flur gerufen wurde. Bedächtig ſchritt er in das Frauengemach und fand hier arge Verſtörung. Ein zierlicher Korb ſtand auf dem Tiſch, zerſtreute Blumen lagen umher und zwei kleine Pelzhandſchuhe mit großen Krallen an den Fingerſpitzen lagen wie abgeſchlagene Tatzen eines Raubthiers auf dem Boden. Laura aber ſaß vor ihnen und ſchluchzte laut.

„Holla," rief Hummel, „gehört das auch zum Pathenvergnügen?"

„Heinrich," rief die Gattin heftig, „deinem Kinde iſt eine

Beleidigung widerfahren. Der Doctor hat gewagt, deiner Tochter dies zu ſenden."

„Ei," rief Hummel, „Katzenpfoten, und gar mit Krallen! Warum nicht, die werden warm halten in der Kirche, du kannſt den Doctor ja damit anfaſſen."

„Es ſoll ein Scherz ſein," rief Laura unter heißen Thränen, „weil ich ihn oben zuweilen geneckt habe. Eine ſolche Unzartheit hätte ich ihm niemals zugetraut."

„Kennſt du ihn ſo gut?" frug Hummel. „Nun, da es ein Spaß ſein ſoll, wie du ſagſt, ſo nimm es auch als einen Spaß. Dieſe Feuchtigkeit iſt unnöthig."

„Was ſoll jetzt geſchehen?" rief die Mutter, „kann ſie nach dieſer Beleidigung noch mit ihm Pathe ſtehen?"

„Ich ſollte meinen," verſetzte Hummel ironiſch. „Dieſe Beleidigung iſt eine Kinderei gegen andere Beleidigungen, gegen Hausmauern, Glockenſpiel und Hundegift. Wenn ihr das Alles hinunterſchlucken konntet, warum nicht auch die Katzenpfoten?"

„Sie hat ihm ſelbſt ein Taſchentuch geſäumt und geſtickt," rief die Mutter wieder, „und ſie hatte ſich die größte Mühe gegeben noch fertig zu werden."

„Das ſende ich nicht hinüber," rief Laura.

„Alſo ſie hat es ſelber geſäumt und geſtickt?" wiederholte Herr Hummel. „Es iſt doch hübſch, wenn man mit ſeinen Nachbarn in Freundſchaft lebt. Ihr ſeid ein weiches Völkchen, und ihr nehmt die Sache zu ernſthaft. Das ſind ja Artigkeiten, die man nicht vermeiden kann, und bei denen man nichts denken ſoll. So handelt doch nach euren Worten. Jetzt gerade müßt ihr das Zeug hinüber ſchicken, und ihr müßt euch gegen ihn und Jedermann gar nichts merken laſſen. Behaltet die Verachtung innerlich."

„Der Vater hat recht," rief Laura aufſpringend, „hinweg mit dem Tuch. Und meine Rechnung mit dem Doctor ſei für immer geſchloſſen."

„So ist's recht," bestätigte Hummel, „wo ist der Lappen? Fort damit."

Das Tuch lag bereits auf einer Platte in feines blaues Papier geschlagen, ebenfalls von Frühlingsblumen umgeben. „Dies also ist das Gesäumte und Gestickte? wir schicken es sogleich hinüber." Er nahm die Platte vom Tisch und trug sie eilig in die Fabrik, von dort ging das blaue Packet mit vielen Empfehlungen für den Herrn Gevatter in das Haus der Feinde.

Frau Hahn brachte Gruß und Gabe in das Zimmer ihres Sohnes. „Ah, das ist eine liebe Aufmerksamkeit," rief der Doctor und betrachtete angelegentlich die Blumen.

„Es kommt ab, daß man auch den Herren etwas sendet," sprach die Mutter behaglich, „ich hab's immer für eine hübsche Einrichtung gehalten, man sollte an so etwas nicht rütteln." Neugierig entfaltete sie das Papier und sah sehr betroffen aus. Ein bedrucktes baumwollenes Taschentuch lag darin, lederartig, aus groben Fäden gewebt. Es konnte noch eine Attrappe sein, in dieser Hoffnung breitete sie es auseinander, aber nichts war daran zu sehen als ein grimmiger Kopf in den Teufelsfarben Roth und Schwarz. „Das ist kein hübscher Scherz!" rief die Mutter gekränkt.

Der Doctor sah vor sich nieder. „Ich habe Laura Hummel zuweilen geärgert. Dies hat wohl Bezug auf eine Neckerei, die wir gehabt haben. Bitte, Mutter, setze die Blumen in ein Glas." Er nahm das Tuch, verbarg es in einer Schublade und beugte sich wieder über die Schrift. „Das hätte ich Laura doch nicht zugetraut," fuhr die Mutter bekümmert fort. Da aber der Sohn weitere Klagen nicht begünstigte, stellte sie ihm die Blumen zurecht und verließ das Zimmer, die Kränkung ihres Kindes in mütterlichem Herzen umherwälzend.

Der Wagen fuhr vor und der Doctor stieg ein, die Gevatterin abzuholen. „Er kann nur gleich auf der andern Seite wieder herauskriechen," sagte Herr Hummel am Fenster, „die

Hausthüren ſind nahe genug.“ Durch eine ſchwierige Wendung gelangte der Feſtwagen an die Treppe des Herrn Hummel, der Lohndiener öffnete den Schlag, aber bevor der Doctor die Stufen hinaufdringen konnte, erſchien Suſanne auf der Treppe und rief hinunter: „Bemühen Sie ſich nicht erſt herein, das Fräulein wird ſogleich kommen.“ Laura ſchwebte von den Stufen herab, ganz in Weiß, wie in eine Schneewolke gehüllt. Wie ſchön ſah ſie heut aus! Zwar die Wangen waren bleicher als gewöhnlich und die Augenbrauen finſter zuſammengezogen, aber der ſchwermüthige Zug gab ihrem Antlitz eine bezaubernde Würde. Sie vermied den Doctor anzuſehen, bewegte ihr Haupt nur ein wenig auf ſeinen Gruß, und als er die Hand bot, ihr Einſteigen zu unterſtützen, fuhr ſie an ihm vorüber und ſetzte ſich auf ihren Platz, als ſei er gar nicht vorhanden. Mit Mühe fand er Raum an ihrer Seite, ſie nickte noch einmal über ihn weg nach der Treppe, auf welcher jetzt Herr Hummel ſtand, der heut viel aufgeräumter ausſah, als ſein Kind. Schwerfällig trabten die Roſſe vorwärts, die bleiche Laura ſah weder nach rechts noch links. Es iſt ihr erſtes Pathenamt, dachte der Doctor, iſt das feierliche Stimmung? Oder iſt es Reue über das bunte Tuch? Er ſah nach ihren Händen, die Handſchuhe, die er ihr geſandt, waren nicht darauf zu ſehen. Habe ich gegen die Mode geſündigt? dachte er wieder, oder waren ſie zu groß für die kleine Hand?

Er ſchweigt, dachte ſie, das iſt ſein böſes Gewiſſen, er denkt an die Katzenkrallen, und für mein Taſchentuch hat er kein Wort des Dankes. Ich habe mich doch ſehr in ihm geirrt. Und die Betrachtung wurde ihr ſo wehmüthig, daß ihr wieder eine Thräne in die Augen ſtieg, ſie aber preßte heftig die Lippen aneinander, drückte ſich ſelbſt den Daumen der rechten Hand und zählte in der Stille von eins bis zehn, ein altes Mittel, das ihr ſchon früher heftige Gefühle gebändigt hatte.

So kann das nicht bleiben, dachte der Doctor, ich muß

ſie anreden. „Sie haben die Handſchuhe, die ich Ihnen zu ſenden wagte, nicht brauchen können," begann er beſcheiden, „ich habe gewiß recht ungeſchickt gewählt."

Das war zu viel. Laura wandte den Kopf mit heftiger Bewegung nach dem Doctor, er ſah einen Augenblick in zwei rollende zornige Augen und hörte die verächtlichen Worte: „Ich bin keine Katze." Und wieder zuckten ihre Lippen und ſie drückte krampfhaft die Hand zuſammen.

Fritz ſann erſtaunt darüber nach, ob Handſchuhe, welche Falten werfen, jemals ein charakteriſtiſches Kennzeichen unſerer Hausthiere geweſen ſein könnten. Er fand die Beziehung unergründlich. Wie Schade, daß ſie Launen hat! Nach einer Weile begann er von Neuem: „Ich fürchte, die Zugluft wird Ihnen läſtig, ſoll ich das Fenſter ſchließen?"

„Ich danke," verſetzte Laura mit eiſiger Kälte.

„Wiſſen Sie etwas über den Namen des Täuflings?" frug der Doctor weiter.

„Er ſoll Fritz heißen," erwiederte Laura, und zum zweiten Mal traf ein flammender Zornesblick ſeine Brillengläſer, dann trat wieder Profilſtellung mit Ohrläppchen und Naſenſpitze ein.

Ach, ſie war trotz dem Gewitter, das aus ihr blitzte, in dieſem Augenblick wunderſchön, und der Doctor konnte ſich das nicht verhehlen. Sie aber fühlte jetzt ebenfalls die Verpflichtung etwas zu reden, und begann über die Schulter: „Ich finde den Namen ſehr gewöhnlich."

„Da es mein eigener Name iſt und ich ihn jeden Tag hören muß," verſetzte der Doctor, „ſo darf ich Ihnen vor Andern Recht geben. Es iſt wenigſtens ein deutſcher Name," fügte er gutmüthig hinzu, „es iſt unrecht, daß man dieſe ſo ſehr vernachläſſigt."

„Da mein Name auch aus der Fremde ſtammt," erwiederte Laura wieder über die Achſel, „ſo habe ich ein Recht, fremde Namen für gewählter zu halten."

Wenn sie den ganzen Tag so bleibt, dachte Fritz entmuthigt, werden die nächsten Stunden peinlich sein.

Bei Tische muß ich auch neben ihm sitzen und den Hohn ertragen, dachte sie. Ach, das Leben legt Schreckliches auf.

Sie fuhren am Taufhause vor, beide froh, daß sie wieder unter Menschen kamen. Als sie in die Zimmer traten, stoben sie nach den entgegengesetzten Seiten auseinander. Aber natürlich mußten sie zuerst die junge Mutter begrüßen und ihre Bahnen stießen hier wieder zusammen. Als Laura sich zu der Pathe wandte, trat auch der Doctor von der andern Seite dazu. Und der guten Pathe fiel wieder jener Tag ein, wo die Beiden ebenso feierlich in ihre Sommerwohnung gekommen waren, und sie konnte sich nicht enthalten, zu rufen: „Das hat etwas zu bedeuten, da seid ihr ja wieder zusammen, ihr lieben Kinder.“ Laura erhob stolz das Haupt und erwiederte: „Nur, weil Sie es durchaus so gewollt haben.“

Man fuhr zur Kirche. Der Geistliche that alles Mögliche, dem Täuflinge in diesem und jenem Leben gute Freundschaft zu sichern, und der kleine Fritz umkreiste auf den Armen seiner Pathen widerwillig den Taufstein. Als er aber dem großen Fritz überliefert wurde, brach er in ein zorniges Geschrei aus, und Laura sah mit Verachtung, wie der Doctor beunruhigt wurde und ungeschickte Versuche machte, durch Heben und Senken der Arme den Schreihals mit seinem Anblicke zu versöhnen; bis ihm zuletzt die Hebamme — eine sehr entschlossene Frau — aus der Noth half.

Je weiter die Sonne herab sank, desto unerträglicher wurde die Pflicht des Tages. Bei dem Taufessen gingen alle schwarzen Ahnungen Laura's in Erfüllung, sie saß neben dem Doctor. Es war beiden ein ausgezeichnet behagliches Mahl. Der Doctor wagte noch einige Anläufe, ihre unbegreifliche Stimmung zu durchbrechen, er hätte ebenso leicht mit einem Schwefelholz das Eis eines Gletschers aufgethaut, denn jetzt war Laura an die kalte Luft geselliger Nichtachtung gewöhnt. Sie

ſprach ausſchließlich mit dem Taufvater, der auf ihrer andern Seite ſaß und fand in der Unterhaltung mit dem heitern Manne die Schwungkraft des Geiſtes wieder, während Fritz immer ſtiller wurde, und ſeine Nachbarin zur Linken, eine freundliche junge Frau, auffallend vernachläſſigte. Es wurde noch ärger. Denn als der Braten herannahte, kam der Mitgevatter, ein Stadtrath und ſonſt ein Mann von Welt und Wort, hinter den Stuhl des Doctors und erklärte, daß er den Toaſt auf den Täufling auszubringen keineswegs geſonnen ſei, weil ihm ein Kopfſchmerz alle Gedanken nehme, und daß der Doctor an ſeiner Stelle zu reden habe. Dem Doctor aber war dieſe Möglichkeit gar nicht eingefallen, und ihm war ſo unbehaglich zu Muthe, daß er ſich ebenfalls leiſe aber ernſthaft gegen die Zumuthung auflehnte. Laura hörte wieder mit tiefer Verachtung den Kampf der beiden Herren um eine Stilübung, die noch dazu nicht einmal ſchriftlich war. Auch der Hausherr wurde aufmerkſam und über die Geſellſchaft kam eine gewiſſe peinliche Erwartung, welche in der Regel nicht die Wirkung hat, widerwilligen Tiſchrednern ihre Geiſteskräfte zu beflügeln, ſondern vielmehr zu banger Gedankenloſigkeit herabzudrücken. Eben war der Doctor im Begriff, doch ſeine Pflicht zu thun, als Laura ihm noch einen kalten Blick gönnte, dann aufſtand und an das Glas ſchlug. Ein lautes Bravo begrüßte ſie und ſie ſprach zu ihrem eigenen Erſtaunen und zur Freude aller Anweſenden: „Da die Herren Pathen ihrer Pflicht ſo wenig eingedenk ſind, ſo bitte ich um Verzeihung, daß ich unternehme, was ſie hätten thun ſollen.“ Darauf brachte ſie tapfer ein Hoch aus. Es war ein ſehr gewagtes Unternehmen, aber es war gelungen und ſie wurde mit Beifall überſchüttet. Auf den Doctor dagegen richteten ſich jetzt die Stachelreden ſämmtlicher Herren. Es iſt wahr, er zog ſich noch erträglich heraus, denn die verzweifelte Lage gab ihm ſeine Kraft wieder, ja er hatte die Unverſchämtheit, zu erklären, daß er abſichtlich gezögert, um der Geſellſchaft die Freude zu bereiten, welche Allen

durch die Beredtſamkeit ſeiner Nachbarin geworden ſei. Darauf hielt er einen luſtigen Vortrag über alles Mögliche, und als Alle lachten und Keiner mehr wußte wo er hinaus wollte, machte er eine kühne Wendung auf die Pathen, und brachte die Geſundheit dieſer Menſchenclaſſe aus, und insbeſondere die ſeiner Nachbarin. Für die Anweſenden war das gut genug, für Laura war es nur unleidlicher Hohn und Heuchelei. Und als ſie mit ihm anſtoßen mußte, ſah ſie ihn wieder ſo feindſelig an, daß er ſich ſchnell von ihr zurückzog.

Jetzt aber begann er ihr in ſeiner Weiſe Gleichgültigkeit zu zeigen, er ſprach laut mit ſeiner Nachbarin, er trank mehre Gläſer Wein. Laura rückte ihren Stuhl von ihm ab und dachte, er trinkt am Ende gar zu viel, er wurde ihr unheimlich, und jetzt wurde ſie ſtiller. Der Doctor aber achtete gar nicht mehr darauf, er ſchlug wieder an das Glas und hielt noch eine Rede, und die war ſo poſſirlich, daß die Anweſenden dadurch in die glücklichſte Stimmung verſetzt wurden. Laura aber ſaß ſtarr wie ein Steinbild und ſah ihn nur manchmal verſtohlen von der Seite an. Darauf verließ der Doctor ganz ſeine Nachbarin, der Stuhl neben ihr ſtand leer, er hatte, um bildlich zu ſprechen, das baumwollene Taſchentuch darauf gelegt, ſie aber die kleinen Pelzhandſchuhe, daß der leere Stuhl unter ſeiner unſichtbaren Laſt recht unheimlich ausſah, und der Doctor ging hinter der Tafel herum und machte kleine Beſuche, und wo er anhielt, gab es Lachen und Anſtoßen der Gläſer. Und als er die Runde um den Tiſch geendet hatte, und zu Wirth und Wirthin trat, hörte Laura, wie dieſe ihm für den luſtigen Abend dankten und ſeine frohe Laune rühmten.

So kehrte er zu ſeinem Platz zurück. Und jetzt hatte er ſogar die Unverſchämtheit ſich an Laura zu wenden. Mit einem Ausdruck, in welchem Laura deutlich den Hohn erkannte, hielt er ihr unterm Tiſch die Hand hin und ſagte: „Machen wir Friede, böſe Frau Gevatterin; reichen Sie mir Ihre Hand.“ Da empörte ſich Laura's ganzes Herz, ſie rief: „Sogleich

ſollen Sie meine Hand haben." Sie griff ſchnell in eine geheime Taſche, fuhr in einen Katzenhandſchuh und kratzte ihn damit auf die Rückſeite ſeiner Hand. „Da nehmen Sie den Händedruck, den Sie verdienen."

Der Doctor fühlte einen ſcharfen Schmerz, fuhr mit der Hand in die Höhe und ſah dieſe durch einige rothe Striche tätowirt. Laura aber warf ihm den Handſchuh in den Schooß und ſetzte dazu: „Wäre ich ein Mann, ich machte Ihnen auf andere Weiſe fühlbar, daß Sie mich beleidigt haben."

Der Doctor blickte um ſich, ſeine Nachbarin zur Linken war aufgeſtanden, auf der andern Seite bildete der Hausherr, über den Tiſch gebeugt, harmlos einen Wall gegen die Außenwelt. Dann ſah er erſtaunt auf den Fehdehandſchuh in ſeinem Schooß, Alles war ihm unbegreiflich, nur das Eine empfand er, daß Laura trotz ihrer Leidenſchaft von hinreißender Schönheit war.

Auch er fuhr mit der Hand in ſeine Taſche und ſagte: „Glücklicherweiſe bin ich in der Lage, auf dieſe Riſſe Ihr Geſchenk von heut Morgen legen zu können." Er holte das roth und ſchwarze Tuch hervor und mühte ſich, daſſelbe um die verwundete Hand zu ſchlingen, wobei nicht zu vermeiden war, daß die Hand ein unheimliches, mörderiſches Ausſehen erhielt. Als Laura die blutigen Schrammen ſah, erſchrak ſie, aber ſie wußte ihre Reue tapfer zu verbergen und warf ihm nur die kalten Worte zu: „Wenigſtens wird für Ihre Hand beſſer ſein, wenn Sie mein Tuch zum Verband nehmen, als dieſes ſteife Leder."

„Es iſt Ihr Tuch," verſetzte der Doctor traurig.

„Das iſt noch ſchlimmer, als alles Andere," rief Laura mit bebender Stimme. „Sie haben heut eine Art mit mir zu verkehren, die für mich entwürdigend iſt, und ich frage Sie, was habe ich gethan, um ſolche Behandlung zu verdienen?"

„Was habe denn ich gethan, daß Sie mir dieſe Vorhal-

tung machen?" frug der Doctor. „Sie haben mir heut Morgen dieſen Gevattergruß geſandt."

„Ich?" rief Laura, „Sie haben mir dieſe Katzenpfoten geſandt, aber nicht ich dies Tuch. Mein Tuch hatte nichts von den Reizen dieſes bunten Drucks, es war nur weiß."

„Ebenſo darf ich von meinen Handſchuhen ſagen, ſie hatten nicht den Vorzug Krallen zu beſitzen, es war gewöhnliches Leder."

Laura wandte ſich zu ihm hin und ſtarrte ihm ängſtlich in das Geſicht. „Iſt das wahr?"

„Es iſt wahr," verſicherte der Doctor mit überzeugender Aufrichtigkeit, „von dieſen Pelzhandſchuhen weiß ich nichts."

„Dann ſind wir beide Opfer einer Täuſchung," rief Laura beſtürzt. „O, verzeihen Sie mir, vergeſſen Sie, was geſchehen iſt." Und den Zuſammenhang ahnend fuhr ſie fort: „Ich bitte Sie, ſprechen wir nicht mehr davon. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das Tuch umbinde." Er hielt ihr die Hand hin, ſie trocknete ihm die Finger mit ihrem Tuche und ſchlang es haſtig über die Riſſe. „Es iſt zu klein zum Verbande," ſagte ſie traurig, „wir müſſen Ihr eigenes darüber legen. Das war ein häßlicher Tag, Herr Doctor, o vergeſſen Sie und ſei'n Sie mir nicht böſe."

Böſe war der Doctor keineswegs, und das war auch aus der eifrigen Unterhaltung zu erkennen, in welche beide jetzt verſanken. Denn beiden war das Herz leicht geworden, und ſie waren bemüht einander das gegenſeitig zu beweiſen. Als der Wagen ſie vor ihren Thüren abſetzte, gab es einen herzlichen Nachtgruß.

Am nächſten Morgen trat Herr Hummel in Laura's Geheimzimmer und legte ein blaues Papier auf den Tiſch. „Da iſt geſtern ein Irrthum vorgefallen," ſagte er, „hier haſt du, was dir gehört." Laura öffnete ſchnell das Papier, ihr geſticktes Tuch lag darin. „Dem Doctor drüben habe ich ſeine Handſchuhe auch zurückgeſchickt, und eine Empfehlung dazu,

und ich habe ihm auch sagen lassen, es sei ein Versehen, und ich, der Vater Hummel, sendete ihm, was ihm gehörte."

„Vater," rief Laura ihm gegenübertretend, „diese neue Kränkung war nicht nöthig. Mir magst du anthun, was dir dein Haß gegen die Nachbarn eingiebt, aber daß du nach allem, was gestern geschehen ist, auf's neue einen Dritten verletzen kannst, das ist grausam von dir. Dies Tuch gehört dem Doctor. Und da ich es zurückerhalte, werde ich es ihm bei erster Gelegenheit wieder geben."

„Richtig," sagte Hummel, „es ist von dir mit eigenen Händen gesäumt und gestickt. Thue jetzt, was du vor deinem Kopfe verantworten kannst. Du weißt aber, und auch er weiß, was ich von diesen Artigkeiten zwischen hier und dort halte. Willst du gegen meinen entschiedenen Willen handeln, so wage es. Auf einen Geschenkfuß mit den Hähnen möchte ich unsere Wirthschaft nicht einrichten, weder in Kleinem, noch in Größerem. Da du, wie ich höre, bei den Miethern mit dem Doctor oft zusammenkommst, so wird es gut sein, wenn du auch daran denkst. Dies sollte eine Erinnerung sein." Er ging gemüthlich zur Thür hinaus und ließ seine Tochter im Aufruhr gegen sein hartes Regiment zurück. Sie hatte nicht gewagt, dem Vater zu widersprechen, denn er war heut, abweichend von seinem polternden Wesen, in ruhiger Haltung und sie fühlte aus seinen Worten einen Sinn, der ihr den Mund schloß und das Blut in die Wangen trieb. Und es wurde für das geheime Tagebuch ein stürmischer Vormittag.

Herr Hummel war auf seinem Comptoir mit einer Lieferung von Soldatenkäppis beschäftigt, als ihn ein Klopfen störte und zu seiner Verwunderung Fritz Hahn eintrat. Hummel blieb würdig sitzen, bis der achtungsvolle Gruß des Andern vollzogen war, dann erhob er sich langsam und begann im Geschäftston: „Was steht zu Ihren Diensten, Herr Doctor? Wenn Sie einen feinen Filzhut nöthig haben, wie ich annehme, so ist das Verkaufslokal eine Treppe tiefer."

„Ich weiß es," versetzte der Doctor artig. „Ich komme zunächst Ihnen für das Tuch zu danken, das Ihre Güte mir ausgesucht und gestern zum Geschenk gemacht hat."

„Nicht übel," sagte Hummel. „Es ist der alte Blücher darauf gemalt; er ist ein Stück Landsmann von mir und ich dachte, daß Ihnen das Tuch deßwegen angenehm sein würde."

„Ganz recht," antwortete Fritz, „ich werde es mir als Andenken sorgfältig aufheben. Ich verbinde mit meinem Dank die Bitte, daß Sie diese Handschuhe hier Fräulein Laura überreichen. Wenn gestern bei der Uebergabe ein Versehen vorgefallen ist, wie Sie mir freundlich mittheilen ließen, so habe ich daran keine Schuld. Da diese Handschuhe Ihrem Fräulein Tochter bereits gehören, so bin ich natürlich außer Stande, dieselben zurückzunehmen."

„Wieder nicht übel," sagte Hummel, „aber Sie sind im Irrthum. Die Handschuhe gehören meiner Tochter ganz und gar nicht, sie sind von Ihnen gekauft und von meiner Tochter mit keinem Auge gesehen worden. Und sie sind heut früh zum Eigenthümer zurückgewandert."

„Verzeihung," entgegnete Fritz, „wenn ich Sie selbst als Zeugen gegen Ihre Worte in Anspruch nehme, die Handschuhe sind gestern als ein landesübliches Geschenk an Fräulein Laura geschickt worden, Sie selbst haben dem Boten die Sendung abgenommen, und durch Ihre Worte die Annahme bestätigt. Die Handschuhe sind also durch Ihre eigene Mitwirkung Eigenthum des Fräuleins geworden, und ich habe durchaus kein Anrecht darauf."

„Kein Advocat kann einen Fall besser in's Licht setzen," entgegnete Herr Hummel mit Behagen. „Es ist nur ein Uebelstand dabei. Diese Handschuhe waren undeutlich, denn sie lagen in Papier und Blumen versteckt, wie ein Frosch im Grase. Hätten Sie mir die Handschuhe offen und mit der Bitte, sie meiner Tochter zu geben, in dies Comptoir gebracht, so würde ich Ihnen schon gestern gesagt haben, was ich Ihnen

jetzt sage, daß ich Sie nämlich für einen ganz wackern jungen Mann halte, und daß ich nichts dawider habe, wenn Sie jeden Tag Pathe stehen, daß ich aber sehr viel dawider habe, wenn Sie meiner Tochter irgend etwas von dem beweisen, was man hier zu Lande Artigkeit nennt. Ich bin gegen Ihr Haus nicht artig, und ich will es nicht sein. Deßhalb kann ich auch nicht zugeben, daß Sie gegen meine Leute artig sind. Denn was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig."

„Ich bin wieder in der unangenehmen Lage," entgegnete der Doctor, „Sie durch Ihre eigenen Thaten widerlegen zu müssen. Sie selbst haben mir gestern die Ehre einer Artigkeit erwiesen. Da Sie mir als persönliches Zeichen Ihres Wohlwollens ein Tuch geschenkt haben, worauf ich, der ich nicht Ihr Mitgevatter bin, gar keinen Anspruch hatte, so darf auch ich sagen, was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Und grade Sie werden gar nichts einwenden dürfen, wenn ich diese Handschuhe in Ihr Haus sende."

Hummel lachte. „Alle Hochachtung, Herr Doctor; Sie haben nur vergessen, daß Vater und Tochter nicht ganz dasselbe sind. Ich habe nichts dagegen, daß Sie mir gelegentlich ein Geschenk machen, wenn Sie diesem Triebe nicht widerstehen können. Ich werde mir dann überlegen, was ich Ihnen dagegen zuschicken kann. Wenn Sie also meinen, daß diese Handschuhe für mich passend sind, so will ich sie als eine Ausgleichung zwischen uns beiden behalten. Und wenn ich einmal mit Ihnen zusammen Pathe stehen sollte, werde ich sie über meine Daumen ziehen und Ihnen vorzeigen."

„Ich habe sie Ihnen als Eigenthum Ihrer Tochter übergeben," erwiederte Fritz mit Haltung, „wie Sie weiter damit verfahren, darüber steht mir keine Entscheidung zu, nur ein Wunsch."

„So ist es recht, Herr Doctor," stimmte Hummel bei, „die Sache ist zur Zufriedenheit aller Betheiligten abgemacht, und wir sind mit einander zu Ende."

„Noch nicht ganz," verſetzte der Doctor. „Was jetzt kommt, iſt allerdings eine Forderung an Sie. Auch Fräulein Laura hat als meine Gevatterin mir ein Tuch beſtimmt und überſandt. Das Tuch iſt nicht in meine Hände gekommen, ich habe unzweifelhaft das Recht, auch dieſes Tuch als mein Eigenthum zu betrachten, und ich erſuche Sie ergebenſt, die Zuſendung zu bewirken."

„Oho," rief Hummel, und der Bär in ihm regte ſich. „Das ſieht aus wie Trotz, und darauf gebührt eine andere Sprache. Mit meinem Willen erhalten Sie das Tuch nicht, es iſt meiner Tochter zurückgegeben, und wenn ſie es Ihnen noch einhändigt, handelt ſie als ein ungehorſames Kind gegen das Gebot ihres Vaters."

„Dann alſo iſt meine Abſicht, Sie zum Widerruf dieſes Verbotes zu veranlaſſen," verſetzte der Doctor nachdrücklich. „Sie haben, wie ich geſtern zufällig bemerkte, die überſandten Handſchuhe mit anderen vertauſcht, welche bei Fräulein Laura den Glauben anregen mußten, daß ich ein unverſchämter und ſchaler Spaßmacher ſei. Solche hinterliſtige Kränkung eines Fremden, ſelbſt wenn er ein Gegner wäre, ziemt keinem redlichen Mann."

Hummels Augen wurden groß und er trat einen Schritt zurück. „Alle Wetter," brummte er, „iſt ſo etwas möglich? ſind Sie der Sohn ihres Vater? ſind Sie Fritz Hahn, der junge Humboldt? Sie können ja grob ſein wie ein Bürſtenbinder."

„Nur wo es nöthig iſt," verſetzte Fritz. „Ich habe mir in meinem Verhalten gegen Sie nie einen Mangel an Zartgefühl zu Schulden kommen laſſen, Sie aber haben gegen mich ein Unrecht begangen, und Sie ſind mir eine Genugthuung ſchuldig. Als ehrlicher Mann werden Sie mir dieſe geben und meine Genugthuung ſoll das Tuch ſein."

„Es iſt hinreichend," unterbrach ihn Hummel, die Hand erhebend, „das Alles nutzt Ihnen nichts. Denn ich will Ihnen,

da wir unter uns sind, gradezu sagen, ich habe das nicht, was Sie Zartgefühl nennen. Wenn Sie sich durch mich gekränkt fühlen, so wäre mir das in der Stille leid, insofern ich Sie als einen muthigen jungen Mann vor mir sehe, der auch seine Grobheit hat. Wenn ich mir aber wieder bedenke, daß Sie Fritz Hahn heißen, so kommt mir die Meinung, daß es mir ganz recht ist, wenn Sie sich durch mich gekränkt fühlen. Und damit müssen Sie sich begnügen."

„Was Sie mir sagen," versetzte Fritz, „ist zwar unhöflich, aber redlich ist es nicht. Und ich gehe mit der Empfindung von Ihnen, daß Sie gegen mich etwas gut zu machen haben. Dies Gefühl ist für mich jedenfalls angenehmer, als wenn ich in Ihrer Lage wäre."

„Ich sehe, wir verstehen uns in allen Dingen," erwiederte Hummel, „wie zwei Geschäftsleute, die beide ihren Vortheil gehabt haben. Ihnen ist angenehm, daß ich ein Unrecht gegen Sie habe, und mir macht es keinen Kummer. So soll es bleiben, Herr Doctor. Wir sind in unserm Herzen und vor der Welt Feinde, im Uebrigen aber alle Hochachtung."

Der Doctor verneigte sich und schied aus dem Comptoir, Herr Hummel sah nachdenklich auf die Stelle, wo er gestanden hatte.

Er war den ganzen Tag in einer milden und menschenfreundlichen Stimmung, die er zunächst dadurch bewies, daß er mit seinem Buchhalter philosophirte. „Haben Sie auch einmal Bienenzucht getrieben?" frug er ihn über den Comptoirtisch.

„Nein, Herr Hummel," versetzte dieser, „wie sollte ich dazu kommen?"

„Es fehlt Ihnen an Unternehmungsgeist," fuhr Hummel tadelnd fort, „warum wollen Sie sich dieses Vergnügen nicht gönnen?"

„Ich wohne ja in einer Dachstube, Herr Hummel."

„Thut nichts, die neuen Erfindungen erlauben den Bie-

nengenuß in einem Tabackskasten. Sie setzen den Schwarm hinein, öffnen das Fenster und schneiden von Zeit zu Zeit Ihren Honig heraus. Sie können dabei ein reicher Mann werden. Sie sagen, daß dieses Geschmeiß Ihre Hausleute und Nachbarn stechen wird, haben Sie keine Sorge, solche Rücksichten sind altfränkisch. Folgen Sie doch dem Beispiel gewisser anderer Leute, die auch ihre Bienenstöcke an die Straße setzen, um die Ausgaben für Zucker zu ersparen."

Der Buchhalter wollte diesem Vorschlag zur Güte nicht widersprechen. „Wenn Sie meinen," versetzte er nachgiebig.

„Den Teufel meine ich, Herr," brach Hummel los, „lassen Sie sich nicht einfallen, mit einem Bienenschwarm in der Tasche in mein Comptoir zu kommen, ich bin entschlossen, dergleichen Unfug unter keinen Umständen zu dulden. Für diese Gasse bin ich Hummel genug, und ich verbitte mir jede Art von Summen und Schwärmen um Haus und Hof."

Als er am Nachmittag mit Frau und Tochter im Garten lustwandelte, hielt er plötzlich an. „Was war es doch, das hier durch die Luft flog?"

„Es war ein Käfer," sagte seine Frau.

„Es war eine Biene," sagte Herr Hummel. „Sollte dieses Gesindel schon ausfliegen? Wenn es etwas giebt, was ich nicht leiden kann, so sind es Bienen. Richtig, da ist wieder eine. Sie belästigt dich, Philippine."

„Ich kann's nicht sagen," versetzte diese.

Aber wenige Augenblicke darauf flog eine Biene unleugbar um Laura's Locken, und Laura mußte sich mit ihrem Sonnenschirme gegen die kleine Arbeiterin vertheidigen, welche die Wangen des Mädchens mit einem Pfirsich verwechselte. „Es ist auffallend," sagte Hummel zu den Frauen, „das war doch sonst nicht so arg. In einem hohlen Baum des Parks muß sich ein Bienenstock etablirt haben, dergleichen kommt vor. Da draußen schläft der Parkwächter auf einer Bank, froh, daß ihn selber Niemand stiehlt. Du stehst ja gut mit dem Manne,

mache ihn doch darauf aufmerksam. Das Ungeziefer ist unleidlich."

Frau Hummel ließ sich zu einer Frage verleiten, der Wächter versprach aufzumerken, kam nach einer Weile wieder an den Zaun und rief leise: „Pst, Madame Hummel."

„Der Mann ruft dich," ermahnte Hummel.

„Sie kommen aus dem Garten des Herrn Hahn," berichtete vorsichtig der Parkwächter, „dort steht jetzt ein Bienenstock."

„Wirklich?" frug Hummel, „ist es möglich, sollte Hahn diese Liebhaberei gewählt haben?" Laura sah unruhig auf den Vater. „Ich bin ein friedlicher Mann, Wächter, und ich kann meinem Nachbar nicht zutrauen, daß er uns solchen Tort anthut."

„Es ist sicher, Herr Hummel," sagte der Parkwächter, „sehen Sie dort das gelbe Ding?"

„Richtig," rief Hummel kopfschüttelnd, „es ist gelb."

„Laß gut sein, Heinrich, vielleicht wird es nicht so arg," begütigte seine Frau.

„Nicht so arg?" frug Hummel zornig. „Soll ich zusehen, wie sich die Bienen auf deine Nasenspitze setzen, soll ich dulden, daß meine Frau den ganzen Sommer eine Kugel vor sich herträgt, so groß wie ein Apfel? Laß nur gleich eine Stube für den Chirurgus zurecht machen, er wird doch die nächsten Monate nicht aus unserm Hause kommen."

Laura trat an den Vater: „Ich sehe dir's an, du willst mit dem Nachbar wieder Streit anfangen; wenn du mich liebst, thu' es nicht. Ich kann dir nicht sagen, Vater, wie sehr mir dieses Gezänk zuwider ist. Ich habe genug darunter gelitten."

„Ich glaube dir's," erwiederte Hummel gemüthlich. „Aber grade weil ich dich liebe, muß ich bei guter Zeit diesen Injurien von drüben ein Ende machen, bevor dieses beflügelte Zeug seinen Honig aus unserm Garten hinüberträgt. Ich will dich von keiner Nachbarbiene anfallen lassen, verstehst du?"

Laura wandte sich ab und sah finster in das Wasser,

auf welchem abgefallene Kätzchen der Birken langsam der Stadt zuschwammen. „Thun Sie etwas Uebriges, Wächter, um den Frieden zwischen Nachbarn zu erhalten," fuhr Hummel fort, „und richten Sie Herrn Hahn meine Empfehlung und die Bitte aus, er möchte seine Bienen anbinden, damit ich nicht in die Lage komme, wieder die Polizei zu Hülfe zu rufen."

„Ich will ihm sagen, Herr Hummel, daß die Bienen der Nachbarschaft lästig werden. Denn es ist wahr, die Gärten sind klein."

„Sie sind ja so enge, daß man sie in einer Schachtel auf dem Weihnachtsmarkt verkaufen kann," räumte Hummel bereitwillig ein. „Thun Sie's auch aus Erbarmen mit den Bienen selbst. Unsere drei Märzbecher werden als Futter nicht lange vorhalten, und nachher bleibt ihnen nichts übrig, als das eiserne Gitter zu benagen." Er gab dem Wächter einige Groschen und fügte für seine Frau und Tochter hinzu: „Um des lieben Friedens willen, ihr seht, wie sehr ich den Nachbar schone."

Die Frauen kehrten gedrückt und voll trüber Ahnung in das Haus zurück.

Da der Wächter sich nicht wieder sehen ließ, lauerte ihm Hummel am nächsten Tage auf. „Nun?" frug er.

„Herr Hahn meinte, die Stöcke wären weit von der Straße hinter Gebüsch. Sie belästigten Niemanden. Und er würde sich sein Recht nicht nehmen lassen."

„Da haben wir's," brach Hummel los, „Sie sind mein Zeuge, daß ich das Menschenmögliche gethan habe, um Streit zu vermeiden. Der Mann hat vergessen, daß es einen Paragraph 167 giebt. Es thut mir leid, Wächter, aber jetzt muß die Polizei das letzte Wort sprechen."

Herr Hummel besprach sich vertraulich mit einem Polizeidiener. Herr Hahn aber gerieth wieder einmal in Aufregung und Zorn, als er auf's Rathhaus bestellt wurde; und Herr Hummel behielt gewissermaßen recht, denn die Polizei gab

Herrn Hahn den Rath, einer Beläſtigung der Nachbarn und Vorübergehenden durch Entfernung der Körbe zuvorzukommen. Herr Hahn hatte ſich ſo herzlich über ſeine Bienen gefreut, ihre Wohnungen waren mit allen neuen Erfindungen ausgeſtattet, auch waren es gar nicht unſere zornigen deutſchen Bienen, ſondern italieniſche, welche nur ſtechen, wenn ſie auf's äußerſte gereizt werden. Das half jetzt Alles nichts, denn auch der Doctor und Frau Hahn baten, die Stöcke zu entfernen, und ſo wurden dieſe in einer dunkeln Nacht von Herrn Hahn unter bittern und niederbeugenden Empfindungen auf's Land geſchafft. An der Stätte, die ſie öde zurückgelaſſen, errichtete Herr Hahn wenigſtens einige Staarneſter auf Stangen. Sie waren ein ſchwacher Troſt. Die Staare hatten bereits nach dem alten Brauch ihres Stammes Boten durch das Land geſchickt und ihre Sommerwohnungen gemiethet, und nur Sperlinge nahmen frohlockend Beſitz von den Käſten und ließen als lüderliche Haushalter lange Strohhalme zu den Löchern herabhängen. Herr Hummel aber zuckte verächtlich die Achſeln und nannte die neue Erfindung mit lautem Baß Spatztelegraphen.

Das Gartenvergnügen begann, ſchwermüthige Ahnung war zur Wirklichkeit geworden, Argwohn und finſtere Mienen ſchieden auf's neue die Nachbarhäuſer.

6.

Kleine Gegenſätze.

Eine Profeſſorsfrau hat auch Noth mit ihrem Mann. Wenn Ilſe einmal mit wohlbekannten Frauen zuſammenſaß, mit der Raſchke, der Struvelius und der kleinen Günther, etwa bei einem vertraulichen Kaffee, der nicht gänzlich verachtet wurde, dann kam ſo allerlei zu Tage.

Es war doch eine hübſche Unterhaltung mit den gebildeten

Frauen. Allerdings ſtreifte das Geſpräch zuweilen flüchtig über die Häupter der Dienſtboten, die Sorgen der Wirthſchaft wagten ſich auch als quakende Fröſche aus dem Weiher gemüthlicher Plauderei hervor, und Ilſe wunderte ſich, daß auch Flaminia Struvelius ernſthaft über das Aufbewahren kleiner Eſſiggurken zu ſprechen wußte, und daß ſie angelegentlich nach den Kennzeichen der Jugend an einer gerupften Gans forſchte. Die luſtige Günther aber erregte den Hausfrauen von größerer Erfahrung Entſetzen und Gelächter, als ſie erklärte, daß ſie das Geſchrei kleiner Kinder gar nicht ertragen könne, und daß ſie das ihre — das ſie noch nicht einmal hatte — vom erſten Anfang durch Streiche zu ehrbarer Ruhe zwingen werde. Wie geſagt, die Rede ſchweifte von Größerem auch auf dieſe Gebiete. Und wenn ſo einmal Unbedeutendes daran kam, geſchah es natürlich auch, daß die Männer einer ruhigen Beſprechung gewürdigt wurden, und da ergab ſich, daß jede der Frauen, wenn von Männern im allgemeinen die Rede war, doch an ihren eigenen dachte, und daß jede, ohne daß ſie es ausſprach, ein heimliches Bündel Sorgen mit ſich herumtrug, und die Hörerinnen zu dem Schluß berechtigte, auch dieſer Mann ſei ſchwer zu behandeln. Gar nicht zu verbergen waren die Schickſale der Frau Raſchke, denn ſie waren ſtadtkundig. Man wußte ſehr wohl, daß er an einem Markttage in ſeinem Schlafrock zur Univerſität gezogen war, in einem leuchtenden Schlafrock, orange und blau mit türkiſchen Muſtern. Seine Studenten, die ihn zärtlich liebten und ſeine Gewohnheiten wohl kannten, hatten doch ein lautes Lachen nicht unterdrückt, und Raſchke hatte ruhig den Schlafrock über das Katheder gehängt und in Hemdsärmeln geleſen, und war im Ueberzieher eines Studenten nach Hauſe gekommen. Seitdem ließ Frau Raſchke den Gatten niemals ausgehen, ohne ihn noch einmal zu unterſuchen. Ferner kam heraus, daß er ſich nach zehn Jahren in den Straßen der Stadt noch immer nicht zurecht fand, und daß ſie ihr Quartier nicht wechſeln durften, weil ſie überzeugt

war, daß ihr Professor sich nicht daran kehren und doch immer wieder in die alte Wohnung zurücklaufen würde. Auch Struvelius machte Sorge. Die letzte gewaltige hatte Ilse persönlich kennen gelernt, aber es wurde auch ermittelt, daß er von seiner Frau forderte, für ihn lateinische Correcturen zu lesen, weil sie ein wenig diese Sprache gelernt hatte, und daß er gänzlich außer Stande war, freundlichen Weinreisenden seine Aufträge zu versagen. Denn die Struvelius hatte bei ihrer Verheirathung einen ganzen Keller voll kleiner und großer Weinfässer gefunden, die noch gar nicht abgezogen waren, während er selbst bitterlich klagte, daß er keinen Wein in den Keller bekomme. Sogar die kleine Günther erzählte, daß ihr Gatte der Nachtarbeiten sich nicht entschlagen konnte und daß er bei einer solchen Ausschweifung mit der Lampe unter den Büchern umherflackerte und einer Gardine zu nahe kam, die Gardine fing Feuer, er riß sie ab, verbrannte sich dabei die Hände und drang mit kohlschwarzen Fingern in die Schlafstube, verstört, und einem Othello ähnlicher als einem Mineralogen.

Ilse erzählte nichts aus ihrer kurzen Laufbahn, aber auch sie hatte Gelegenheit, Erfahrungen zu machen. Zwar in später Arbeit war ihr Hausherr mäßig, auch mit dem Weine wußte er ziemlich Bescheid, und trank bei Gelegenheit wacker sein Glas, wie einem deutschen Gelehrten ziemt. Doch mit dem Essen war's bei ihm traurig bestellt. Es ist zwar nicht schön, wenn man viel um den Magen sorgt, und vollends einem Professor nicht anständig, aber wenn einer gar nicht weiß, was er ißt, und Entenbein und Gansbein verwechselt, so ist das auch keine Freude für die, welche ihm etwas Gutes erweisen möchten. Zum Tranchiren war er vollends nicht zu brauchen. Die zähen stymphalischen Vögel, welche Herkules erlegt hatte, und den ungenießbaren Vogel Phönix, den sein Tacitus mit Achtung erwähnte, kannte er viel genauer als den Knochenbau einer Truthenne. Ilse gehörte zwar nicht zu den Hausfrauen, denen Vergnügen ist, den ganzen Tag in der Küche zu stehen,

aber ſie verſtand das Geſchäft und ſetzte eine Ehre darein, für den Mittagstiſch ihr Herrſcheramt würdig zu üben. Das war Alles vergebens. Er machte zuweilen einen Verſuch, ſeine Tafel zu loben, aber Ilſe kam dahinter, daß ſein Herz gar nicht dabei war. Denn als ſie ihm einen prächtigen Faſan vorſetzte und er an ihrer beobachtenden Miene merkte, daß eine Aeußerung erwartet werde, da lobte er die Köchin, weil ſie ein ſo ſtattliches Huhn eingekauft. Ilſe ſeufzte und ſuchte ihm den Unterſchied aus einander zu ſetzen, und ſie mußte erleben, daß ihr Gabriel nach Tiſch bedauernd ſagte: „Es iſt umſonſt, ich kenne den Herrn, er hat kein Geſchick zum Eſſen.“ Seitdem war Ilſe auf die Anerkennung angewieſen, welche ihr einzelne Herren des Theetiſches zollten. Das war ihr kein Erſatz. Auch der Doctor hatte nach dieſer Richtung nicht viel Achtungswerthes. Und es war jämmerlich und niederbeugend, die beiden Herren vor einem Schnepfenpaar zu ſehen, das der Vater geſchickt hatte.

Der Profeſſor aber hielt den Doctor für ausnehmend praktiſch, weil dieſer etwas Geſchick im Kaufen und Einrichten hatte, und er war gewöhnt, bei vielen Ereigniſſen des Tages den Freund zu Rathe zu ziehen. Der Schneider kam und brachte Tuchproben zu einem neuen Rock. Der Profeſſor ſah zerſtreut auf die farbigen Signale der aufgeklappten Mappe. „Ilſe, ſchicke doch zum Doctor, damit er mit wählen hilft.“ Ilſe ſchickte, aber mit böſem Willen: — zum Rockkaufen brauchte man den Doctor auch noch nicht, und wenn ihr lieber Mann darin keinen Entſchluß hätte, ſo war ſie doch auch da. Aber vorläufig half das nichts, der Doctor beſtimmte gebietend Rock, Weſte und den übrigen Kleiderbedarf ihres Gatten. Ilſe hörte der Verhandlung ſchweigend zu, aber ſie war recht herzlich böſe auf den Doctor, und auch ein wenig auf ihren Hausherrn. Sie beſchloß in der Stille, daß das nicht ſo bleiben dürfe, unternahm ſchnell eine Kopfrechnung mit ihrem Wirthſchaftsgeld, ließ den Schneider in ihr Zimmer kommen, und beſtellte ſelbſt

einen zweiten Anzug für ihren Mann, mit dem Auftrage, dieſen zuerſt zu machen. Als der Künſtler ſein Werk abgeliefert hatte, rief ſie den Gatten und frug, wie ihm die Prachtſtücke gefielen. Er lobte, und ſie ſagte: „Sie ſind für dich. Ich mache mich ſo hübſch als ich kann, um dir zu gefallen, trage du auch einmal mir zu Ehren, was ich für dich ausgeſucht habe. Habe ich's getroffen, ſo wähle ich dir in Zukunft, und ich übernehme die Verantwortung für deine Garderobe."

Aber der Doctor ſah verwundert darein, als der Profeſſor in anderm Schmucke erſchien. Es ergab ſich jedoch, daß er nichts daran auszuſetzen vermochte. Und als Ilſe dem Doctor allein gegenüberſaß, begann ſie: „Beide lieben wir den Mann da drinnen, und wir wollen uns über ihn vereinigen. Sie haben das größte Recht, der Vertraute ſeiner Arbeiten zu ſein, und ich darf nie daran denken, mich darin Ihnen gleich zu ſtellen. Aber wo mein kleiner Hausverſtand ausreicht, da wenigſtens möchte ich ihm nützlich werden, und was ich ihm darin ſein kann, lieber Herr Doctor, überlaſſen Sie mir."

Sie ſagte das lächelnd, der Doctor aber trat ernſthaft vor ſie hin: „Sie ſprechen aus, was ich lange empfunden. Ich habe mehre Jahre mit ihm gelebt und manchmal für ihn gelebt, und dieſe Zeit war mir ein hohes Glück, jetzt fühle ich ſehr wohl, daß Sie den nächſten Anſpruch auf ihn haben. Ich werde verſuchen müſſen, mich in manchem zu beſcheiden; es wird mir ſchwer, aber es iſt zuletzt gut, daß es ſo kommt."

„So waren meine Worte nicht gemeint," rief Ilſe unruhig.

„Ich verſtehe wohl, wie ſie gemeint waren, und ich verſtehe auch, daß Sie Recht haben. Ihre Aufgabe iſt nicht nur, ihm ſein Leben bequem zu machen. Denn er ſieht gleichgültig über vieles weg, was den Tag ſchmückt und behaglich zurichtet. Aber inniges Bedürfniß iſt ihm, mit ſeiner Umgebung bei allem, was ihn und ſeine Zeit bewegt, im Einklang zu leben. Darin iſt er weich und reizbar. Nicht daß ich ein Verſtänd-

niß für Einzelheiten ſeiner Arbeit habe, machte ihn zu meinem Freund, ſondern weit mehr das gute Einvernehmen in den großen und kleinen Fragen unſeres Lebens. Ich ſehe jetzt, wie eifrig Sie bemüht ſind, auch darin ihm Vertraute zu werden. Glauben Sie mir, der wärmſte Wunſch meines Herzens iſt, daß Sie mit der Zeit dieſes hohe Recht erhalten."

Er ſchied mit ernſtem Gruß, und Ilſe ſah ihm betroffen nach. Der Doctor hatte an eine Saite gerührt, deren Schwirren ſie in ihrem Glücke immer wieder mit Schmerzen fühlte. Ihr war das neue Hausweſen leicht und klein, und Alles ſchnurrte wie ein Kreiſel und auch ſie legte keinen großen Werth auf ihre Thätigkeit. Aber es that ihr doch weh, daß ihre Arbeit dem Gatten ſo wenig war, und ſie dachte wieder: „Was ich ihm ſein kann, das merkt er kaum, und wo es mir ſchwer wird, ſeinem Geiſte zu folgen, da entbehrt er vielleicht eine Seele, die ein beſſeres Verſtändniß hat."

Das waren leichte Wolkenſchatten, welche über die ſonnige Landſchaft dahinfuhren, aber ſie kamen oft, wenn Ilſe in ihrem Zimmer grübelnd allein ſaß.

Einſt in der Dunkelſtunde war Profeſſor Raſchke angelangt, er zeigte ſich willig, über Abend zu bleiben, und Felix ſandte den Diener zur Frau Profeſſorin, dieſer die Sorge um den abweſenden Gatten zu nehmen. Da Raſchke unter den gelehrten Herren Ilſe's Liebling war, gab ſie in der Noth einen Küchenbefehl, der ihm wohlthun ſollte. Dieſer Befehl verurtheilte einige junge Hühner, welche kurz vorher lebend angelangt waren, zum Tode. Die Herren waren bereits in Ilſe's Zimmer, als aus der Küche ein klägliches Geſchrei ertönte und das Küchenmädchen ihr bleiches Geſicht an der Thür zeigte und die Herrin herausrief. Dort fand ſich, daß das Gemüth des Mädchens das Schlachten nicht bewerkſtelligen konnte. Da Gabriel die nöthigen Meucheleien ſonſt ſtill an entlegener Stätte beſorgt hatte, wußte ſie ſich heut keinen Rath, ein ängſtlicher Verſuch war ſchlecht abgelaufen, und Ilſe mußte

das Unvermeidliche ſelbſt thun. Als ſie wieder eintrat, frug unglücklicher Weiſe Felix nach dem Grunde der Aufregung, und Ilſe erzählte kurz den Vorfall.

Die Hähnchen kamen auf den Tiſch, ſie machten der Küche keine Schande, Ilſe ſchnitt und legte vor. Aber ihr Gatte ſchob den Teller zurück, und Raſchke arbeitete zwar aus Artigkeit ein wenig an ſeinem Bruſtſtücke herum, würgte aber auch über den Biſſen. Ilſe ſah mit großen Augen auf die beiden Männer. „Weßhalb eſſen Sie nicht, Herr Profeſſor?“ frug ſie endlich den Gaſt mit mühſam erkämpfter Ruhe.

„Es iſt nur eine Schwäche der Empfindung,“ erwiederte Raſchke, „und Sie haben ganz Recht, es iſt eine Thorheit; mich ſtört noch das Geſchrei der armen Gebratenen.“

„Dich auch, Felix?“ frug Ilſe mit ausbrechendem Eifer.

„Ja,“ erwiederte dieſer, „iſt es nicht möglich, das Umbringen unmerklich zu machen?“

„Nicht immer,“ entgegnete Ilſe gekränkt, „wenn der Raum ſo enge und die Küche ſo nahe iſt.“ Sie klingelte und ließ den unglücklichen Braten abtragen. „Da man in der Stadt das Schlachten ſo ſehr bedauert, ſollte man kein Fleiſch eſſen.“

„Sie haben ganz recht,“ wiederholte Raſchke verſöhnend, „und unſere Empfindlichkeit hat nur geringe Berechtigung. Wir finden die Zubereitungen unbehaglich und laſſen uns Bereitetes in der Regel ſehr wohl gefallen. Aber wer gewöhnt iſt, das Thierleben mit Theilnahme zu betrachten, den beunruhigt die Zerſtörung eines Organismus für egoiſtiſche Zwecke immer, wenn ſie in einer Weiſe vollzogen wird, an welche er zufällig nicht gewöhnt iſt. Denn das ganze Leben der Thiere hat für uns etwas Geheimnißvolles. Dieſelbe Lebenskraft, die wir an uns beobachten, iſt im Grunde auch in ihnen thätig, nur eingeengt durch eine anders beſchränkte und im Ganzen weit unvollkommenere Organiſation!“

„Wie kann man ihre Seele mit der des Menſchen ver-

gleichen!" rief Ilse, „das Vernunftlose mit dem Vernünftigen das Vergängliche mit dem Ewigen!"

„Was das Unvernünftige betrifft, liebe Frau Collega, so ist es ein Wort, bei dem man sich in diesem Falle nichts Genaues denkt. Wie groß der Unterschied zwischen Mensch und Thier auch sei, er ist schwer festzustellen, und auch nach dieser Richtung ziemt uns Bescheidenheit. Wir wissen sehr wenig von den Thieren, selbst von denen, welche täglich mit uns leben. Ich gestehe Ihnen, daß mir der gelegentliche Versuch, dies Unverständliche meinem Verständniß näher zu rücken, eine Achtung und Scheu vor dem fremdartigen Leben eingeflößt hat, bei welcher zuweilen Schrecken war. Ich leide nicht, daß Jemand von meinen Leuten sein Herz an ein Thier hängt. Auch aus einer Weichheit des Gefühls, die, wie ich Ihnen zugebe, pedantisch ist. Aber die Einwirkung des menschlichen Gemüthes auf die Thiere ist mir vollends räthselhaft und unheimlich erschienen, es werden in den fremden Creaturen dadurch Seiten ihres Lebens entwickelt, welche sie nach einzelnen Richtungen dem Menschen sehr ähnlich machen. Auch hat die liebevolle Annäherung an unsere Art für uns so viel Rührendes, daß wir leicht mehr Herz und Empfindung auf ein Thier wenden, als ihm und uns frommt."

„Aber, das Thier bleibt doch, wie es seit der Schöpfung war," rief Ilse, „unverändert in seinen Trieben und Neigungen. Wir können einen Vogel abrichten und einen Hund zwingen, daß er überbringt, was er selbst fressen möchte, aber das ist nur äußerer Zwang. Sind sie sich selbst überlassen, so bleibt ihnen Art und Natur ungeändert, und was wir Cultur nennen, fehlt ihnen ganz."

„Auch darüber sind wir keineswegs sicher," versetzte Raschke. Wir wissen gar nicht, ob nicht jedes Geschlecht der Thiere auch eine Bildung und Geschichte hat, welche von der ersten Generation bis zur letzten reicht. Es ist sehr möglich, daß Kenntnisse, Virtuositäten und Verständniß der Welt, soweit dies den Thieren

möglich ist, sich in engerem Kreise ebenso wandelte, als bei den Menschen. Es ist eine willkürliche Annahme, daß die Vögel vor tausend Jahren genau ebenso gesungen haben, als jetzt. Ich bin der Ansicht, daß Wolf und Luchs auf cultivirtem Boden in ähnlicher Lage sind, wie die letzten Trümmer der Indianerstämme unter den Weißen, während solche Thiere, die in erträglichem Frieden mit den Menschen leben, wie die Sperlinge und anderes kleines Volk, sogar die Bienen, in ihrer Art klüger werden und im Laufe der Zeit Fortschritte machen, Fortschritte, die wir in einzelnen Fällen ahnen, die unsere Wissenschaft aber noch nicht darzustellen vermag."

„Damit wird unser Herr Oberförster sehr einverstanden sein," sagte Ilse ruhiger, „er klagt bitterlich, daß die Finken unserer Gegend sich seit Menschengedenken in ihrem Gesange erbärmlich verschlechtert haben, weil alle guten Sänger weggefangen sind und die jungen nichts Ordentliches mehr lernen.'

„Vortrefflich," rief Raschke. „Und wie es unter den Thieren derselben Art kluge und unwissende giebt, läßt sich auch annehmen, daß den einzelnen eine gewisse geistige Arbeit zugewiesen ist, welche über ihr Leben hinaus reicht. Die Erfahrung eines alten Raben oder die melodische Tonfolge einer schönsingenden Nachtigall wäre für die späteren Geschlechter nicht verloren, sondern wirkte auch in ihnen mit einer gewissen Dauer. Nach dieser Richtung darf man wohl von Cultur und Fortbildung auch der Thiere sprechen. — Aber der Küche gegenüber bekennen wir, daß wir zum Nachtheil für das gemeinsame Behagen an unrechter Stelle gefühlvoll geworden sind, und Sie zürnen uns deßhalb nicht, liebe Freundin."

„Für diesmal wird es vergessen," erwiederte Ilse versöhnt, „das nächste Mal setze ich Ihnen gesottene Eier vor, die werden doch kein Bedenken haben."

„Mit den Eiern ist es auch so ein eigen Ding," versetzte Raschke, „doch darüber enthalte ich mich billig einer näheren Betrachtung. Was mich aber hierher geführt hat," fuhr er

zu Felix gewandt fort, „war nicht Huhn, nicht Ei, ſondern College Struvelius. Ich ſuche für ihn Verſöhnung.“

Felix ſetzte ſich ſteif zurecht. „Kommen Sie in ſeinem Auftrage?“

„Noch nicht, aber auf Wunſch einiger Collegen. Sie wiſſen, daß für das nächſte Jahr ein energiſcher Rector nöthig wird. Es iſt unter den Bekannten wiederholt von Ihnen die Rede geweſen. Struvelius wird wahrſcheinlich Decan, ſchon deßhalb wünſchen wir, daß Sie beide in ein freundliches Verhältniß treten. Noch mehr des academiſchen Friedens wegen. Ungern ſehen wir unſere Alterthumswiſſenſchaft auf geſpanntem Fuße.“

„Was der Mann etwa gegen mich verſehen hat,“ entgegnete der Profeſſor ſtolz, „kann ich ihm leicht vergeben, obgleich das kleinliche und verſteckte Weſen mir innerlich zuwider iſt. Daß er durch ſeine thörichte Arbeit ſich ſelbſt und dadurch unſere Univerſität bloßgeſtellt hat, ertrage ich ſchwerer. Was mich aber von ihm ſcheidet, das iſt die Unehrlichkeit ſeiner Empfindung.“

„Der Ausdruck iſt zu ſtark,“ rief Raſchke.

„Er entſpricht genau ſeinem Thun,“ entgegnete der Profeſſor. „Als der Beweis einer Fälſchung geführt war, da noch war ſeine Furcht, eine Niederlage zu erleben, ſtärker als ſein Sinn für Wahrheit, und er hat ſich ſelbſt belogen, um Andere zu täuſchen. Das iſt eines deutſchen Gelehrten unwürdig, und für ſolches Unrecht kenne ich keine Vergebung.“

„Das iſt wieder zu hart,“ verſetzte Raſchke, „er hat offen und loyal ſeinen Irrthum bekannt.“

„Er hat es erſt gethan, als durch Magiſter Knips ihm und Anderen die Fälſchung an der Schrift augenſcheinlich nachgewieſen und dadurch die letzte Ausflucht genommen war.“

„Die Gefühle eines Menſchen ſind nicht ſo leicht wie Zahlen in ihre Elemente zu zerfällen,“ entgegnete Raſchke, „und nur wer billig urtheilt, wird richtig rechnen. Er hat gekämpft mit verletztem Stolz, vielleicht zu lange, aber er hat ſich herausgehoben.“

„Ich gestatte an der Sittlichkeit eines wissenschaftlichen Mannes keine irrationalen Größen, hier war die Frage, schwarz oder weiß, Wahrheit oder Lüge," rief Felix.

„Du hast doch dem Magister größere Nachsicht bewiesen," sagte Ilse bittend, „ich habe ihn seit der Zeit mehr als einmal bei dir gesehen."

„Der Magister hat in der Hauptsache geringere Schuld," antwortete der Gatte. „Als ihm die Frage ernsthaft vor die Seele trat, hat er sehr wohl seinen Scharfsinn angewandt."

„Er hatte Geld dafür bekommen," sagte Ilse.

„Er ist ein armer Teufel, gewöhnt als Zwischenhändler bei Antiquargeschäften einigen Vortheil zu haben, und Niemand wird an ihn die Forderung stellen, daß er sich durchweg als Gentleman erweise. Soweit seine gedrückte Seele der Wissenschaft angehört, ist sie nicht ohne männlichen Stolz, das weiß ich. Für dergleichen Naturen habe ich das wärmste Mitgefühl. Denn sein Leben ist in der Hauptsache ein fortgesetztes Martyrium zum Besten Anderer. Wenn ich einen solchen Mann verwende, so weiß ich sicher, wo ich ihm vertrauen kann, wo nicht."

„Möchten Sie sich darin nicht täuschen," rief Raschke.

„Ich übernehme Gefahr und Verantwortung," entgegnete der Professor; „nichts weiter von dem Magister, er gehört nicht hierher. Wenn ich aber seine Schuld mit der des Struvelius vergleichen soll, so ist mir nicht zweifelhaft, wer, alles eingerechnet, den größeren Mangel an Ehrgefühl gezeigt hat."

„Das ist wieder so ungerecht," rief Raschke, „daß ich eine solche Aeußerung über den abwesenden Collegen nicht anhören kann. Ich vermisse mit tiefem Bedauern in Ihrer Auffassung die Unbefangenheit, welche ich unter allen Umständen geboten halte, am meisten im Urtheil über einen Amtsgenossen."

„Sie selbst haben mir gesagt," versetzte der Professor ruhiger, „daß er dem Verkäufer Schweigen versprochen hat, weil ihm Aussicht auf noch andere geheimnißvolle Pergamente

gemacht wurde. Wie können Sie für ſolches Preisgeben des eigenen Selbſtgefühls ein Wort der Entſchuldigung finden?"

„Es iſt wahr," erwiederte Raſchke, „das hat er gethan, und das war ſeine Schwäche."

„Das war ſeine Unſittlichkeit," rief der Profeſſor wieder, „und darüber komme ich nicht weg. Wer anders denkt, mag ihm die Hand drücken."

Raſchke ſtand auf. „Wenn Ihre Worte meinen, daß derjenige weniger Ethos beſitzt, der dem Struvelius noch die Hand drückt, ſo entgegne ich Ihnen, daß ich dieſer Mann bin, und daß mich dieſe Handlung noch keinen Augenblick vor mir ſelbſt gedemüthigt hat. Ich habe vor Ihrem kräftigen und reinen Empfinden eine recht innerliche Hochachtung, und es iſt mir manchmal ein Beiſpiel geweſen, aber heut muß ich Ihnen ſagen, daß ich mich Ihrer nicht freue. Iſt dieſe Härte doch im Grunde deßhalb in Sie gekommen, weil Struvelius Sie perſönlich verletzt hat, ſo geht ſie über das Maaß hinaus, nach welchem wir nicht uns ſelbſt, aber Andere beurtheilen ſollen."

„Sie gehe über das Maaß hinaus," rief der Profeſſor, „ich kenne kein beſcheidenes Maaß bei den Anforderungen, die ich an das Rechts- und Anſtandsgefühl meiner perſönlichen Bekannten ſtelle. Mir iſt nicht gleichgültig, bei dieſer Auffaſſung Sie zum Gegner zu haben; aber wie ich bin, ſelbſt ein unvollkommener und irrender Menſch, ich kann mir dieſe Forderungen an meine Umgebung nicht herabſtimmen."

„So will ich wünſchen," brach Raſchke los, „daß Sie ſelbſt nie in den Fall kommen, Anderen bekennen zu müſſen, Sie ſeien durch einen Betrüger grade da getäuſcht, wo ſich Ihr Selbſtgefühl am kräftigſten erhob. Denn wer ſo ſtolz über Andere urtheilt, dem würde das Bekenntniß der eigenen Kurzſichtigkeit nicht geringe Schmerzen bereiten."

„Ja, es wäre furchtbar für mich," rief Felix, „auch wider meinen Willen Andere in Unwahrheit und Lüge zu verſtricken. Aber darauf vertrauen Sie, ich würde, um ſolches Unrecht zu

ſühnen, Alles, was ich an Leben und Kraft noch habe, daran ſetzen. Unterdeß bleibt es zwiſchen jenem und mir wie bisher."

Raſchke rückte ſeinen Stuhl unter den Tiſch. „Dann gehe ich heute, denn ich bin durch unſere Erörterung aus der Ruhe gekommen, und ich würde ein ſchlechter Geſellſchafter ſein. Es iſt das erſte Mal, Frau Collega, daß ich aus dieſem Hauſe mit unbehaglichem Gefühl ſcheide, und nicht am wenigſten ſchmerzt mich, daß meine unzeitige Parteinahme für Hühnerſeelen auch gegen Sie den Kamm geſträubt hat."

Ilſe ſah betrübt in das erregte Antlitz des werthen Mannes, und um die wogenden Gedanken zu glätten und an gute Freundſchaft zu mahnen, ſagte ſie bittend: „Aber das arme Huhn iſt Ihnen nicht erlaſſen, das müſſen Sie doch noch eſſen, und ich ſorge dafür, daß es Ihnen morgen durch Ihre Frau zum Frühſtück vorgeſetzt wird."

Raſchke drückte ihr die Hand und eilte zur Thür hinaus, der Profeſſor ging heftig im Zimmer auf und ab, endlich trat er vor ſeine Frau und frug kurz: „Habe ich Unrecht?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Ilſe zögernd, „aber als der Freund zu dir ſprach, war meine ganze Empfindung auf ſeiner Seite, und mir war, als hätte er recht."

„Auch du?" ſagte der Profeſſor finſter, wandte ſich ab und ſchritt in ſeine Arbeitsſtube.

Wieder ſaß Ilſe allein, das Herz war ihr ſchwer und ſie grübelte: „Er ſieht doch in vielen Dingen das Leben anders an als ich. Gegen die Thiere iſt er weicher und gegen die Menſchen zuweilen härter, als ich ſein kann. Wie ich mich auch mühe, ich bleibe ihm gegenüber ein ungeſchicktes Weib vom Lande. Er iſt gütig geweſen gegen die Rollmaus, er wird es auch gegen mich ſein, aber er wird immer gegen mich Nachſicht üben müſſen."

Sie ſprang auf und ihr Antlitz flammte.

Unterdeß fuhr Raſchke im Vorzimmer umher. Auch dort herrſchte Unordnung. Gabriel war noch nicht von ſeinem weiten

Wege zurückgekehrt, die Köchin hatte das abgeräumte Mahl bis zu seiner Ankunft auf einen Seitentisch gestellt, und Raschke mußte allein seinen Ueberrock suchen. Er wühlte unter den Kleidern, griff einen Rock und einen Hut. Da er heut nicht zerstreut war wie wohl sonst, fiel ihm bei einem Blick über die verschmähte Abendkost noch zu rechter Zeit ein, daß er ein Huhn essen mußte. Deßhalb erfaßte er die neuen Zeitungen, welche Gabriel für seinen Herren zurecht gelegt hatte, nahm schnell ein Huhn aus der Schüssel, wickelte es in die Blätter und versenkte es in die Tasche, deren Tiefe und Geräumigkeit ihn angenehm überraschte. So eilte er bei der erstaunten Köchin vorüber zur Wohnung hinaus. Als er die Entreethür öffnete, stieß er an etwas, das an der Schwelle wurzelte, er hörte hinter sich ein häßliches Geknurr und stürmte die Treppe hinab in's Freie.

Dabei flogen ihm die Reden des verlassenen Freundes durch den Kopf. Das ganze Verhalten Werners war sehr charakteristisch, und es war ein tüchtiges Wesen. Merkwürdig, daß in einem Augenblick des Zornes Werners Gesicht plötzliche Aehnlichkeit mit dem einer Dogge erhalten hatte. Hier wurde dem Philosophen die gradlinige Kette seiner Betrachtungen gekreuzt durch die Erinnerung an das Gespräch über Thierseelen. „Es ist doch zu bedauern, daß es immer noch schwer wird, den seelischen Ausdruck der Thiere zu fixiren. Gelänge das, so würde auch die Wissenschaft davon Nutzen ziehen. Wer Ausdruck und Geberde der Leidenschaften bei Menschen und höheren Thieren genau bis auf Einzelheiten vergleichen könnte, der vermöchte aus dem Gemeingültigen wie aus den einzelnen Abweichungen Interessantes zu folgern. Denn dadurch würde das Naturgemäße ihrer dramatischen Bewegung und vielleicht einige neue Gesetze derselben gefunden werden."

Während der Philosoph darüber dachte, fühlte er ein wiederholtes Ziehen am Rockschooß. Da seine Frau die Gewohnheit hatte, ihn leise zu zupfen, wenn er neben ihr in Gedanken wandelte und einem Bekannten begegnete, so ließ

er ſich dadurch nicht weiter ſtören, er nahm freundlich ſeinen Hut ab und ſagte gegen das Brückengeländer gewendet: „Guten Abend.“

„Dies Gemeinſame und Urſprüngliche des mimiſchen Ausdrucks bei Menſchen und höheren Thieren würde aber, genau erkannt, vielleicht ſogar neue Blicke in das große Geheimniß des Lebens verſtatten.“ — Es zupfte wieder. Raſchke nahm mechaniſch den Hut ab; es zupfte wieder. „Ich danke, liebe Aurelie, ich habe gegrüßt.“ Darüber entwickelte ſich in ihm der Seitengedanke, daß ſeine Frau nicht ſo tief unten am Rock ziehen könnte. Die zupfte, war gar nicht ſie, ſondern ſeine kleine Tochter Bertha, die zuweilen altklug neben ihm ging und ebenſo wie die Mutter leiſe die Glocke zum Grüßen zog. ‚Es iſt gut, mein Kind,“ ſagte er, da Bertha unaufhörlich an dem Rockſchooß kratzte und läutete. „Komm hervor, du Schelm,“ und er faßte in Gedanken hinter ſich, die Neckerin heranzuziehen. Er ergriff tief unten etwas Rundes, Zottiges, fühlte im Augenblick ſcharfe Zähne an ſeinen Fingern und wandte ſich erſchrocken um. Da ſah er im Laternenlicht ein röthlich ſchimmerndes Ungethüm mit dickem Kopf, mit geſträubtem Haar und einer Quaſte ſtatt des Schwanzes aus gehobener Stellung auf die Vorderbeine zurückfallen. Frau und Tochter waren ihm greulich verwandelt und er blickte verwundert auf das undeutliche Geſchöpf, das ſich ihm gegenüber ſetzte und ihn ebenfalls ſchweigend anſtarrte.

„Eine merkwürdige Begegnung,“ rief Raſchke. „Was biſt du, unbekanntes Weſen? muthmaßlich ein Hund, hinweg mit dir!“ Die Creatur wich einige Schritte zurück, Raſchke eilte in ſeiner Unterſuchung weiter: „Wenn man den Geſichtsausdruck und die Geberde der Affecte in ſolcher Art auf Grundformen zurückführte, ſo würde ſich jedenfalls als eins der thätigſten Geſetze das Beſtreben erweiſen, Fremdes anzuziehen und abzuſtoßen. Es wäre lehrreich, bei dieſen unwillkürlichen Bewegungen der Menſchen und Thiere zu unterſcheiden, was jeder Art naturnoth-

wendig und was ihr conventionell ist. Hinweg, Hund, thu' mir den Gefallen und geh nach Haus. Was will er von mir? er gehört offenbar in Werners Reich. Das arme Geschöpf wird sich unter der Herrschaft einer fixen Idee in der Stadt verlaufen."

Unterdeß wurden die Angriffe Speihahns leidenschaftlicher, zuletzt bewegte er sich in ganz unnatürlichem und rein conventionellem Marsche nur auf den Hinterbeinen vorwärts, indem er sich mit den Vorderpfoten an die Rückseite des Professors stemmte, und mit dem Maul förmlich in den Rock einbiß.

Ein später Schusterjunge blieb stehen und schlug an sein Schurzfell. „Schämt sich der Meister nicht, daß er sich von dem armen Lehrjungen bockschieben läßt?" Und in Wahrheit sah der Hund hinter dem Manne aus, wie ein Zwerg, der auf der Eisbahn einen Riesen stoßend fortbewegt.

Raschke's Interesse an den Gedanken des Hundes wurde größer. Er blieb an einer Laterne stehen, besah und befühlte seinen Rock. Dieser Rock war zu einem Sammetkragen und sehr langen Aermeln gekommen, zu Vorzügen, welche der Philosoph an seinem Ueberrocke niemals bemerkt hatte. Jetzt war die Sache klar, er selbst hatte in Gedanken ein falsches Kleid gewählt, und der wackere Hund bestand darauf, die Garderobe seines Herrn zu retten und dem Räuber fühlbar zu machen, daß etwas nicht in Ordnung war. Raschke freute sich so sehr über diese Klugheit, daß er sich umdrehte, an Speihahn einige gütige Worte richtete und einen Versuch machte, das borstige Fell zu streicheln. Der Hund schnappte wieder nach seiner Hand. „Du hast ganz Recht," entgegnete Raschke, „daß du mir zürnst, ich will dir beweisen, daß ich mein Unrecht einsehe." Er zog den Rock aus und hing ihn über den Arm: „Richtig, er ist weit schwerer, als mein eigener." So ging er in seinem dünnen Leibrock frisch vorwärts und erkannte mit Befriedigung, daß der Hund die Angriffe auf den Rücken aufgab. Dafür aber sprang Speihahn an der Rockseite dahin, und wieder biß er nach dem Rock und nach der Hand und knurrte widerwärtig.

Dem Profeſſor wurde der Hund ärgerlich, und als er auf der Promenade an eine Bank kam, legte er den Rock auf die Bank, um den Hund in ernſter Begegnung nach Hauſe zu treiben. Dadurch wurde er zwar den Hund los, aber auch den Rock. Denn Speihahn ſprang mit gewaltigem Satze auf die Bank, ſtellte ſich breitbeinig über den Rock und erhob gegen den Profeſſor, der ihn vertreiben wollte, ein grimmiges Knurren und Fauchen. „Es iſt Werners Rock," ſagte ſich der Profeſſor, „und es iſt Werners Hund, es wäre unrecht, das arme Thier zu ſchlagen, weil es in ſeiner Treue leidenſchaftlich wird, und es wäre unrecht, Hund und Rock zu verlaſſen." So blieb er vor dem Hunde ſtehen und redete ihm freundſchaftlich zu, aber Speihahn achtete gar nicht mehr auf den Profeſſor, er wandte ſich gegen den Rock ſelbſt und kratzte, wühlte, biß hinein. Raſchke ſah, daß der Rock dieſe Wuth nicht lange ertragen konnte. „Er iſt verrückt oder toll," ſagte er ſich mißtrauiſch, „zuletzt werde ich doch Gewalt gegen dich brauchen müſſen, arme Creatur," und dabei überlegte er, ob er ebenfalls auf die Bank ſpringen und den Verrückten durch eine kräftige Fußbewegung in die Tiefe ſchleudern ſollte, oder ob er den unvermeidlichen Angriff beſſer von unten eröffnen würde. Er entſchloß ſich zu letzterem und ſah umher, ob irgendwo ein Stein oder Pfahl gegen den Wüthenden erreichbar ſei. Dabei blickte er auf die Bäume und den dunklen Himmel über ſich, und die Oertlichkeit erſchien ihm ganz fremd. „Iſt hier Zauberei im Spiel?" rief er ergötzt. „Bitte," wandte er ſich grüßend an einen einſamen Wanderer, der ſeines Wegs kam, „in welcher Stadtgegend ſind wir wohl? Und könnten Sie mir wohl auf einen Augenblick Ihren Stock leihen?"

„Wirklich?" entgegnete der Angeredete in unwilligem Ton, „das ſind ja ſehr verfängliche Fragen. Meinen Stock brauche ich des Abends ſelbſt. Wer ſind denn Sie, mein Herr?" Der Fremde trat dem Profeſſor drohend näher.

„Ich bin friedlich," verſetzte Raſchke, „und thätlichen Angriffen durchaus abgeneigt. Es hat ſich nur zwiſchen jenem

Thiere auf der Bank und mir ein Streit um den Besitz eines Rockes erhoben, und ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie den Hund von dem Rocke verscheuchten. Aber ich bitte Sie, dem Thiere nicht mehr weh zu thun, als durchaus nöthig ist."

„Ist denn das Ihr Rock?" frug der Mann.

„Das kann ich leider nicht bejahen," versetzte Raschke gewissenhaft.

„Hier ist etwas nicht in Ordnung," rief der Fremde und sah wieder argwöhnisch auf den Professor.

„Allerdings nicht," versetzte Raschke, „der Hund ist außer sich, der Rock ist vertauscht, und ich weiß nicht, wo wir sind."

„Nahe beim Thalthor, Herr Professor Raschke," antwortete die Stimme Gabriels, welcher eilig zu der Gruppe trat. „Um Vergebung, wie kommen Sie hierher?"

„Vortrefflich," rief Raschke vergnügt, „ich bitte, übernehmen Sie hier diesen Rock und diesen Hund."

Erstaunt sah Gabriel auf Freund Speihahn, der jetzt über dem Rocke saß und gegen seinen Gönner das Haupt senkte. Gabriel warf den Hund herab und riß den Rock an sich. „Das ist ja unser Ueberzieher," rief er.

„Ja, Gabriel," bestätigte der Professor, „das war mein Irrthum, und der Hund hat dem Rock eine merkwürdige Treue bewiesen."

„Treue?" rief Gabriel entrüstet, und zog ein Packet aus der Tasche des Rockes. „Es war gefräßiger Eigennutz, Herr Professor, hierin muß etwas Gebratenes sein."

„Ha," rief Raschke, „richtig, ich erinnere mich, das Huhn ist an allem Schuld. Geben Sie mir das Packet, Gabriel, das Huhn muß ich selbst essen. Und wir könnten jetzt mit völliger Befriedigung einander Gutenacht sagen, wenn Sie mir noch ein wenig meine Richtung durch diese Bäume angeben wollten."

„Aber Sie dürfen mir nicht in der Abendluft ohne Ueberrock nach Hause gehen," bat Gabriel wohlmeinend, „wir sind

nicht weit von unſerer Wohnung, am beſten wäre wirklich, der Herr Profeſſor kehrte mit mir um."

Raſchke überlegte und lachte: „Sie haben Recht, lieber Gabriel, mein Aufbruch war ungeſchickt, und die Thierſeele hat heut eine Menſchenſeele zur Ordnung gebracht."

„Wenn Sie dieſen Hund meinen," verſetzte Gabriel, „ſo wär's zum erſten Mal, daß er etwas Ordentliches zu Stande bringt. Ich merke, er iſt Ihnen von unſerer Thür nachgeſchlichen, denn dorthin ſtelle ich ihm des Abends die kleinen Knochen."

„Er that einmal, als wäre er nicht ganz bei Sinnen," ſagte der Profeſſor.

„Er iſt ſchlau, wo er will," verſetzte Gabriel geheimnißvoll, „aber wenn ich von meinen Erfahrungen mit dieſem Hunde reden ſollte —"

„Sprechen Sie, Gabriel," rief der Philoſoph wißbegierig. „Nichts iſt von Thieren ſo werthvoll, als wahrhafter Bericht ſolcher, welche genau beobachtet haben."

„Das darf ich von mir ſagen," beſtätigte Gabriel mit Selbſtgefühl, „und wenn Sie genau wiſſen wollen, wie er iſt, ſo verſichre ich Sie, er iſt verwünſcht, er iſt unehrlich, er iſt vergiftet und er hat einen Grimm gegen die Menſchheit."

„Hm, ſo!" verſetzte der Philoſoph kleinlaut, „ich merke, es iſt viel ſchwerer, einem Hunde in's Herz zu ſehen, als einem Profeſſor."

Speihahn ſchlich ſtill und gedrückt, und hörte auf das Lob, das ihm ertheilt wurde, während Profeſſor Raſchke von Gabriel geleitet in das Haus am Parke zurückkehrte. Gabriel öffnete die Thür des Wohnzimmers und rief hinein: „Herr Profeſſor Raſchke."

Ilſe ſtreckte ihm beide Hände entgegen: „Willkommen, willkommen, lieber Herr Profeſſor," und führte ihn in das Arbeitszimmer des Gatten.

„Da bin ich wieder," rief Raſchke vergnügt, „nach einer

Irrfahrt wie im Märchen; was mich zurückgeführt hat, waren zwei Thiere, die mir den richtigen Weg wieſen, ein gebratnes Huhn und ein vergifteter Hund.“ Felix ſprang auf, die Männer grüßten einander mit warmem Händedruck und es wurde nach aller Irrung noch ein herzerfreuender Abend.

Als Raſchke ſich ſpät entfernt hatte, ſagte Gabriel traurig zu ſeiner Herrin: „Dies war der neue Rock; das Huhn und der Hund haben ihn verwüſtet, daß es ein Jammer iſt.“

7.

Die Erkrankung.

Ueber dem Stadtwald und den Gärten rührte ſich das junge Leben des Frühlings. In ſtillem Wintertraum hatten Knoſpen und Raupen nebeneinander geſchlafen, jetzt ſchoß das Blatt aus ſeiner Hülle und der Wurm kroch über das junge Grün. Unter dem hellen Schein einer höheren Sonne begann der Kampf des Lebens, das Blühen und Welken, die bunten Farben und der Spätfroſt, in dem ſie erblichen, das luſtige Laub und der Käfer, der daran nagte. Der uralte Streit erhob ſich um Knoſpen und Blüthen wie im Herzen des Menſchen.

In Ilſe's Lehrſtunden wurde jetzt Herodot geleſen. Auch er ein Frühlingsbote des Menſchengeſchlechts an der Grenze zwiſchen träumender Poeſie und heller Wirklichkeit, der frohe Verkünder einer Zeit, in welcher das Volk der Erde ſich der eigenen Schönheit freute und die Wahrheit mit Ernſt zu ſuchen begann. Wieder las Ilſe in leidenſchaftlicher Spannung die Seiten, welche ihr eine verſchüttete Welt ſo lebendig und herzlich vor Augen ſtellten. Aber es war nicht mehr die ungetrübte erhebende Freude an dem Erzählten, wie bei dem Werk des großen Dichters, der Schickſal und Thaten ſeiner Helden ſo

lenkte, daß ſie dem Gemüth auch da wohlthaten, wo ſie Leid und Schrecken erregten. Denn das iſt ein Recht der menſchlichen Erfindung, die Welt zu geſtalten, wie das weiche Herz des Menſchen ſie erſehnt: Wechſel und billiges Verhältniß in Glück und Leid, jedem Einzelnen nach ſeiner Kraft und ſeinem Thun Anerkennung und klug zugemeſſene Vergeltung. Der Geiſt aber, welcher hier das geſchwundene Leben regierte, waltete übermenſchlich; die Fülle des Lebendigen drängte ſich, eines verwüſtete das andere, erbarmungslos brach die Zerſtörung ein, ſie traf die Guten wie die Böſen, es war auch eine Vergeltung, es war auch ein Fluch, aber ſie ſchlugen unbegreiflich, grauſam, herzzermalmend. Das Gute blieb nicht gut, und das Böſe behielt den Sieg. Was erſt zum Segen war, wurde ſpäter zum Verderben, was heut wohlthätig Größe und Herrſchaft gab, das wurde morgen eine Krankheit, welche den Staat zerſtörte. Wenig galt jetzt der einzelne Held; wo ſich eine große Menſchenkraft für Augenblicke herrſchend erhob, ſah Ilſe gleich darauf, wie ſie dahinſchwand in dem wirbelnden Strom der Ereigniſſe. Krösus, der überſichere gutherzige König, fiel, der ſtarke Cyrus verging, und Xerxes wurde geſchlagen. Aber auch die Völker verſanken, die große Wunderblume Egypten verdorrte, das goldene Reich der Lyder zerbrach, die mächtigen Perſer verdarben zuerſt Andere, dann ſich ſelbſt. Und in dem jungen Hellenenvolk, das ſich ſo heldenkräftig erhob, ſah ſie bereits den Zorn, die Miſſethat und die feindlichen Gegenſätze geſchäftig, durch welche das ſchönſte Gebilde des Alterthums nach kurzem Gedeihen vergehen ſollte.

Ilſe und Laura ſaßen einander gegenüber, zwiſchen ihnen lag das aufgeſchlagene Buch. Zwar wurde Laura nicht bei dem geheimen Vortrag des Profeſſors zugelaſſen, aber ihre Seele flog getreulich auf der Wildbahn nebenher. Ilſe theilte ihr von dem Erwerb ihrer Stunden mit und genoß die ſüße Freude, neues Wiſſen in den Geiſt einer Vertrauten zu ſenken.

„Auf dieſen Xerxes habe ich einen großen Zorn,“ rief

Laura, „ſchon von der Fibel her: Der Perſer Xerxes war ein reicher König, Xanthippe war ein Weib, doch taugten beide wenig. Ich dachte lange, Xanthippe wäre ſeine Frau geweſen, ich hätte ſie ihm gegönnt. Sehen Sie dagegen die dreihundert Spartaner, ſie ſenden die andern nach Haus, kränzen ſich und ſalben ſich und ziehen ihr Feſtkleid an zum Tode. Das erhebt das Herz. Sie waren Männer. Und könnte ich ihrem Gedächtniß etwas Liebes erweiſen durch meinen dummen Kopf und meine ſchwachen Hände, ich wollte dafür arbeiten, bis mir die Finger ſchmerzten. Aber was kann ich Armſelige thun! Höchſtens Reiſetaſchen ſticken für ihren Weg in die Unterwelt, und die kämen zweitauſend Jahre zu ſpät. Wir Frauen ſind erbärmlich dran," rief ſie ärgerlich.

„Ich weiß andere aus der Schlacht," ſagte Ilſe, „die mir rührender ſind, als die dreihundert von Sparta. Das ſind die Theſpier, welche zugleich mit ihnen kämpften und ſtarben. Die Spartaner zwang ihr ſtolzes Herz, die ſtrenge Zucht und Befehl ihrer Obrigkeit. Die Theſpier aber ſtarben freiwillig. Sie waren kleine Leute, und ſie wußten wohl, daß die größte Ehre ihren vornehmen Nachbarn bleiben würde. Sie aber ſtanden treu in beſcheidenem Sinn, und das war weit ſelbſtloſer und edler. — Ach, ihnen allen war es leicht," fuhr ſie traurig fort, „aber die zurückblieben, ihre armen Eltern, die Frauen und Kinder, das zerſtörte Glück und der unſägliche Jammer daheim."

„Jammer!" rief Laura, „wenn ſie dachten wie ich, waren ſie ſtolz auf den Tod ihrer Lieben und trugen, wie dieſe, Kränze in ihrem Schmerz. Wozu iſt unſer Leben, wenn man ſich nicht freuen darf, es für Höheres hinzugeben."

„Für Höheres?" frug Ilſe. „Was den Männern höher gilt als Weib und Kind, iſt das höher auch für uns? Unſer Amt iſt, das ganze Herz auf ſie, die Kinder und das Haus zu richten. Wenn ſie uns genommen werden, uns iſt das ganze Leben verwüſtet und nichts bleibt, als unendliche Trüb-

ſal. Das iſt für uns wohl natürlich, wenn wir ihren Beruf anders anſehen, als ſie ſelbſt."

„Ich will auch ein Mann ſein," rief Laura. „Sind wir denn ſo ſchwach an Geiſt und Gemüth, daß wir weniger Begeiſterung und Ehrgefühl und Liebe zum Vaterland haben müſſen als ſie? Der Gedanke iſt furchtbar, durch das ganze Leben nur Dienerin zu ſein eines Gebieters, der auch nicht ſtärker und beſſer iſt als ich, der Gummiſchuhe trägt, ſich die Füße nicht naß zu machen, und einen wollenen Shawl, ſobald ein rauhes Lüftchen weht."

„Man trägt dergleichen hier in der Nachbarſchaft," verſetzte Ilſe lächelnd.

„Es thun's die Meiſten," ſagte Laura ausweichend, „und glauben Sie mir, Frau Ilſe, dies Männervolk hat kein Recht darauf, daß wir unſer ganzes Herz und Leben auf ſie richten. Grade die tüchtigſten haben kein volles Herz für uns. Wie ſollten ſie auch? Wir ſind ihnen gut zur Unterhaltung und ihre Strümpfe zu ſtopfen und vielleicht ihre Vertrauten zu werden, wenn ſie ſich einmal nicht Rath wiſſen, aber die beſten von ihnen ſehen immer über uns weg auf das Ganze, und dort iſt ihr eigentliches Leben. Was ihnen Recht iſt, das ſollte uns billig ſein."

„Haben wir nicht genug an dem, was ſie uns von ihrem Leben geben?" frug Ilſe. „Iſt's auch nur ein Theil, er macht uns glücklich."

„Iſt es ein Glück, die größten Gefühle zu entbehren?" rief Laura wieder, „können wir ſterben wie Leonidas?"

Ilſe wies auf die Thür ihres Gatten. „Mein Hellas ſitzt dort drin und arbeitet, und mir pocht das Herz, wenn ich ſeinen Tritt höre, oder auch nur das Kniſtern ſeiner Feder. Für den einen Geliebten zu leben oder zu ſterben, iſt doch auch eine erhebende Idee, und ſie macht glücklich. Ach, nur glücklich, wenn man weiß, daß man ihm ein Glück iſt."

Laura flog zu den Füßen der Freundin, ſah ihr in das

ſorgenvolle Antlitz und ſchmeichelte. „Ich habe Sie ernſthaft gemacht mit meinem Geſchwätz, und das war unrecht, denn ich möchte Ihnen jede Stunde ein Lächeln um die Lippen zaubern und immer ein freundliches Licht in die ſanften Augen. Haben Sie Geduld mit mir, ich bin ein Querkopf und ein unwirſches Ding, und oft unzufrieden mit mir und andern, und ich weiß manchmal ſelbſt nicht warum. — Aber Xerxes taugt nichts, dabei bleibe ich, und wenn ich ihn hätte, ich könnte ihn alle Tage ohrfeigen.“

„Ihm wenigſtens iſt es vergolten worden,“ verſetzte Ilſe. Laura ſprang wieder auf. „Iſt das eine Vergeltung für den Buben, Hunderttauſende hat er umgebracht oder elend gemacht, und er fährt mit heiler Haut nach Hauſe. Es giebt keine Strafe, die hart genug iſt für ſolchen frevelhaften König. — Ich weiß aber recht gut, wie er war, er war ein verzogenes Mutterſöhnchen, er hatte immer in ſeinem elterlichen Hauſe gelebt, er war aufgewachſen im Ueberfluß, und alle Menſchen waren ihm unterthänig. Deßwegen behandelte er alle mit Verachtung. Es würde andern eben ſo gehen, wenn ſie in die Lage kämen. Ich kann mir's recht gut denken, daß ich ſelbſt ſo ein Ungethüm ſein würde, und mancher Bekannte auch.“

„Etwa mein Mann?“ frug Ilſe.

„Der iſt mehr Cyrus oder Kambyſes,“ verſetzte Laura.

Ilſe lachte. „Das iſt nicht wahr. Aber wie wäre es mit dem Doctor drüben?“

Laura hob ſtrafend die Hand gegen das Nachbarhaus. „Der wäre Xerxes, grade wie er im Buche ſteht. Wenn Sie ſich den Doctor denken ohne Brille, in einem goldenen Schlafrock, mit einem Scepter in der Hand, ohne ſein gutes Herz, was Fritz Hahn allerdings hat, und etwas weniger geſcheut als er iſt, und noch mehr verzogen als er iſt, und als einen Menſchen, der kein Buch geſchrieben hat, und nichts gelernt hat, als andere ſchlecht behandeln, ſo iſt er ganz Xerxes. Ich ſehe ihn vor mir auf dem Throne ſitzen hier am Bach und

mit ſeiner Peitſche in das Waſſer ſchlagen, weil es ihm die Stiefeln naß macht. Der hätte wohl gefährlich werden können, wenn er nicht hier am Stadtpark geboren wäre."

„Das meine ich auch," verſetzte Ilſe.

Aber am Abend in der Lehrſtunde ſprach Ilſe zum Gatten: „Als Leonidas mit ſeinen Helden ſtarb, rettete er ſeine Landesleute vor der Herrſchaft fremder Barbaren, aber nach ihm endeten viele Tauſende des ſchönen Volkes im innern Kampf der Städte, und in ſolchem Streite verdarb das Volk, und nicht lange währte es, da kamen andere Fremde und nahmen ihren Enkeln doch die Freiheit. Wozu ſind die vielen Tauſende geſtorben, was half der Haß und die Begeiſterung und der Parteieifer, Alles war eitel und Alles ein Zeichen des Untergangs. Der Menſch iſt hier wie ein Sandkorn, das in den Boden getreten wird, ich ſtehe vor einem ſchrecklichen Räthſel, und mir wird bange auf der Erde."

„Ich will verſuchen, dir eine Löſung zu geben," verſetzte der Gatte ernſt, „aber die Worte, welche ich dir heut ſagen darf, ſind wie die Schlüſſel zu den Gemächern des böſen Blaubart. Oeffne nicht zu haſtig jedes Zimmer, denn in einigen iſt zu ſchauen, was dir jetzt vorzeitig neue Unſicherheit aufregt."

„Ich bin dein Weib," rief Ilſe, „und haſt du eine Antwort für die Fragen, welche mich peinigen, ſo fordere ich ſie."

„Es iſt auch dir kein Geheimniß, was ich dir antworte," ſprach der Profeſſor. „Du biſt nicht nur, wofür du dich hältſt, ein Menſch, geſchaffen zu Leid und Freude, durch Natur, Liebe, Glauben mit Einzelnen verbunden, du biſt zugleich mit Leib und Seele einer irdiſchen Macht verpflichtet, um die du nur wenig ſorgſt, und die doch vom erſten bis zum letzten Athemzuge dein Leben leitet. Wenn ich dir ſage, daß du ein Kind deines Volkes und daß du ein Kind des Menſchengeſchlechts biſt, ſo iſt dir dies Wort ſo geläufig, daß du wohl nicht mehr an die hohe Bedeutung denkſt. Und doch iſt dies Verhältniß

das höchſte irdiſche, in dem du ſtehſt. Zu ſehr werden wir von kleinauf gewöhnt, nur die Einzelnen, mit denen uns Natur oder freie Wahl verbindet, in unſer Herz zu ſchließen, und ſelten denken wir daran, daß unſer Volk der Ahnherr iſt, von dem die Eltern ſtammen, der uns Sprache, Recht, Sitte, Erwerb und jede Möglichkeit des Lebens, faſt Alles, was unſer Schickſal beſtimmt, unſer Herz erhebt, geſchaffen oder zugetragen hat. Freilich nicht unſer Volk allein; denn auch die Völker der Erde ſtehen wie Geſchwiſter neben einander, und ein Volk hilft Leben und Schickſal der andern beſtimmen. Alle zuſammen haben gelebt, gelitten und gearbeitet, damit du lebſt, dich freuſt und ſchaffſt."

Ilſe lächelte. „Auch der böſe König Kambyſes und ſeine Perſer?"

„Auch ſie," verſetzte der Profeſſor, „denn das große Netz, in welchem dein Leben einer Maſche gleicht, iſt aus unendlich vielen Fäden zuſammengewebt, und wenn einer gefehlt hätte, wäre das Gewebe unvollſtändig. Denke zuerſt an Kleines. Der Tiſch, an welchem du ſitzeſt, die Nadel, welche du in der Hand hältſt, die Ringe an Finger und Ohr verdankſt du Erfindungen einer Zeit, aus welcher jede Kunde fehlt; damit dein Kleid gewebt werden konnte, iſt der Webſtuhl in einem unbekannten Volke erfunden, und ähnliche Palmenmuſter, wie du trägſt, ſind in einer Fabrik der Phönicier erdacht worden."

„Gut," ſagte Ilſe, „das laſſe ich mir gefallen, es iſt ein hübſcher Gedanke, daß die Vorzeit ſo artig für mein Behagen geſorgt hat."

„Nicht dafür allein," fuhr der Gelehrte fort, „auch was du weißt und was du glaubſt, und vieles, was dein Herz beſchäftigt, iſt dir durch dein Volk aus eigener und fremder Habe überliefert. Jedes Wort, das du ſprichſt, iſt durch hunderte von Generationen fortgepflanzt und umgebildet worden, damit es den Klang und die Bedeutung bekam, welche du jetzt ſpielend gebrauchſt. In dieſem Sinne ſind unſere Ahnen aus Aſien

in's Land gezogen, hat Armin mit den Römern für Erhaltung unſerer Sprache gekämpft, damit du an Gabriel einen Befehl geben kannſt, den ihr beide verſteht. Für dich haben die Dichter gelebt, welche dir in der Jugendzeit des Hellenenvolkes den kräftigen Klang des epiſchen Verſes erfanden, den ich ſo gern von deinen Lippen höre. Und ferner, damit du glauben kannſt, wie du glaubſt, war vor dreihundert Jahren in deinem Vaterlande der großartigſte Kampf der Gedanken nöthig, und wieder anderthalbtauſend Jahre früher in einem kleinen Volke Aſiens noch machtvolleres Ringen der Seele, und wieder funfzig Generationen früher ehrwürdige Gebote unter den Zelten eines wandernden Wüſtenvolkes. Das Meiſte, was du haſt und biſt, verdankſt du einer Vergangenheit, die anfängt von dem erſten Menſchenleben auf Erden. In dieſem Sinne hat das ganze Menſchengeſchlecht gelebt, damit du leben kannſt."

Alſe ſah mit Spannung auf den Gatten. „Der Gedanke erhebt," rief ſie, „und er kann den Menſchen ſtolz machen. Aber wie ſtimmt dazu, daß derſelbe Menſch wieder ein Nichts iſt und wie ein Wurm zertreten wird in dem großen Treiben deiner Geſchichte?"

„Wie du ein Kind deines Volkes und des Menſchengeſchlechtes biſt, ſo iſt es zu jeder Zeit der Einzelne geweſen, und wie er ſein Leben und faſt den ganzen Inhalt deſſelben dem größeren Erdengebilde verdankt, von dem er ein Theil iſt, ſo iſt auch ſein Schickſal an das größere Schickſal des Volkes, an die Geſchicke der Menſchheit gefeſſelt. Dein Volk und dein Geſchlecht haben dir vieles gegeben, ſie verlangen dafür ebenſo viel von dir. Sie haben dir den Leib behütet, den Geiſt geformt, ſie fordern auch deinen Leib und Geiſt für ſich. Wie frei du als Einzelner die Flügel regſt, dieſen Gläubigern biſt du für den Gebrauch deiner Freiheit verantwortlich. Ob ſie als milde Herren dein Leben friedlich gewähren laſſen, ob ſie es ſich mit hoher Mahnung in einer Stunde fordern, deine Pflicht iſt dieſelbe; indem du für dich zu leben und zu

ſterben meinſt, lebſt und ſtirbſt du für ſie. Das einzelne Leben iſt für ſolche Betrachtung unermeßlich klein gegen das Ganze. Uns iſt der einzelne verſtorbene Menſch nur erkennbar, ſofern er auf andere Menſchen eingewirkt hat, nur im Zuſammenhange mit denen, die vor ihm waren und nach ihm kamen, hat er Werth. Werth hat aber in dieſem Sinne der Große und der Kleine. Denn in ſolcher Pflicht gegen ſein Volk arbeitet Jeder von uns, wer ſeine Kinder erzieht, wer den Staat regiert, wer Wohlſtand, Behagen, Bildung ſeines Geſchlechtes mehrt. Unzählige wirken dies, ohne daß von ihnen eine perſönliche Kunde bleibt, ſie ſind wie Waſſertropfen, die mit andern eng verbunden als große Fluth dahin rinnen, für ſpätere Augen nicht erkennbar. Aber vergebens haben darum auch ſie nicht gelebt. Und wie die zahlloſen Kleinen Bewahrer der Bildung und Arbeiter für Fortdauer der Volkskraft ſind, ſo ſtellt auch die höchſte Kraft des Einzelnen, der größte Held, der edelſte Reformator durch ſein Leben nur einen kleinen Theil der Volkskraft dar. Während er für ſich und ſeine Zwecke kämpft, arbeitet er zugleich umgeſtaltend für ſeine Zeit, vielleicht über ſeine Zeit und ſein Volk hinaus, für alle Zukunft. Auch er zahlt nur die Schuld ſeines Lebens, indem er die Verpflichtung ſpäterer Menſchen größer und edler macht. Sieh, Geliebte, bei ſolcher Auffaſſung ſchwindet der Tod aus der Geſchichte. Das Reſultat des Lebens wird wichtiger als das Leben ſelbſt, über dem Mann ſteht das Volk, über dem Volk die Menſchheit, Alles, was ſich menſchlich auf Erden regte, hat nicht nur für ſich gelebt, ſondern auch für alle anderen, auch für uns, denn es iſt ein Gewinn geworden für unſer Leben. Wie die Griechen in ſchöner Freiheit heraufwuchſen und vergingen, und wie ihre Gedanken und Arbeiten den ſpäteren Menſchen zu gut kamen, ſo wird auch unſer Leben, das in kleinem Kreiſe verläuft, nicht vergeblich für die Geſchlechter der Zukunft."

„Ach," rief Ilſe, „das iſt eine Anſicht über das Erdenleben, die nur ſolchen möglich iſt, welche Großes thun, und

um die man ſich in ſpäter Zeit immer wieder kümmert. Mich friert dabei. Der Menſch iſt hier nur wie Blume und Kraut, und das Volk wie eine Wieſenfläche, und ſind ſie gemäht durch die Zeit, ſo iſt, was übrig bleibt, nur nützliches Heu für die Spätern. Alle, die einſt waren und die jetzt ſind, ſie haben doch auch für ſich ſelbſt gelebt, und für die, welche ſie ſich mit freier Liebe ſuchten, für Weib und Kind und ihre Freunde, und ſie waren noch etwas anderes als eine Ziffer unter Millionen, und als ein Blatt am ungeheuren Baume. Und wenn ihr Daſein ſo klein iſt, und ſo unnütz, daß euer Auge keine Spur ſeines Schaffens erkennt, das Leben des armen Bettlers, meines Kranken am Dorffenſter, ihre Seelen werden doch behütet von einer Macht, welche größer iſt als dein großes Netz, das aus Menſchenſeelen gewebt iſt." Sie ſprang auf und ſtarrte dem Gatten ängſtlich in das Antlitz. „Beugt euren Menſchenſtolz vor einer Gewalt, die ihr nicht verſteht."

Der Gelehrte ſah beſorgt auf ſein Weib. „Auch ich beuge mich in Demuth vor dem Gedanken, daß die große Einheit des Lebendigen auf dieſer Erde nicht die höchſte Macht des Lebens iſt. Nur der Unterſchied iſt zwiſchen dir und mir, daß ich gewöhnt bin, in meinem Geiſt mit den hohen Gewalten der Erde zu verkehren. Auch mir ſind ſie Offenbarungen, ſo ehrwürdig und heilig, daß ich dem Ewigen und Unbegreiflichen am liebſten auf dieſem Wege zu nahen ſuche. Du biſt gewöhnt, das Unerforſchliche im Bilde zu ſchauen, welches fromme Ueberlieferungen in dein Gemüth gelegt hat, und ich wiederhole die Worte, welche ich dir früher ſagte: Dein Suchen und Vertrauen und das meine entſpringen aus derſelben Quelle, und es iſt daſſelbe Licht, zu dem wir aufblicken, wenn auch auf verſchiedene Weiſe. Was dem Glauben früherer Geſchlechter die Götter und wieder die Engel und Erzengel waren, höhere Gewalten, welche als Boten des Höchſten das Leben der Einzelnen umſchweben, das ſind in anderem Sinne für uns die großen geiſtigen Einheiten der Völker und der

Menſchheit, Perſönlichkeiten, welche dauern und vergehen, aber nach andern Geſetzen als die einzelnen Menſchen. Und daß ich dieſe Geſetze zu verſtehen ſuche, das iſt ein Theil meiner Frömmigkeit. Du ſelbſt wirſt allmälig die beſcheidene und erhebende Auffaſſung des Heiligen, in welcher ich lebe, kennen lernen. Auch du wirſt allmälig erfahren, daß dein und mein Glaube im Grunde derſelbe iſt."

„Nein," rief Ilſe, „ich ſehe nur Eines, eine tiefe Kluft, welche meine Gedanken von deinen ſcheidet. O, nimm mir die Angſt, welche mich jetzt um deine Seele peinigt."

„Nicht ich kann das thun, und nicht ein Tag kann das thun, nur unſer Leben ſelbſt, tauſend Eindrücke, tauſend Tage, an denen du dich gewöhnſt, die Welt ſo anzuſehen wie ich."

Er zog die Gattin, welche ſtarr vor ihm ſtand, näher an ſich und ſagte ihr leiſe: „Gedenke an den Spruch: im Hauſe meines Vaters ſind viele Wohnungen. Auch er, der ſo geſprochen, wußte, daß Mann und Weib eines ſind durch das ſtärkſte Gefühl der Erde, welches Alles trägt und Alles duldet."

„Was kann ich dir ſein, dem der Einzelne ſo wenig und klein iſt?" frug Ilſe tonlos.

„Das Höchſte und Liebſte auf Erden, die Blüthe meines Volkes, ein Kind meines Geſchlechts, indem ich ehre und liebe, was vor uns war und was uns überleben wird," rief der Profeſſor.

Ilſe ſtand allein unter den fremden Büchern, draußen ſchlug der Wind an die Mauern, er jagte die Wolken an dem Monde vorüber, bald wurde die Stube dunkel, bald füllte ſie ſich mit fahlem Scheine. Und in dem wechſelnden Lichte der Dämmerung dehnten ſich ihr die Wände zu einem unabſehbaren Raum, aus den Büchern ſtiegen fremde Geſtalten, ſie hingen an den Wänden und ſchwebten von der Höhe, ein Heer von grauen Schatten, die bei Tage in die gradlinigen Gehäuſe der Bücher gebannt waren, zogen gegen das Weib heran, und die Todten, die geſpenſtig fortlebten auf der Erde, ſtreckten die Arme nach ihr und forderten ihre Seele für ſich.

Ilſe richtete ſich hoch auf, ſie hob die Hände nach oben und rief ſich die hellen Bilder zu Hülfe, die von kleinauf ihre Tage ſegnend umgeben hatten, weiße Geſtalten mit leuchtendem Antlitz. Sie neigte das Haupt und bat: „Schützet mir den Frieden meiner Seele.“

Als Ilſe in ihr Zimmer trat, lag ein Brief ihres Vaters auf dem Tiſch, ſie öffnete haſtig und ſank, nachdem ſie die erſten Zeilen geleſen, ſchluchzend darüber hin.

Der Vater zeigte der Tochter den Tod eines alten Freundes an. Der gute Herr Pfarrer war aus dem engen Thal hinaufgetragen zu der Ruheſtätte, die er ſich auf dem Friedhof neben ſeiner Frau erwählt. Von der Aufregung, die ihm Ilſe's Scheiden verurſacht, hatte er ſich nicht wieder erholt, der Winter war in langem Siechthum vergangen, an einem warmen Frühlingsabend überraſchte ihn im Garten vor ſeinem Pfirſichbaume das ſchnelle Ende. Dort fand ihn die treue Magd und lief mit der Schreckensbotſchaft nach dem Schloſſe. Er hatte wenige Stunden vorher Clara gebeten, ſeinem lieben Kinde in der Stadt zu ſchreiben, daß es ihm jetzt wohl gehe.

Ilſe hatte oft im Winter um das Leben des Freundes geſorgt, und die Nachricht kam ihr nicht überraſchend. Und doch fühlte ſie grade jetzt ſeinen Verluſt als entſetzliches Unglück. Das war ein Leben, welches feſt und treu an dem ihren hing, ſie wußte wohl, in den letzten Jahren war ſie der Mittelpunkt ſeiner Gedanken und faſt ausſchließlich der Inhalt ſeines Herzens geweſen. Sie hatte dies Leben, das ganz ihr gehörte, um eine ſtärkere Neigung verlaſſen, und ihr ſchien jetzt ein Unrecht, daß ſie von ihm geſchieden war. Sie ſah den Stab zerbrochen, der ſie feſtband an die Gefühle ihrer Kindheit. Und ihr war, als wanke der Boden und als ſei Alles unſicher geworden, das Herz des Gatten, die eigene Zukunft.

So fand ſie der Profeſſor, über den Brief gebeugt, in Thränen aufgelöſt, ihr Schmerz erſchütterte auch ihm das Herz,

und er bat sie ängstlich, ihrer selbst zu gedenken. Lange redete er zärtlich in sie hinein. Endlich sah sie ihn wieder mit treuen Augen an und versprach ruhig zu sein.

Aber es gelang ihr nicht. — Nach wenigen Stunden mußte er sie zu ihrem Lager führen.

Es wurde eine gefährliche Krankheit. Ilse hatte Tage, wo sie in tödlicher Schwäche bewußtlos lag. Wenn sie einmal die müden Augen aufschlug, sah sie in das abgehärmte Antlitz ihres Gatten, und sie sah Laura's Lockenkopf zärtlich über ihr Lager geneigt, dann schwand wieder Alles in dumpfer Betäubung.

Es war ein langes Ringen zwischen Leben und Vergehen, aber sie überwand. Der erste Eindruck, den sie empfing, als sie schmerzlos wie aus einem Schlummer erwachte, war das Rauschen eines schwarzen Kleides und die große Locke der Struvelius, welche ihren Kopf durch die geschlossenen Vorhänge gesteckt hatte und kummervoll aus den grauen Augen auf sie herabsah. Leise rief sie den Namen ihres Gatten, und im nächsten Augenblick kniete er selbst an ihrem Lager und bedeckte ihre Hand mit Küssen, und der starke Mann war so außer Fassung, daß sein Leib in krampfhaftem Weinen bebte. Sie legte ihm die Hand auf das Haupt, strich ihm das verworrene Haar zurück und sagte ihm leise: „Felix, Geliebter, ich will leben."

Jetzt kam eine Zeit großer Schwäche und zögernder Genesung, noch manche Stunde kraftloser Schwermuth, aber auch ein leises Lächeln flog zuweilen über ihre bleichen Lippen.

Draußen grünte der Frühling, nicht alle Knospen hatte der Nachtreif vernichtet, und die Stadtvögel zwitscherten vor ihren Fenstern. Mit Rührung sah Ilse, welch guter Krankenpfleger ihr Mann war, wie geschickt er ihr die Arznei reichte und die Tasse mit Brühe herzutrug, wie er kaum dulden wollte, daß einmal Andere seine Stelle an ihrem Lager einnahmen, und wie er auch jetzt noch trotzig verweigerte, sich in der Nacht einige Stunden Schlaf zu gönnen, aber als sie selbst bat, ganz widerstandslos und mit feuchten Augen nachgab. Von Laura

erfuhr Ilſe, daß dieſer Mann ſehr große Noth gemacht hatte, er war in der argen Zeit ganz verſtört geweſen, finſter und heftig gegen Jedermann, er hatte bei Tag und Nacht an dem Lager geſeſſen, daß man gar nicht begriff, wie er ſelbſt den Zuſtand ausgehalten hatte. „Der Arzt konnte ihn nicht zwingen," ſagte Laura, „ich aber fand das rechte Wort, denn ich drohte ihm ernſthaft, daß ich Ihnen ſeine Widerſetzlichkeit klagen würde. Da überließ er mir endlich auf einzelne Stunden den Platz, und zuletzt auch der Struvelius, aber ungern, weil er behauptete, daß dieſe zu viel raſchele."

Laura ſelbſt bewies jetzt prächtig ihre Liebe; ſie war ſtets zur Stelle, ſchwebte geräuſchlos wie ein Vogel um das Krankenbett, ſaß ſtundenlang unbeweglich, und wenn Ilſe die Angen aufſchlug und ein wenig bei Kräften war, hatte ſie immer eine hübſche Geſchichte bei der Hand. Wie ſie erzählte, war die Struvelius gleich am zweiten Tage herzugekommen, hatte dem Profeſſor eine kleine Rede gehalten, worin ſie feierlich die Rechte einer Freundin in Anſpruch nahm, und ſich dann auf die andere Seite des Bettes geſetzt. Er aber hatte gar nichts von ihren Perioden gehört, war plötzlich aufgefahren und hatte ſie gefragt, wer ſie ſei, und was ſie hier wolle. Da antwortete die Frau Profeſſorin ihm ruhig, ſie heiße Flaminia Struvelius, und ſie habe ebenfalls ein Recht hier zu ſein durch ihr Herz, und darauf hielt ſie ihm die Rede noch einmal, bis er ſich's endlich gefallen ließ. „Sogar ihr Mann war hier," ſetzte Laura vorſichtig hinzu, „als es grade am ſchlimmſten war, und er ſtieß auf den Gemahl, und ich ſah, wie dieſer ihm die Hand reichte, aber, unter uns, ich glaube, er kannte ihn gar nicht. — Und dann," erzählte Laura, „kam auch der thörichte Menſch, der Doctor, gleich am erſten Abend mit ſeiner Schlafdecke und einer Kaffeemaſchine von Blech und erklärte, er werde hier wachen. Da er nicht in die Krankenſtube gelaſſen werden konnte, ſetzte er ſich mit ſeinem Blech in des Profeſſors Stube und es war wie bei der Geſchichte mit dem Jokel, den ſein

Herr ausſchickt: der Profeſſor pflegte Sie und der Doctor pflegte den Profeſſor.“ Ilſe zog Laura's Kopf zu ſich nieder und ſagte ihr in's Ohr: „Und Schweſter Laura pflegte den Doctor.“ Worauf Laura ſie auf den Mund küßte, aber heftig mit dem Kopf ſchüttelte. „Wenigſtens läſtig war er nicht,“ fuhr ſie fort, „er verhielt ſich ſtill, und wir haben ihn als Cerberus gebraucht, der die Beſuche und die Vielen, welche anfrugen, abfertigte. Das hat er treulich gethan. Wenn es möglich wäre, ihn zu ſehen, ſo glaube ich, es würde ihm große Freude ſein.“

Ilſe nickte. „Laßt ihn herein.“ Der Doctor kam, Ilſe ſtreckte ihm den Arm entgegen und empfand aus dem treuen Händedruck und dem bewegten Geſicht des Nachbars, daß auch der gelehrte Vertraute des Geliebten, auf deſſen Beifall ſie nicht immer rechnete, als ein wackerer Freund an ihrem Lager ſaß. Und Ilſe erlebte, daß noch andere fremde Herren an ihr Bett drangen. „Wenn die Frau Collega Audienz giebt, ſo bitte ich mich zu melden,“ ſprach eine fröhliche Stimme draußen.

„Herein, Herr Profeſſor Raſchke,“ rief Ilſe von ihrem Lager.

„Da iſt ſie,“ rief er lauter, als in einem Krankenzimmer üblich iſt. „Zum frohen Licht entronnen dem ſchweren Verhängniß.“

„Was machen die Thierſeelen, lieber Herr Profeſſor?“ frug Ilſe.

„Sie freſſen im Stadtwald die Blätter ab,“ verſetzte Raſchke, „es hat in dieſem Jahr zahlloſe Maikäfer gegeben. — Siehe, da fliegt einer um die Arzneiflaſche, ich fürchte, er hat mich als Omnibus benutzt, um zu Ihnen zu dringen. Die Bäume ſtehen wie Beſen, und das Federvieh iſt ſo gemäſtet, daß alle Vorurtheile gegen den Genuß dieſer Mitlebenden gänzlich beſeitigt ſind. Ich zähle die Tage bis zu dem frohen Augenblick, wo die Freundin mir erlauben wird, einen Beweis meiner Beſſerung abzulegen.“

Es war eine langſame Geneſung, aber ſie war reich an tröſtender Empfindung. Denn das Schickſal gönnt dem Ge-

neſenden gern als Entſchädigung für Gefahr und Schmerz, daß er ſeine Umgebung frei von dem Staub der Werktage ſchaut in reinen Umriſſen und friſchem Glanz. Dieſe milde Poeſie des Krankenlagers fühlte jetzt Ilſe, als ſie dem ehrlichen Gabriel die Hand entgegen hielt, die der Burſch küßte, ſein Schnupftuch in der Hand, während der Profeſſor rühmte, wie ſorglich er ſeinen Dienſt gethan. Sie fühlte dies Behagen, als ſie an Laura's Arm in den Garten hinabſtieg, und Herr Hummel in ſeinem beſten Rocke ehrbar auf ſie zuſchritt, das Haar glatt gebürſtet und die trotzigen Augen in milder Stimmung halb zuſammengedrückt, und hinter ihm langſam ſein Hund Speihahn, der den Kopf ebenfalls in widerwilliger Achtung ſenkte. Als Herr Hummel ſeine Huldigung dargebracht hatte, ſagte er in ſeinem Mitgefühl ſogar: „Wenn Sie ſich einmal eine ruhige Bewegung anthun wollen, ſo bitte ich, ſich meines Kahns ganz nach Belieben zu bedienen.“ Das war die höchſte Gunſt, die Herr Hummel erweiſen konnte, denn er traute den Bewohnern des Landes, in welchem er lebte, keine von den Fähigkeiten zu, welche für das Waſſer nothwendig ſind. Und er hatte allerdings recht, wenn er eine Reiſe auf ſeinem Kahn ein ruhiges Vergnügen nannte, denn der Kahn blieb bei dem niedrigen Waſſerſtand dieſes Jahres häufig auf dem Grunde ſitzen, und die größte Aufregung, welche er geſtattete, war, daß man die Hände nach beiden Ufern ausſtreckte und mit jeder ein Grasbüſchel abriß.

Als Ilſe wieder in ihrem Zimmer ſaß, geſchah es oft, daß ſich die Thür leiſe öffnete, der Gatte eintrat, ihr Stirn und Mund küßte und dann vergnügt unter ſeine Bücher zurückging. Wenn ſie die zärtliche Sorge aus ſeinen Augen las, und ſein Glück, daß er ſie wieder geneſen und in ſeiner Nähe wußte, da zweifelte ſie nicht mehr an ſeiner Liebe, und ihr war, als dürfe ſie auch nicht mehr um das ſorgen, was er über Leben und Untergang der Einzelnen und der Völker dachte.

8.

Eine Frage der Residenz.

Unter den Fragen nach der Frau Professorin, welche während der Krankheit kamen, war auch die eines Fremden. Gabriel erregte im Haushalt ein kleines Erstaunen, als er erzählte: „Da ich einmal nach der Apotheke lief, stand ein Mann von feinem Aussehen auf der Straße im Gespräch mit Dorchen. Dorchen rief mich hinzu, der Mann erkundigte sich nach Allerlei und es schien ihm sehr ungelegen, daß Sie erkrankt waren."

„Haben Sie nach seinem Namen gefragt?"

„Den wollte er nicht nennen. Er wäre aus Ihrer Gegend, und hätte sich nur auf der Durchreise erkundigen wollen."

„Vielleicht war's Jemand aus Rossau," klagte Ilse, „wenn er nur nicht den Vater durch seine Reden geängstigt hat."

Gabriel schüttelte den Kopf. „Er meinte etwas dabei, er spionirte nach dem ganzen Haushalt und that dreiste Fragen, die ich ihm gar nicht beantworten wollte. Weil er ein schlaues Aussehen hatte, ging ich ihm nach bis zum nächsten Gasthof, und da sagte mir der Hausknecht, daß es der Kammerdiener eines Fürsten wäre." Gabriel nannte den Namen.

„Das ist unser Landesherr," rief Ilse, „was kann der an mir für Theil nehmen?"

„Der Mann wollte eine Neuigkeit nach Hause bringen," versetzte der Gatte. „Er war wohl damals mit im Jagdgefolge, und es war gute Meinung."

Mit diesem Bescheid wurde Gabriel beruhigt, und Ilse sagte vergnügt: „Es ist doch hübsch, wenn ein Landesvater sich auch um die Kinder in der Fremde kümmert, denen es grade schlecht geht."

Indeß Gabriels Kopfſchütteln war nicht ohne Grund, die Nachfrage hatte etwas zu bedeuten.

Hinter der Scheuer eines Bauerhofes ſaß eine junge Dame auf dem Raſen und band Wieſenblumen zu einem dicken Strauß; ein Knäuel blauer Wolle rollte in ihren Schooß, ſo oft ſie ein neues Büſchel Blumen einfügte. Auf der Wieſe vor ihr lief ein junger Herr geſchäftig durch das tiefe Gras, ſuchte die Blüthen zuſammen und legte ſie nach den Farben geordnet vor die Straußwinderin. Daß der Jüngling und das Fräulein Geſchwiſter waren, ließ ein ſtark ausgeprägter Familienzug ihres Angeſichts erkennen, und das gewählte Promenadenkleid machte Jedem zweifellos, daß beide nicht unter Klee und Kamillen des Grundes aufgeblüht waren, auch wer nicht durch eine Lücke zwiſchen den Scheuern ſah, wie ſich auf der andern Seite Pferdeköpfe und die Treſſenhüte ihrer Dienerſchaft bewegten.

„Du bringſt den Strauß nicht zu Stande, Siddy," ſagte der junge Herr zweifelnd zu dem Fräulein, als dieſes ungeſchickt an dem zerriſſenen Wollfaden knüpfte.

„Wenn nur der Faden beſſer hielte," rief die Emſige, „mach' mir den Knoten." Es erwies ſich, daß der junge Herr damit auch nicht leicht zu Stande kam. „Gieb acht, Benno, wie ſchön der Strauß wird, das iſt meine Kunſt."

„Es iſt ja Alles viel zu locker," wandte der junge Herr ein.

„Für's erſte Mal iſt's gut genug," verſetzte Siddy. „Da, ſchau meine Hände an, und wie ſie riechen." Sie zeigte die blauen Spitzen der kleinen Finger, hielt ſie ihm an das Geſicht, und als er gutmüthig daran roch, gab ſie ihm einen kleinen Naſenſtüber. „Von den rothen Blumen habe ich genug," fuhr ſie, wieder über dem Strauße fort, „jetzt kommen nur weiße im Kreiſe herum."

„Was für weiße?"

„Ja wer die Namen wüßte," verſetzte Siddy bedenklich,

„ich meine Margueriten. Wie nennen Sie dieſe weiße Blume?“ frug ſie nach rückwärts gewandt die Bäuerin, welche reſpectvoll einige Schritt hinter dem beſchäftigten Paare ſtand und mit vergnügtem Lächeln dem Treiben der beiden zuſah.

„Wir nennen ſie Gänſeblume,“ ſagte die Bäuerin.

„Ah, richtig,“ rief Siddy, „aber lange Stiele, Benno.“

„Sie haben aber gar keine langen Stiele,“ klagte dieſer und trug herzu, was er in der Nähe abrupfen konnte. „Weißt du, was mich wundert?“ begann er, neben der Schweſter im Graſe ſitzend. „Dieſe Wieſe iſt voll Blumen, wenn man ſie mäht, wird Heu daraus, und im Heu ſieht man von all' den Blumen nichts.“

„Nicht?“ frug Siddy, und knüpfte wieder an der Wolle. „Sie mögen auch vertrocknet ſein.“

Benno ſchüttelte den Kopf. „Sieh dir einmal ein Bündel Heu an, du wirſt wenig darin merken. Ich denke, die Leute pflücken ſie vorher heraus und verkaufen ſie in der Stadt.“

Siddy lachte und wies über die grüne Fläche. „Da, ſchau um dich, ſie ſind zahllos, und die Leute kaufen auch nur die ewigen Gartenblumen. Und dieſe hier ſind doch weit zierlicher. Wie reizend iſt das Sternchen an der Blume unſerer Frau Marguerite.“ Sie hielt den Strauß ihrem Bruder hin und ſah liebevoll auf ihr Kunſtwerk.

„Du haſt es doch durchgeſetzt,“ ſagte der junge Herr bewundernd, „du biſt immer ein kluges Weibchen geweſen. — Mir thut's leid, Siddy, daß du von uns gehſt,“ ſetzte er traurig hinzu.

Die Schweſter ſah ihn ernſthaft an. „Iſt das wahr? — Erhalte mir immer deine Freundſchaft, mein Bruder, du biſt der Einzige hier, der mir den Abſchied ſchwer machen wird. — Benno, wir ſind wie zwei Waiſenkinder, die in einer kalten Winternacht im Schnee ſitzen.“

Die ſo ſprach, war Prinzeſſin Sidonie, und die Sonne ſchien warm auf die blühende Wieſe vor ihr.

„Wie gefällt dir mein Bräutigam?“ frug ſie nach einer Pauſe, den blauen Faden häufig um den fertigen Strauß windend.

„Er iſt ein ſchöner Mann und er war ſehr freundlich zu mir,“ ſagte Benno nachdenklich. „Ob er geſcheut iſt?“

Siddy nickte. „Er iſt darin ordentlich. Er ſchreibt auch liebe Briefe. Willſt du, ſo ſollſt du einen leſen.“

„Das möchte ich gern,“ rief Benno.

„Und weißt du,“ fuhr Siddy geheimnißvoll fort, „auch ich ſchreibe ihm alle Tage. Denn ich merke, eine Frau ſoll ihrem Manne Großes und Kleines vertrauen, und da will ich mich und ihn daran gewöhnen. Ich ſchreibe ihm der Sicherheit wegen unter fremder Adreſſe und meine Kammerfrau beſorgt die Briefe zur Poſt, denn ich fürchte, meine dummen Zeilen werden ſonſt geleſen, bevor ſie abgehen.“ Sie ſagte das gleichmüthig und betrachtete ihren Strauß. „Auch dieſen Beſuch bei Frau Marguerite erfährt er haarklein, und daß er dir gut gefallen hat. Und jetzt iſt der Strauß fertig,“ rief ſie fröhlich, „ich ſchlage ein Tuch darum, wir nehmen ihn in den Wagen, und ich ſetze ihn auf meinen Schreibtiſch.“

Benno lachte: „Er ſieht aus wie eine Keule, du kannſt ihn heut Abend im Ballet den Wilden borgen.“

„Er iſt doch beſſer als die flachen Teller, die man nicht einmal in's Waſſer ſetzen darf,“ verſetzte die Schweſter aufſpringend. „Vorwärts, wir tragen ihn zum Brunnen.“

Sie eilten, von der Bäuerin gefolgt, nach dem Hofe. Benno ergriff einen Eimer und trug ihn nach der Pumpe. „Ich will pumpen,“ rief Siddy; ſie faßte den Schwengel und verſuchte zu drücken, aber es gelang ihr ſchlecht, nur einzelne Tropfen rannen in den Eimer. Benno tadelte: „Du biſt ungeſchickt, laß mich daran.“ Jetzt trat er an das Holz und Siddy faßte den Eimer; er drückte kräftig und der Strahl fuhr über den Eimer auf die Hände und das Kleid der Prinzeſſin. Sie ſtieß einen leiſen Schrei aus, ließ den Eimer fallen, und beide lachten laut. „Du haſt mich ſchön zugerichtet,

unartiger Bonbon," rief Siddy. „Ei, das thut nichts, Mutter," tröſtete ſie die Bäuerin, welche herzulief und erſchrocken die Hände zuſammenſchlug. „Du, mir fällt etwas ein, ich ziehe mir den Rock unſerer Dame Marguerite an, und du einen Kittel ihres Mannes, und wenn der Vetter kommt, ſoll er uns nicht erkennen und wir überfallen ihn."

„Wenn nur Alles gut abläuft," wandte Benno bedenklich ein.

„Es ſieht uns ja Niemand," überredete Siddy. „Mütterchen," ſchmeichelte ſie der Bäuerin, „kommt in eure Kammer und helft mir beim Anziehen." Die jungen Herrſchaften ergriffen die Hände der Frau und zogen ſie in das Haus. Benno legte im Hausflur ſeinen Sommerrock ab, beſah mißtrauiſch den neuen Kittel, welchen eine ſtämmige Magd zutrug, und fuhr mit ihrer Hülfe hinein. Der zierliche Bauerburſch ſetzte ſich geduldig auf eine Bank, ſeine Gefährtin zu erwarten, und benützte die Muße, einen Schleifſtein zu drehen und neugierig die Fingerſpitze ein wenig daran zu halten. Während dieſer Unterſuchung fühlte er einen Schlag auf den Rücken, und ſah erſtaunt eine kleine Bäuerin in blauem Rock und ſchwarzer Jacke, die landesübliche Mütze auf dem Kopf, hinter ſich ſtehen. „Wie gefalle ich dir?" frug Siddy die Arme in einander legend.

„Allerliebſt," rief Benno überraſcht, „ich hätte nicht gedacht, daß ich eine ſo hübſche Schweſter habe." Siddy machte einen bäuriſchen Knix. „Wo haſt du bis heut die Augen gehabt, du thörichter Bonbon? — Und jetzt helfen wir in der Wirthſchaft. Was haben Sie für ihre neuen Dienſtleute zu thun, Frau Marguerite?"

Die Bäuerin ſchmunzelte. „Dort iſt das Futter für die Kühe mit Schrotwaſſer abzubrühen," ſagte ſie.

„Nichts mehr mit Waſſer, wir haben genug davon. Komm, Benno, wir decken unterdeß den Tiſch im Garten unter den Obſtbäumen und tragen die ſaure Milch herzu." Sie drangen in die Stube, trugen zuſammen eine kleine Bank

heraus und ſetzten ſie in den Grasgarten unter einen Apfelbaum, dann flogen ſie nach Tellern und Löffeln zurück, die Bäuerin und die Magd brachten den Tiſch, einen großen Milchnapf und Schwarzbrot. Siddy fuhr behende umher, deckte die Serviette über, ſtrich ſie eifrig zurecht und ſetzte die buntbemalten Thonteller auf. „Sieh dies an," flüſterte Benno, und wies betrübt auf die abgenutzten Blechlöffel.

„Wir waſchen ſie noch einmal ab und trocknen ſie mit grünen Blättern," rieth die Schweſter. Wieder liefen ſie mit den Löffeln zu dem Brunnen und rieben kräftig mit Blättern daran, aber ſie vermochten keinen weißen Glanz hervorzubringen. „Es iſt ihre Art ſo," tröſtete Benno, „das gehört mit zum ländlichen Feſt."

Der Tiſch war gedeckt, Siddy rückte an den Schemeln und wiſchte mit ihrem Battiſttuch herum. „Du biſt der Erbprinz," ſagte Siddy, „du mußt auf die Bank und wir andern zu deinen Seiten. Das Schwarzbrot muß zerkrümelt werden, das kann ſich Jeder ſelbſt machen. Der Zucker fehlt, es kommt nicht darauf an." Sie ſaßen erwartungsvoll vor dem Milchnapf und klapperten im Takt mit den Löffeln. Ein kleiner grüner Apfel fiel vom Baum mitten in die Milchſchüſſel und verurſachte ein Spritzen. Beide lachten laut, ſprangen wieder auf, laſen die unreifen Aepfel und Pflaumen aus dem Graſe und ſpähten über die Hecke auf einen Feldweg, der zur Stadt führte. „Er kommt," rief Benno, „verſtecke dich."

Ein Reiter ritt im Galopp heran, von dem ſchnaubenden Pferde ſchwang ſich ein junger Offizier, er band das Pferd an einen Pfahl und ſprang mit einem Satz über die Hecke. Aber er hielt erſtaunt an, denn er wurde aus den Winkeln mit einem Kreuzfeuer von unreifen Aepfeln und Pflaumen überſchüttet, ſchnell ergriff er einige der grünen Geſchoſſe und vertheidigte ſich, ſo gut er konnte, gegen den Angriff. Die kleinen Bauerleute ſprangen hervor. „Endlich," rief Benno, „du haſt lange warten laſſen." Und Siddy verneigte ſich vor ihm:

„Prinz, die saure Milch ist servirt.“ Prinz Victor sah mit unverhohlener Verwunderung auf die junge Bäuerin. „Ei,“ sagte er gutmuthig, „jetzt sieht man doch endlich einmal, wie klein die Füße sind, vor die man seine Huldigungen niederlegt. So war's recht, ihr Kinder. Aber vor allem muß ich Satisfaktion haben für den Ueberfall.“ Er drehte sein Taschentuch zusammen, die Geschwister lachten und baten: „Sei gut, Vetter, wir thun's nicht wieder. — Ach, lieber Herr Oger, Gnade, Erbarmen,“ flehte Siddy, und fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze nach den Augen.

„Nichts da,“ rief Victor, „ich erhalte euretwegen doch wieder Arrest, da will ich euch wenigstens vorher abstrafen.“ So trieb er die Andern um den Tisch. „Das thut weh, Vetter,“ rief Siddy; „laß die Thorheiten und komm zu Tisch. Ich lege vor. Oben ist der Rahm. Da wird Gerechtigkeit nöthig, wenn Victor dabei ist.“

Victor musterte den Tisch. „Das ist Alles sehr schön aber der Zucker fehlt.“

„Es war keiner zu haben,“ riefen die Geschwister im Chor. Victor griff in seine Tasche und setzte eine silberne Büchse auf den Tisch. „Was würde aus euch, wenn ihr mich nicht hättet. Hier ist der Zucker.“ Und er griff wieder in den Rock und brachte eine Lederflasche mit kleinem Trinkglas zu Tage. „Und hier ist eine andere Hauptsache, der Cognac.“

„Wozu?“ frug Siddy.

„Zum Trinken, gnädigste Cousine. Willst du dies kalte Gelée ohne Cognac mit deinem Innern vermählen, so wage ich nicht zu widersprechen, dir aber, Benno, rathe ich als Mann, sorge für dein Heil.“

Die beiden hielten verlegen ihre Löffel beim Stiele.

„Das wäre nothwendig?“ frug Benno argwöhnisch.

„Es calmirt, wie unser Doctor sagt,“ erklärte Victor, „es pacificirt und zwingt die rebellische Masse zu ruhiger Submission, welche in Frieden tiefer und tiefer wird. Verweigerst du den

Cognac, ſo geht's wie auf dem Weg zur Hölle. Der Pfad iſt anfangs leicht, aber was dahinter kommt, iſt Chaos. Jedenfalls würde dir das heutige Ballet erſpart werden. Iſt euch die Sache klar?"

„Sehr klar," rief Siddy, „daß du uns zum Beſten haſt wie immer. Gieb ihm eins auf die Finger, Benno."

Benno tippte ihm mit dem Löffel auf die Hand, Victor ſprang auf und parirte in Fechterſtellung mit ſeinem Löffel, und die Geſchwiſter jagten den Vetter wieder luſtig um die Bäume.

Da ſtörte ein eiliger Tritt, ein Lakai erſchien auf einen Augenblick an der Gartenthür: „Der durchlauchtigſte Herr kommt geritten," rief er.

Alle drei ſtanden ſtill, die Löffel ſanken in's Gras. „Wir ſind verrathen," rief Siddy erbleichend, „mache dich fort, Victor."

„Ich bin Offizier und darf nicht entlaufen," entgegnete dieſer achſelzuckend, ergriff ſeinen Säbel und hakte ihn eilig ein.

„Du nimmſt Alles auf dich, Benno," rief die Schweſter.

„Ich möchte wohl," verſetzte dieſer kleinlaut, „ich habe nur zum Erfinden niemals Geſchick gehabt."

Vor dem Hofe ſtieg der Fürſt mit Hülfe des Stallmeiſters ab, der Lakei eilte voran, die Pforte zu öffnen, langſam nahte das Schickſal. Der Fürſt trat in den Garten und ſein ſcharfer Blick flog über die jungen Herrſchaften, welche ſteif auf ihrem Platz ſtehen blieben und ſich vor ihm verneigten. Ein ſpöttiſches Lächeln zuckte um ſeinen Mund, als er die Zurüſtungen des Tiſches ſah. „Wer von euch hat den ländlichen Carneval arrangirt?" frug er. Alle ſchwiegen. „Antworte, Benno," wandte er ſich finſter an den jungen Herrn im blauen Kittel.

„Siddy und ich wollten einmal auf einer Wieſe ſitzen, bevor die Schweſter unſer Land verläßt. Ich habe aus Ungeſchick die Schweſter mit Waſſer beſchüttet, ſie mußte ſich umziehen."

„Wo iſt dein Fräulein, Sidonie?" frug er die Tochter.

„Ich bat sie, auf das nahe Gut ihrer Tante zu fahren und mich in einer Stunde von hier abzuholen," versetzte Prinzessin Sidonie.

„Sie hat nicht gut gethan, meine Befehle zu vergessen, um die deinen zu erfüllen, und sie hat ihre Pflicht verletzt, als sie die Prinzessin einem solchen Abenteuer überließ. Es ziemt nicht, daß Prinzessinnen allein und verkleidet in Dorfhäusern einkehren."

Die Prinzessin preßte die Lippen zusammen. „Mein gnädigster Herr und Vater möge verzeihen, ich war nicht allein ich hatte den besten Schützer bei mir, den eine Fürstin unseres Hauses haben kann, und der war Ew. Hoheit Sohn, mein erlauchter Bruder."

Der Fürst trat einen Schritt näher und sah ihr schweigend in's Gesicht, und so stark war in seinem Antlitz der Ausdruck von Zorn und Abneigung, daß die Prinzessin erbleichte und die Augen niederschlug. „Gehört Prinz Victor auch zu den Beschützern, welche sich die Prinzessin in den Bauerhof bestellt?" frug er. „Hat der Lieutenant — er nannte den Namen seines Geschlechts — Urlaub, sich aus der Garnison zu entfernen?"

„Ich bin ohne Urlaub herausgeritten," versetzte der Prinz in militärischer Haltung.

„Melde dich als Arrestant," befahl der Fürst.

Victor salutirte und machte Kehrt, er band sein Pferd ab und nickte hinter dem Rücken des Fürsten über die Hecke seinem Vetter zu, bevor er der Stadt zutrabte.

„Ihr aber eilt, diese Mummerei los zu werden," befahl der Fürst, „die Prinzessin fährt im Wagen des Erbprinzen nach Haus." Er winkte, die jungen Herrschaften verneigten sich und eilten aus dem Garten.

„Mir hat das Unglück geahnt," sagte der Erbprinz im Wagen zu seiner Schwester. „Arme Siddy!"

„Ich will lieber eine Magd dieser Bäuerin sein und Holz-

pantoffeln an den Füßen tragen, als dies Sclavenleben noch lange erdulden," rief die zornige Prinzessin.

„Laß dir nur heut beim Diner nichts merken," bat Benno.

Der Strauß von Wiesenblumen stand im Eimer und am Abend zerrupften ihn die Kühe der Bäuerin.

Den Tag darauf trat der Oberstthofmeister von Ottenberg, ein alter Herr mit weißem Haar, bei dem Fürsten ein. „Ich bemühe Ew. Excellenz," begann der Fürst zuvorkommend, „weil ich in einer Familienangelegenheit Ihre Ansicht zu vernehmen wünsche. Der Tag naht, wo die Prinzessin uns verläßt. — Haben Sie meine Tochter heut gesprochen?" unterbrach er sich.

„Ich komme von Ihrer Hoheit," antwortete ehrerbietig der alte Herr.

Der Fürst lächelte: „Ich habe ihr gestern einige ernste Worte gesagt. Die Kinder spielten auf eigene Hand eine Idylle und ich traf sie in Bauerkleidern und ausgelassener Stimmung. Unsere liebe Siddy hatte vergessen, daß solches Spiel Mißdeutungen ausgesetzt ist, die sie zu vermeiden jede Ursache hat."

Der Oberstthofmeister verbeugte sich schweigend.

„Doch nicht um die Prinzeß handelt es sich. Die Zeit ist gekommen, wo über die nächsten Jahre des Erbprinzen ein Entschluß gefaßt werden muß. Ich habe daran gedacht, ihn trotz der Bedenken, welche seine zarte Gesundheit nahe legt, in eine größere Armee eintreten zu lassen. Sie wissen, daß dies uns nur in Einem Staate möglich ist. Auch dort hat sich eine unerwartete Schwierigkeit gefunden. Es sind dort zwei Regimenter, welche Sicherheit gewähren, daß der Prinz nur mit Offizieren von Familie in ein kameradschaftliches Verhältniß treten würde. Aber das eine Regiment hat jetzt zum Commandeur denselben Kobell erhalten, der vor Jahren unsern Dienst quittirt hat; es ist unthulich, den Prinzen zu seinem Untergebenen zu machen. Bei dem andern Regiment

aber ist in den letzten Monaten das Unerwartete geschehen und trotz dem Widerstande des Offiziercorps ein Herr Müller eingeschoben worden. So ist dem Erbprinzen unmöglich gemacht in die einzige Armee zu treten, welche uns offen steht."

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob nicht das zweite Hinderniß zu beseitigen war?" frug der Oberstthofmeister.

„Man möchte uns gern gefällig sein," versetzte der Fürst, „weiß aber selbst keinen Rath, denn das Einreihen des bürgerlichen Lieutenants war ein Zugeständniß, welches man aus politischen Gründen gemacht hatte."

„Und es würde nicht viel helfen, wenn an Name und Familie des Lieutenant Müller selbst das Störende geändert würde?" warf der Oberstthofmeister ein.

„Auch das ist vorsichtig tentirt worden, es hat sich ergeben, daß in dem Vater des Menschen keine Bereitwilligkeit war. Und Excellenz, zuletzt bliebe die Inconvenienz doch dieselbe. Sie wissen, daß ich in diesen Dingen keineswegs Purist bin, aber für den kameradschaftlichen Verkehr des Tages wäre dem Erbprinzen solche Nähe doch gar zu unbehaglich. Müller oder von Müller, der Mehlstaub bleibt."

Es entstand eine Pause. Endlich begann der Oberstthofmeister: „Für jüngere Prinzen ohne Vermögen und die Möglichkeit, sich selbst eine kräftige Thätigkeit zu finden, sind die Vortheile einer militärischen Carriere allerdings unleugbar. Ob sie auch für einen Fürsten unzweifelhaft sind, der die Vorbildung für einen großen Beruf sucht? Ich erinnere mich, daß in früherer Zeit Ew. Hoheit das Soldatenspiel an den Höfen als eine Modelaune ohne Vorliebe betrachteten."

„Das leugne ich nicht," versetzte der Fürst, „und Ihnen gegenüber darf ich mich wohl zu dieser Ansicht bekennen. Der gewöhnliche Zustand der menschlichen Gesellschaft ist jetzt nicht der Krieg, sondern der Friede. Die angelegentliche Vorbildung eines jungen Fürsten für den Krieg wird allerdings in seinem Wesen einige männliche Seiten entwickeln, überliefert ihn aber

in allen Hauptſachen hülflos den Händen ſeiner Beamten. Und im Vertrauen, Excellenz, die Freude an Epauletten iſt grade während der Friedenszeit in die Höfe gedrungen, und im Fall eines großen Krieges, wo nur bei wirklichem Feldherrntalent Hülfe zu finden iſt, wird das militäriſche Dilettiren der Fürſten ſich mit wenigen Ausnahmen als durchaus unnütz erweiſen. Das Alles iſt unleugbar. Leider iſt es gegenwärtig nicht mehr Modelaune, wenn an den meiſten Höfen dieſer Bildungsweg für junge Fürſten gewählt wird, ſondern ernſte Nothwendigkeit. Die Zeit, in welcher wir zu leben verurtheilt ſind, hat eine engere Verbindung der Höfe mit den Heeren unvermeidlich gemacht, und was einſt beſſer unterblieb, iſt jetzt eine Stütze fürſtlicher Stellung geworden."

„Ich ſehe die Stellung erlauchter Herren nicht dadurch verſtärkt, daß ſie ſchlechte Generäle ſind," erwiederte der Oberſthofmeiſter. „Ja, man darf behaupten, daß viele von den Schwierigkeiten, welche die Gegenwart zwiſchen Fürſten und Völkern aufgehäuft hat, grade daher rühren, daß unſere Prinzen neben vortrefflichen Anſichten über den Hufbeſchlag der Pferde und Ausarbeiten der Recruten, auch einige Vorurtheile und Unarten der Garniſon zu ihrem hohen Beruf mitbringen, und viel zu wenig von der Sicherheit, dem edlen Stolz und dem fürſtlichen Sinn, welchen die Uebung in den großen Geſchäften zu entwickeln vermag."

Der Fürſt lächelte. „Excellenz ſind alſo der Anſicht, daß der Erbprinz eine Univerſität beſuchen ſoll? Denn eine andere Schule giebt es doch nicht, wenn er einmal dieſen Hof verläßt. Der Prinz iſt ſchwach und beſtimmbar, die Gefahren, welche für ihn auf dieſem Wege liegen, ſind doch noch größer, als der Verkehr mit einem ungeeigneten Offizier."

„Es iſt wahr," warf der Oberſthofmeiſter ein, „daß während dieſer Jahre der Erbprinz gewiſſe Zugeſtändniſſe an den Brauch einer Academie zu machen hat; für den perſönlichen Umgang finden ſich aber doch auf jeder Univerſität Söhne

alter Familien, welche die Ehre den Prinzen zu entouriren wohl würdigen. Es wird vielleicht dort leichter sein den jungen Herrn von unpassender Kameradschaft frei zu halten, als beim Regiment."

„Nicht diese Gefahr fürchte ich," versetzte der Fürst, „sondern unpraktische Theorie und zerstörende Ideen, welche dort verkündet werden."

„Was man bekämpfen muß, sollte man doch vorher kennen lernen," entgegnete der Oberstthofmeister. „Erachten Ew. Hoheit bei der vielseitigen Erfahrung, welche Höchstdenselben ein reiches Leben verlieh, die Bekanntschaft mit diesen Ideen so gefährlich?"

„Wer geht in die Hölle, um fromm zu werden?" frug der Fürst in guter Laune.

„Als ein großer Dichter dies gewagt hatte," versetzte der Oberstthofmeister, „schrieb er sein göttliches Gedicht. Und mein gnädigster Herr, der selbst warmes Interesse für wissenschaftliche Thätigkeit vielfach bewährt hat, wird doch unsere Academieen höchstens für Orte eines milden Fegfeuers halten. Sollte an den Seelen unserer erlauchten Herren nach der Rückkehr von dieser Stätte hie und da ein infernalisches Flämmchen hängen, es wird durch die hohen Interessen des fürstlichen Berufes sehr bald getilgt."

„Ja," bestätigte der Fürst mit devoter Miene, „es liegt eine Weihe auf dem Amt des Fürsten, welche das Wesen auch des schwachen Mannes für die großen Interessen umbildet, welche er durch sein Leben darzustellen hat. Aber, Excellenz, es ist schwer, ohne verächtliches Mitleid auf die sentimentale Gefühlsseligkeit neuer Regenten zu sehen, und aus Fürstenmunde immer wieder die alten Phrasen von Liebe und Vertrauen gläubig nachgesprochen zu hören. Allerdings sind diese populären Aufwallungen vergänglich, und auch mancher von uns älteren hat einst geschwärmt und da grünes Moos zu pflanzen versucht, wo es von der Sonne versengt wird, aber die furchtbaren Gefahren unserer argen Zeit machen solches Schwanken

neuer Regenten immer gefährlicher, und falsche Schritte der ersten Regierungswochen mögen oft die ganze spätere Stellung verderben."

Der Oberstthofmeister erwiederte entschuldigend: „Es ist vielleicht gut, weiser zu sein als andere, aber nüchterner zu sein als alle andere, bringt doch nicht zu jeder Zeit Vortheil. Ein wenig Poesie und jugendliche Begeisterung mag man unsern Fürsten auch gönnen. Wenn ich deßhalb für des Erbprinzen Hoheit den Besuch einer Universität zu empfehlen wage, so thue ich dies mit der willkommenen Empfindung, daß ich damit auch Ew. Hoheit eigentliche Meinung ausspreche."

Der Fürst sah scharf nach dem Oberstthofmeister und auf seiner Stirn zog sich ein schnelles Gewölk zusammen. „Wie wollen Sie wissen, was meine geheimen Gedanken sind?"

„Das wäre Ew. Hoheit gegenüber ein ganz vergeblicher Versuch," versetzte der alte Herr ruhig, „und es würde einem alten Diener wenig anstehen, nach den geheimen Gedanken seines Herrn zu spähen. Aber Höchstdieselben haben bis jetzt dem Erbprinzen immer solche Gouverneure und Begleiter gegeben, welche nicht Militärs waren. Das legte einen Schluß auf Ew. Hoheit Willensmeinung für Jedermann nahe."

„Sie haben recht — wie immer," sagte der Fürst versöhnt. „Und es war mir Freude, Ihre Auffassung in Uebereinstimmung mit der meinigen zu finden. Denn es ist immerhin ein ernster Entschluß, er raubt mir auf längere Zeit die Nähe meines lieben Benno."

Der Oberstthofmeister bewies sein Mitgefühl durch eine stumme Verbeugung. „Der Höchste Entscheid wird allerdings große Veränderungen hervorbringen, denn er entfernt zu gleicher Zeit alle jungen Herrschaften vom Hofe."

„Alle?" frug der Fürst überrascht. „Der Erbprinz würde kurz nach der Vermählung seiner Schwester abreisen, aber da ist ja noch Prinz Victor, welcher zurückbleibt."

„Dann bitte ich unterthänigst um Verzeihung," entgegnete

der Oberſthofmeiſter, „ich hatte vorausgeſetzt, daß die Abreiſe des Erbprinzen auch den Uebertritt des Prinzen Victor in eine fremde Armee zur Folge haben würde.“

„Wie kommen Sie dazu?“ frug der Fürſt überraſcht. „Ich habe durchaus nicht die Abſicht, den Prinzen Victor in der Fremde zu fourniren, er mag ſeine Reitkunſt bei unſern Schwadronen üben.“

„In dieſem Falle würde ſeine Stellung am Hofe geändert,“ ſagte der Oberſthofmeiſter nachdenklich, „er erhält den Rang und wird für dieſe Jahre dem Hofe bei Gelegenheit der ſtellvertretende Prinz des erlauchten Hauſes.“

„Was fällt Ihnen ein, Oberſthofmeiſter?“ verſetzte der Fürſt unwillig.

„Hoheit wollen gnädigſt angeben, wie das vermieden werden ſoll. Das Recht des Blutes kann nie gegeben und nie genommen werden. Der Prinz iſt der nächſte Anverwandte, die Ordnung des Hofes fordert die entſprechende Stellung, und der Hof wird in tiefſter Ehrfurcht darauf beſtehen, daß ſie dem Prinzen nicht verſagt werde.“

„Der Hof,“ rief der Fürſt verächtlich, „ſagen Sie grade heraus, der Oberſthofmeiſter.“

„Der Oberſthofmeiſter iſt von Ew. Hoheit dazu beſtellt, über die Ordnung des Hofes zu wachen,“ verſetzte der alte Herr mit Feſtigkeit. „Als perſönliche Meinung wage ich noch anzuführen, daß für den lebendigen und thatkräftigen Geiſt des Prinzen Victor der Dienſt in dieſer Reſidenz und die Nähe des Hofes nicht vortheilhaft ſind; es iſt vorauszuſehen daß er öfter Ew. Hoheit Veranlaſſung zur Unzufriedenheit geben wird, und daß der Verluſt Höchſter Gnade bei dem aufgeweckten und volksthümlichen Weſen des Prinzen eine dauernde Veranlaſſung zu Mediſance und böswilligem Geſchwätz ſein würde. Deßhalb wagte ich anzunehmen, daß die Bedenken, welche eine militäriſche Carriere des Erbprinzen in fremder Armee hindern, bei Prinz Victor ohne Gewicht ſein würden.“

Der Fürst sah finster vor sich hin. Endlich begann er mit Ueberwindung: „Ich muß Ihnen dankbar sein, daß Sie mich auf dieses Bedenken geführt haben. Ich werde nach reiflicher Ueberlegung meinen Entschluß fassen. Seien Excellenz überzeugt, daß ich den warmen Antheil wohl zu schätzen weiß, den Sie mir und den Meinen bewahren.“ Er neigte das Haupt, der Oberstthofmeister verließ das Zimmer; und die Falten im Antlitz des Fürsten zogen sich drohend zusammen, als er dem Alten nachsah.

Die Folge dieser Unterredung war, daß der Erbprinz auf eine Universität gesandt wurde. Dies Ereigniß ward an der Universität im Schein der hölliſchen Flämmchen, welche hie und da loderten, nicht ganz so aufgefaßt als am Hofe.

Der Magnificus trat eines Abends bei Professor Werner ein und begann, Ilse begrüßend: „Sie haben Ihrem Lande ein gutes Beispiel gegeben, als Sie zu uns kamen, von oben ist der Universität die Mittheilung geworden, daß im nächsten Semester Ihr Erbprinz bei uns seine Studien beginnen will.“ Zum Professor gewandt fuhr er fort: „Man erwartet, daß wir Alles thun werden, den jungen Herrn zu fördern, was mit den Pflichten unseres Amtes verträglich ist. Ihnen habe ich den Hohen Wunsch auszudrücken, daß auch Sie dem Erbprinzen auf seinem Zimmer eine Vorlesung halten.“

„Ich lese kein Prinzencollegium,“ erwiederte der Professor, „dazu ist meine Wissenschaft zu umfangreich, sie läßt sich nicht in eine Nußschale packen.“

„Vielleicht würde sich doch irgend ein populäres Thema ergeben,“ mahnte der kluge Magnificus. „Mir scheint fast höherer Werth, als auf den Inhalt der Vorlesung, darauf gelegt zu werden, daß Ihre Person mit dem Erbprinzen in wohlthuende Verbindung tritt.“

„Wenn der Prinz sich in meinem Hause wohl fühlen und unserm Brauch fügen kann, so bin ich zu jeder anständigen Aufmerksamkeit erbötig. In meinen Vorträgen führe ich seinet-

wegen keine Aenderung ein. Beſucht er als Student eines meiner Collegien, gut. Auf ſeinem Zimmer leſe ich weder ihm noch jemand Anderem."

„Wird man die Weigerung nicht als eine Unfreundlichkeit empfinden?" wandte der Rector ein.

„Wohl möglich," verſetzte der Profeſſor, „und ich geſtehe Ihnen, daß mir dies im vorliegenden Fall beſonders peinlich iſt. Aber keine perſönliche Rückſicht ſoll mich beſtimmen, von einem Grundſatz abzuweichen. Ich habe früher einmal die Erfahrung gemacht, wie demüthigend es iſt, einem Knaben, dem die nöthige Vorbildung, dem Verſtändniß und inneres Intereſſe fehlte, ernſte Männerarbeit zurechtzuſchneiden. Ich thue es nie wieder. Dann aber handle ich im Intereſſe dieſer jungen Herren ſelbſt, ſoviel ich als Einzelner vermag, deſſen Studien von der Heerſtraße fürſtlicher Bildung weitab liegen. Wollen ſie von uns etwas lernen, was für ihr Leben fruchtbar iſt, ſo ſollen ſie es ordentlich lernen, und ſie ſollen mit den Vorkenntniſſen zu uns kommen, welche ihnen möglich machen, von der Wiſſenſchaft Nutzen zu ziehen. Ich habe hie und da aus der Ferne geſehen, wie traurig es mit der innern Bildung der Mehrzahl beſtellt iſt. Das flache zerſtreuende Weſen ihrer Erziehung, welches ihnen faſt die Möglichkeit nimmt, an irgend einem Gebiete geiſtiger Arbeit ein warmes Intereſſe zu nehmen, macht ſie auch ſpäter für das Leben und für ihre Regentenpflichten wenig brauchbar. Und wir nehmen Theil an dieſem Unrecht, wenn wir Jünglinge, die in Wahrheit nicht die Kenntniſſe eines Tertianers haben, mit dem Schein und Firniß wiſſenſchaftlicher Cultur überziehen. Denn darauf iſt es doch in der Regel abgeſehen. Man braucht ſicher nicht die Univerſität zu beſuchen, um ein tüchtiger Mann zu werden; wenn man aber dieſen ſchwierigen Weg einſchlägt, — und ich meine allerdings, jeder künftige Regent ſollte das — ſo darf es nur in einer Weiſe geſchehen, welche auch tüchtige Reſultate ſichert. Ich verurtheile nicht die Lehrer, welche anders denken," ſchloß

der Professor, „es giebt ohne Zweifel Disciplinen, bei denen gedrängte Darstellung einiger Hauptsätze möglich und nützlich ist. Die Alterthumswissenschaft wenigstens gehört nicht dazu. Und deßhalb bitte ich zu entschuldigen, wenn ich mich dem jungen Herrn für Privatstunden versage."

Der Rector zuckte die Achseln und sprach diesen Grundsätzen seine Anerkennung aus.

„Mein armer Erbprinz," rief Ilse bedauernd, als der Rector sich entfernt hatte.

„Mein armer Codex," parodirte der Professor lachend.

„Aber eine Ausnahme hast du doch gemacht," wandte Ilse ein, „bei deinem Weibe."

„Hier ist die Lehrstunde nur der Leitfaden, unser ganzes Leben die Erläuterung," versetzte der Professor. „Den künftigen Landesherrn von Bielstein aber wirst du unter diesen Umständen wohl nur aus der Ferne als dein stilles Eigenthum betrachten können; und auch mir schwindet eine gewisse unsichere Hoffnung, welche ich auf das flüchtige Begegnen mit seinem Vater baute. Denn es ist allerdings wahrscheinlich, daß man dort meine Weigerung als launischen Hochmuth auffaßt."

Darüber hätte der Professor ruhig sein können. Es wird dafür gesorgt, daß solche Auffassung nicht zu rechter Zeit an die Adresse gelangt, für welche sie bestimmt ist. Die Schärfe wird umgebogen, die Spitze abgebrochen und zuletzt hält man in hoher Luft dergleichen Gesinnung für so ungeheuerlich, daß man sie nur den verworfensten Menschen zutraut. Dafür galt der Professor keineswegs. Schon der Rector war vorsichtig genug, die Weigerung Werners durch Gründe zu verdecken, und in der Residenz des Fürsten hatte man einmal beschlossen, daß der Erbprinz ein Zuhörer des Professors werden sollte. Aus dem eingesandten Verzeichniß der Vorlesungen wurde ein kleines Collegium Werners ausgesucht: Besichtigung und Erklärung antiker Bildwerke in Gipsabgüssen, bei welchen der

Erbprinz mit seinem Begleiter wenigstens nicht unter allerlei bunten Mützen zu sitzen nöthig hatte, sondern in fürstlicher Isolirung umherwandelnd gedacht werden konnte.

Wieder wogten die Wellen der reifen Aehren, als Ilse mit ihrem Gatten dem Gute des Vaters zufuhr. Ein Jahr, reich an Freuden, nicht frei von Schmerzen, lag hinter ihr, auch sie hatte jetzt eine kleine Geschichte, Frieden mit Streit, Wachsthum und Vergehen am eigenen Leben erfahren. Wer in ihr Antlitz sah, der konnte an der bleichen Wange das Leid erkennen, welches sie getroffen, und an dem sinnenden Blick, daß ernste Gedanken durch ihr Haupt gezogen waren. Aber als sie auf der Höhe das dunkle Dach des Vaterhauses erblickte und an der wetterblauen Holzkirche vorbeifuhr, da war Großes und Kleines vergessen, und sie empfand sich wieder als Kind in dem Frieden der Heimath, der ihr jetzt so wohlthuend und trostbringend erschien. Als sich die Gutsleute um die Thür drängten, als die Geschwister heranstürmten, und der Vater alle überragend den Gatten und sie selbst aus dem Wagen hob, da hielt sie Jeden in stummem Gruß umfangen, aber als der kleine Franz an ihr aufsprang, drückte sie ihn so lange an ihr Herz, bis sie die Haltung verlor und in Thränen ausbrach, so daß ihr der Vater das Kind vom Arme nehmen mußte.

Es konnte nur ein kurzer Besuch sein, den die Gatten auf dem Gut machten, Amtsgeschäfte zwangen den Professor zu schneller Heimkehr, er hatte Ilse den Vorschlag gemacht, sie länger beim Vater zu lassen und abzuholen; sie aber wollte nicht.

Prüfend sah der Vater auf Haltung und Antlitz der Tochter und ließ sich von dem Professor immer wieder erzählen, wie schnell und gut sie in der Stadt heimisch geworden war.

Unterdeß flog Ilse durch Hof und Garten hinaus in die

Landſchaft, wieder leichtbeflügelt wie die kleinen Geſchwiſter, die ihre Hand nicht loslaſſen wollten. „Alle ſeid ihr gewachſen,“ rief ſie, „mein Krauskopf aber am meiſten, der wird werden wie der Vater. Ein Landwirth, Franz.“

„Nein, ein Profeſſor,“ erwiederte der Knabe.

„Ach du armes Kind,“ ſagte Ilſe.

Die Feldarbeiter verließen die Garben und eilten ihr entgegen, es gab viel zu grüßen und zu fragen: der Großknecht hielt ſeine Pferde an, das Sattelpferd, der Schimmel, rückte heftig mit dem Kopfe. „Er kennt Sie recht gut,“ ſagte der Knecht, und klatſchte luſtig mit der Peitſche. Ilſe ging in das Dorf und trug ihren Gruß zu den Todten und den Lebendigen, und als der kranke Benz ſie endlich losgelaſſen hatte, rief er nach ſeiner Tafel und verfertigte mit zitternder Hand ein Freudengedicht. Bedächtiger wandelte die Frau Profeſſorin durch den Hof. Vom Zuge der Mägde geleitet, ſchritt ſie den Gang zwiſchen den Rindern entlang, trotz ihrem modiſchen Kleide, der ſagenhaften Frau Berchta ähnlich, welche Segen ſtreuend durch Stall und Haus des Landmanns gleitet. Vor jedem gehörnten Haupte hielt ſie an, die Kühe hoben die Mäuler zu ihr auf und brummten, bei jeder war eine wichtige Neuigkeit zu berichten. Die Mägde wieſen ihr ſtolz die angebundenen Kälber und baten um Namen für die erwachſenen Farſen; denn der Herr hatte befohlen, daß Ilſe das Jungvieh mit Namen verſehen ſollte, und die Mägde freuten ſich über die vornehmen Stadtnamen Kalypſo und Xanthippe. — Alles vertraut und Alles wie ſonſt, und doch bei jedem Schritt Neues für Auge und Ohr.

Clara gab ihr Rechenſchaft über die Wirthſchaft; das Mädchen hatte ſich trefflich gehalten, ihr Lob, welches die Mamſell und, was wichtiger war, die Großmagd in vertraulicher Unterredung ertheilten, that Ilſe ſehr wohl, und ſie ſagte: „Jetzt erſt bin ich ganz beruhigt, ich kann hier entbehrt werden.“

Gegen Abend ſuchte der Profeſſor ſeine Frau, die ſeit Stun-

den verſchwunden war. Er hörte den Lärm der Kinder am Bach, und dachte ſich, wo Ilſe jetzt ſein müſſe. Als er um den Stein der Höhle bog, ſah er ſie im Halbdunkel ſitzen, das Auge nach dem Vaterhauſe gewandt. Er rief ihren Namen und ſtreckte die Arme nach ihr aus, ſie flog ihm an die Bruſt und ſagte leiſe: „Ich weiß, daß an deinem Herzen meine Heimath iſt; habe Nachſicht, wenn die alte Zeit mir jetzt mächtig wird.“

Am ſpäten Abend, als der Vater den Profeſſor in das Schlafzimmer führte und mit ihm noch Geſchäfte und Politik beſprach, ſchickte Ilſe ihre Schweſter Clara zu Bett und ſie ſetzte ſich auf den Stuhl. Da der Vater hereinkam, das Licht vom Tiſch zu holen, fand er die Ilſe wieder an ihrer alten Stelle zum Nachtgruß, und ſie hielt ihm den Leuchter hin. Er ſetzte das Licht auf den Tiſch, ging, wie er pflegte, vor ihr auf und ab und begann: „Du biſt bleicher und ernſter als du warſt. Wird das vorübergehen?“

„Ich hoffe, es wird vorübergehen,“ wiederholte die Tochter. — Nach einer Weile fuhr ſie fort: „Man denkt über vieles anders in der Stadt, und man glaubt anders, Vater.“

Der Vater nickte mit dem Kopf. „Das war's,“ ſagte er, „und deßhalb habe ich um dich geſorgt.“

„Es wird mir unmöglich, ſchwere Gedanken los zu werden,“ ſprach Ilſe leiſe.

„Armes Kind,“ rief der Landwirth, „dabei dir zu helfen, geht über meinen Verſtand. Denn bei uns auf dem Lande iſt es leicht, an Vaterſorge zu glauben, wenn man über das Feld geht und ſich des Wachsthums freut. Aber laß dir von einem Landmann ein vertrauliches Wort ſagen. Es iſt in allen Dingen auf Erden Beſcheidenheit nöthig und Entſagung. Wir auf dem Lande ſind nicht beſſer und geſcheuter, weil wir wenig um das ſorgen, was dem Menſchen räthſelhaft iſt. Wir haben keine Zeit zu grübeln, das iſt bequem, und wenn uns ein Gedanke erſchreckt, hilft die Arbeit darüber weg. Aber manchmal kommt doch die Ungewißheit. Auch ich habe Tage gehabt,

und ich habe sie noch, wo ich mir meinen Kopf zerbreche, obgleich ich weiß, daß ich nicht auf's Reine kommen kann; und deßhalb suche ich mir jetzt solche Gedanken fern zu halten. Das ist Vorsicht, aber es ist nicht Tapferkeit. Du bist hineingesetzt in ein Leben, wo dir das Hören und Nachdenken unvermeidlich wird. Du mußt dich durchkämpfen, Ilse. Vergiß dazu zweierlei nicht. Die Menschen haben von je sehr verschieden angesehen, was ihnen nicht ganz verständlich war, und sie haben einander deßhalb seit alter Zeit gehaßt und wie Kannibalen geschlachtet, nur weil Jeder gegen den Andern Recht haben wollte. Darin liegt eine Warnung. Aber Eines hat sich immer bewährt gegenüber dem Zweifel: seine Pflicht thun, alle Tage das Nächste thun, und im Uebrigen vertrauen, daß man nicht deßhalb verloren ist, weil man Eines und das Andere denkt. Bist du der Liebe deines Mannes sicher?"

„Ja," versetzte Ilse.

„Und hast du eine aufrichtige Achtung vor dem, was er thut, für dich und für alle Andern?"

„Ja," rief Ilse.

„Dann ist Alles in Ordnung," sagte der Vater, „denn an seinen Früchten erkennen wir den Acker. Um das Uebrige grämen wir uns nicht heut, nicht in der Zukunft. Gieb mir das Licht und geh zu deinem Mann. Gute Nacht, Frau Professorin."

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

DECLASSIFIED 1952